

Das Werk



Lichtbild: Henle.

Bronzkopf einer Schildkröte
vor dem Kaiserpalast in der „Verbotenen Stadt“ von Peking.
(Vgl. den Aufsatz: Als Montageleiter für die „Dortmunder Union Brückenbau“ in China.)

Haus- und Werkszeitschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVI. Jahrg.

Düsseldorf



Juli II/August 1936

Heft 7/8

Das Werk

XVI. Jahrg.

Düsseldorf, Juli/August 1936

Heft 7/8

Dienst und Haltung.

Zwei Worte gibt es, die ich jetzt vor allem liebe: Dienst und Haltung. Daß all unser Leben ein Dienst sei am Werk, heilig gefühlt, und wir unser Dasein in vollendeter Haltung leben, Haltung, hier gefaßt als durchgebildete Geistigkeit, innen glühend von Leidenschaft, außen aber stahlhart gehämmert, in herrlichem Maße das Maßlose bergend, das scheint mir notwendig.

Wenn ich auf meinen Staat schaue, Symbol des Unendlichen wie jedes Endliche, mir aber vor den andern sichtbares Symbol, das ich stets im Herzen trage, dann erscheint er mir ganz streng und groß und vollkommen geformt, innen aber von der vielfältigsten Bewegung und dem buntesten Spiel der Kräfte.

Otto Braun
gefallen 29. April 1918.

Das Vermächtnis.

Aus nachgelassenen Schriften von Otto Braun,
gefallen als Zwanzigjähriger am 29. April 1918.

An Julie B.

Zehlendorf, 2. August 1914.

...Mag auch alles so verhängt und dunkel sein, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen, das Eine ist mir sicher: Deutschland kann nicht untergehen. Und ich gründe diesen Glauben nicht wie die Prahler auf die Überzeugung von unserer Vollkommenheit und unseren Leistungen, sondern gerade aus dem Bewußtsein, daß wir uns noch nicht erfüllt haben, erwächst mir diese Gewißheit. Das Deutschland, das wir im Herzen tragen, ist noch nicht Gestalt, noch nicht Form geworden. Vielleicht haben wir in der Musik uns schon ausgesungen; in Bild- und Bauwerk, in Dichtung und vor allem in der Gestaltung des Lebens genügt uns unserer Bestimmung noch nicht. Die Aufgabe, die uns geworden, ist schwer, schwerer als die anderer Völker, weil wir vielfacher und vielspaltiger sind. Wohl ist in Goethe als Mensch und Künstler der Reichtum, die Fülle, das Innige und Tiefe zu reinem Gebilde geworden, aber immer ist es der Einzelne, der aus dem Chaos, aus dem Ungeformten sich selbst Stil und Form schaffen muß. Hölderlins Sehnsucht bleibt noch heute unerfüllt:

„Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volkes,
Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands.“

Nicht die hohe Kultur des Einzelnen kann uns zur Vollendung führen; nur aus der großen Gestaltung des Lebens, der Gesamtheit, der Gemeinschaft, wird uns die Erlösung unseres wahren Seins werden. Dann erst vermögen wir das „neu Gebild“ zu schaffen, von dem Hölderlin singt, daß es einzig sein und von uns zeugen werde. Dann erst wird sich erfüllen, was das deutsche Mittelalter versprach, was die Größten und Besten träumten, daß sie sich „alle finden am höchsten Fest“.

In diesem Sinne, für dieses Ziel will ich hinaus, das heiligste Gut zu schützen: Deutschland.

An die Eltern.

1. Juli 1915 (Im Felde).

Vor allem, ja einzig liebe ich die Tat und das Werk, gering achte ich nur Wille und Absicht; so bin ich bereit, zu allem, was sich durchsetzt, ja zu sagen und mindestens zu versuchen, es zu verwerten.

An die Eltern.

29. März 1916 (Im Felde).

...Meine innerste Inbrunst, meine reinste, wenn auch geheimste Flamme, mein tiefster Glaube und meine höchste Hoffnung sind noch immer ganz dieselben, und all dies heißt mir: Staat. Einmal den Staat zu bauen wie einen Tempel, rein und stark hinaufwärts, in eigener Schwere ruhend, streng und erhaben, doch auch heiter, wie es die Götter sind, und mit lichten Hallen, durchschimmert vom Spiele der Sonne, das ist im Grunde doch alles Ziel und Ende meines Strebens. Haltet mich nicht für frevelnd, ich weiß wohl, was das heißt, aber irgendwo fern muß man doch eines Berges Haupt durch den Nebel emporragen sehen, wenn auch noch dichtes Gewölk die Abgründe verbirgt, die sich davor öffnen.

*

Zehlendorf, 18. Januar 1917.

...Es ist ganz seltsam, daß ich immer leidenschaftlicher, bewußt und unbewußt zur Deutscheit zurückwache. Dies erscheint mir als natürlicher und schöner Prozeß, denn gewiß ist das Vaterland der Boden, auf dem dem Manne zu wirken bestimmt ist. Erst wenn sich die Wurzeln ganz tief in die mütterlichen Äcker geschlungen haben, den Saft der Heimat

voll und liebedürftig in sich gezogen, darf die Krone ohne Schaden sich weiterhin verbreiten, Regen und Winde der ferneren Zonen um sich spielen lassen. Dies sage ich vor allem aus der Bestimmung, daß es nie und nirgends auf die größte Vervollkommnung der Einzelindividualität ankommt, so wenig wie auf das größte Glück der größten Anzahl, sondern daß wir alle recht eigentlich dem Göttlichen zu dienen bestimmt sind, daß unser Sinn ist, Großem Form zu geben, Werke zu schaffen, und daß wir nur durch diese Verleiblichung des Unendlichen selbst irgendwie in das Unendliche fortzudauern vermögen.

Tagebuch, 4. Juli 1917.

Manchmal habe ich jetzt das Gefühl, daß wir einer furchtbaren Zeit gleich den römischen Bürgerkriegen entgegengehen, einer Zeit, die gewaltige Einzelne erzeugen mag, nicht aber jene göttliche Vielfältigkeit und Weite der Kultur, die ich so über alles ersehne, jene Möglichkeit des ruhigen Blühens und Gedeihens und Reisens.

O wie flehe ich für mein Vaterland: nur ein Jahrhundert solchen wachsenden Lebens. Die Verantwortung der heutigen Staatsführer ist unermesslich. —

Tagebuch, 10. Juli 1917.

Ein Mann muß doch in Deutschland sein, der die Stunde tiefst fühlt und faßt und überwältigt?!

An den Vater.

Zehlendorf, 16. Juli 1917.

Wir stehen an einem Abgrund, wie er tiefer kaum gedacht werden kann, und der Weg zur steilen Höhe geht über unendliche Hindernisse, auch kennt man noch nicht den Führer. Unserer kann nur wiederholen: „Wir heißen euch hoffen!“

Tagebuch, 24. Dezember 1917 (Garmisch).

Eines ist mir jetzt klar geworden: Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist nicht Ruhm, nicht Glück, nicht einmal Größe, ja auch nicht, was mir bisher das Höchste erschien, das Werk, sondern es ist nur: Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt. In diesem Kriege habe ich immer wieder gesehen, was es heißt, Führer zu sein, wie dies alles bedeutet, wie der Führer alles zu leisten imstande ist. Wodurch? Durch Sittensprüche, durch Lehren, durch vereinzelte Handlungen? Viel eher schon durch das, was man gemeinhin das gute Beispiel nennt, das heißt aber einfach: durch sein Sein, sein Dasein, sein Dasein. Gerade für das, wohin ich meinen Dämon dumpf mich drängen fühle, für die Gestaltung des Staates, scheint mir dies das Ausschlaggebende. Wichtig ist, den neuen Staat zu schauen, ihn vorzubereiten; wichtiger, ihn zu gründen, ihn zu festigen; das wichtigste aber, daß eine Gestalt ihn gewissermaßen verkörpert, ihm Atem gibt. Denn Lebendiges nur kann Leben schaffen. Mögen die Gesetze noch so gut, die Beamten noch so trefflich, der Wille noch so rein, die Fähigkeiten noch so glänzend, das Glück noch so gnädig sein, alles bleibt tot und stumm, wenn es nicht Farbe und Licht empfängt von der Gestalt großer Männer. Ein Mensch ist ja nicht wertvoll weder um seiner Worte, noch um seiner Taten willen, sondern nur um dessentwillen, was er wirklich und wahrhaftig ist.

Aus: Otto Braun „Nachgelassene Schriften eines Frühvollendeten“. Insel-Verlag 1921.

Deutsche Soldaten- briefe.

Freiheit.
Holzschnitt
von
F. Ph. Schmidt.

Aus dem Kalender „Kunst und Leben“.



F. P. S. M.

Friedrich der Große.

An den Minister von Podewils.

Hauptquartier Pomsdorf, 27. April 1745.

... Wenn alle meine Hilfsmittel versagen, alle Verhandlungen scheitern, kurz, alle Umstände sich gegen mich erklären, dann lieber mit Ehren untergeben als für mein ganzes Leben Ruhm und Ansehen verlieren! Ich habe es mir zur Ehrensache gemacht, mehr denn ein anderer meines Hauses Macht zu erhöhen und habe eine vornehme Rolle unter Europas gekrönten Häuptern gespielt. All das sind persönliche Verbindlichkeiten, die ich eingegangen bin; ich bin durchaus entschlossen, dafür einzustehen, und koste es mich Glück und Leben. Sie denken wie der redlichste Ehrenmann, und wäre ich Podewils, ich empfinde genau so. Aber ich habe einmal den Rubikon hinter mir und will meinen Machtbesitz behaupten, oder es mag alles zugrunde gehen und bis auf den preussischen Namen mit mir begraben werden. Indessen beruhigen Sie sich und fassen Sie sich in Geduld! Sollte der Feind etwas unternehmen, so werden wir ihn gewiß schlagen, oder aber wir lassen uns allesamt für des Vaterlandes Wohl und des Hauses Ruhm zusammenschlagen. Mein Entschluß steht fest. Tun Sie, was Sie wollen — jeder Versuch, mir meinen Entschluß auszureden, ist aussichtslos. Ein Schiffskapitän, der sich von Feinden um-

ringt sieht und nach allen Anstrengungen, sich durchzuschlagen, keinen Ausweg mehr weiß — was müßte der für ein Feigling sein, wenn er nicht in stolzem Mute die Lunte an die Pulverkammer legte, um die Hoffnungen des Feindes zuschanden zu machen? Denken Sie doch an die Königin von Ungarn, diese Frau. Nie verzagte sie an ihrem Geschick, als ihre Feinde schon vor Wien standen und ihre blühendsten Länder von ihnen überschwemmt waren. Und Sie wollen nicht einmal den Mut dieses Weibes aufbringen, wo wir noch keine Schlachten verloren haben, kein empfindlicher Schlag uns betroffen hat, wo wir durch einen glücklichen Erfolg uns wieder heben können, höher als wir je gestanden haben!

Leben Sie wohl, lieber Podewils, stählen Sie Ihren Mut, geben Sie den anderen davon ab, und wenn ein Unheil kommt (das mich doch gewiß am schwersten trübe), halten Sie den Kopf hoch mit Seelengröße und Festigkeit. Das ist alles, was Cato und ich Ihnen sagen können.

Friderich.

*

Gerhard v. Scharnhorst.

An Freunde.

(März 1812.)

Berehrte Freunde, mit wehmütigem Herze näherte ich mich Ihnen, um mit Ihnen zu trauern über das Schicksal der

deutschen Völker. Nichts hält jetzt den großen Gang der Weltbegebenheiten auf. Die Höheren suchen ihn gleichsam zu übereilen, und daß einzelne entgegenstreben, erzeugt die Wirkung eines Felsen in einem großen Strom: heftige Bewegungen und Stöße, ohne daß der Strom aufgehalten würde, seinem Lauf zu folgen. Unsere Regenten kennen keine Ruhmbegierde; sie wurden von Schulmeistern und Stockcorporalen gebildet; unsere Großen kennen keine Ritterfittte, wollen bloß die Welt genießen. Die Gefühle und der Geist der höheren Stände bezeichnen eher den Sklaven als den freien, hochgeborenen Deutschen.

Große Veränderungen stehen uns in kurzem bevor; ich ersuche Sie daher, sich nicht vom Vaterlande zu weit zu entfernen. Ich werde dies auch nicht tun, obgleich ich dazu von neuem eine Aufforderung erhalten habe. Wer sein Ziel aus den Augen verliert, kömmt in Gefahr, sich zu verirren. Sehen Sie hierin, meine Freunde, keinen Mißmut, keine Beschwerde über einzelne; ich sehe unsere Weltereignisse als den unabänderlichen Naturgang der Völker an. Wer kann mit der Vorsehung zürnen?

Scharnhorst.

*

Generalfeldmarschall Graf Albrecht v. Roon.

An Professor Perthes.

Berlin (Rheinischer Hof), 30. 11. 1859.

Mein treuester und liebster Freund!

... Montag Abend langte ich hier an, war gestern (Dienstag) früh bei'm Regenten und erfuhr — —, ich solle Kriegsminister werden an Stelle Bonin', der — nach meiner Meinung — das 8. Armeekorps nicht verdient hat. Wer die hiesige Not so kennt wie ich; wer davon überzeugt ist, daß es will ein Haus einfallen, jedes ehrlichen Kerls Pflicht ist zu stützen und zu halten, sei es auch mit augenscheinlicher Lebensgefahr, während Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer entflieht: der kann und konnte nicht zweifeln, ob hier zu schütteln oder zu nickeln sei. Ich habe also genickt, nachdem ich unumwunden erklärt, daß ich von der ganzen konstitutionellen Wirtschafft niemals etwas gehalten hätte, mich als richtiger Konservativer den vollbrachten Tatsachen untertänig füge, daß ich ferner „ein Narr auf eigene Hand“ zu bleiben, nichts desto weniger aber Sachminister sein zu können gedenke, wenn man mich in dieser meiner Haut dazu gebrauchen könne. Meine Erklärungen schienen nirgend zu überraschen; man hatte Schlimmeres, schien es, von mir erwartet. Ob ich nun aber wirklich in das schwere, schwere Joch eingespannt werden werde, das ist mir doch etwas zweifelhaft. Man kabaliert, — ich irre nicht —, ins Geheim doch für den Abgetretenen, d. h. für seine Restitution. —

Meine Bereitwilligkeit, — glauben Sie es wenigstens, — ist eine tief seufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlösblichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohl bewußt ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, soviel ich weiß, nicht mit; ein Menschenkind meiner Art kann garnicht anders, als mit Gottes Hülfe auch das Schwerste und Gefährlichste zu versuchen, wenn es sich, wie hier, um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf gibt: um die politische Gesundheit seines Vaterlandes. Soll ein Soldat seinem Kriegsherrn feige den Rücken kehren, wenn er spricht: „Komm', steh mir bei“, bloß weil ihm dessen andere Helfer nicht wohlgefallen? Nimmermehr! Das, was man politische Ehre nennt, fasse ich anders auf, weil ich Soldat bin... Nach meinen Begriffen von politischer Ehre ist es in meinem Falle nur Ehrenpflicht zu sagen: „Ja, Herr, ich will, aber wolle Du nicht etwas, was Du vielleicht einst bereuist. Sieh', ich bin anders, als Du wohl denkst und im Hinblick auf

316

Deine anderen Stützen wünschen kannst; überlege es, ob Du nicht eine passlichere Säule findest, die die Harmonie Deines Gebäudes weniger stört“. — Wenn man dies und ähnliches mit Wärme und Freimut gesagt und das Begehren unverändert bleibt: dann hat meines Erachtens, ein treuer Mann seine Schuldigkeit getan, sonderlich, wenn ihm gesagt wird, „hätte und wüßte ich einen Besseren, würde ich Sie nicht gewählt haben“. —

Ich weiß, Sie mein treuer Freund, werden mich daher nicht verurteilen. Es gilt Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden!

Roon.

*

Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg.

An seine Eltern.

Am 3. Dezember 1860.

... Ich will mir mein Putzspind jetzt so einrichten: hinten an der Wand einen großen preussischen Adler, in der Mitte auf einer Erhöhung den Alten Fritz mit seinen Generalen, am Fuße derselben eine Menge schwarzer Husaren, vor das Ganze eine Kette gezogen, hinter welcher Kanonen stehen, und vor der Kette zwei Schilderhäuser und zwei Grenadiere aus Friedrichs des Großen Zeiten, doch hierzu fehlen mir die Sachen; ich hoffe auf Weihnachten...

An Generalquartiermeister von Stein.

Hannover, den 12. August 1914.
Wedekindstraße 15.

Sehr verehrter Herr von Stein!

Im Vertrauen auf unsere alte Bekanntschaft kurz eine Bitte: Denken Sie meiner, wenn noch im Lauf der Dinge irgendwo ein höherer Führer gebraucht wird!

Ich bin körperlich und geistig durchaus frisch und war daher auch bis vorigen Herbst trotz meiner Verabschiedung designiert. Sabek kann Ihnen darüber Näheres berichten.

Mit welchen Gefühlen ich jetzt meine Altersgenossen ins Feld ziehen sehe, während ich unverschuldet zu Hause sitzen muß, können Sie sich denken. Ich schäme mich, über die Straße zu gehen.

Antwort auf diese Zeilen erwarte ich nicht. Sie haben Wichtigeres zu tun. Ihre Rückkehr in den Generalstab habe ich mit aufrichtiger Freude begrüßt. Gott sei mit Ihnen!

Stets in alter, treuer Kameradschaft
Euer Erzellenz sehr ergebener
von Bénéckendorf und von Hindenburg,
General der Infanterie à la suite
des 3. Garderegiments zu Fuß.

An den Reichspräsidenten Ebert.

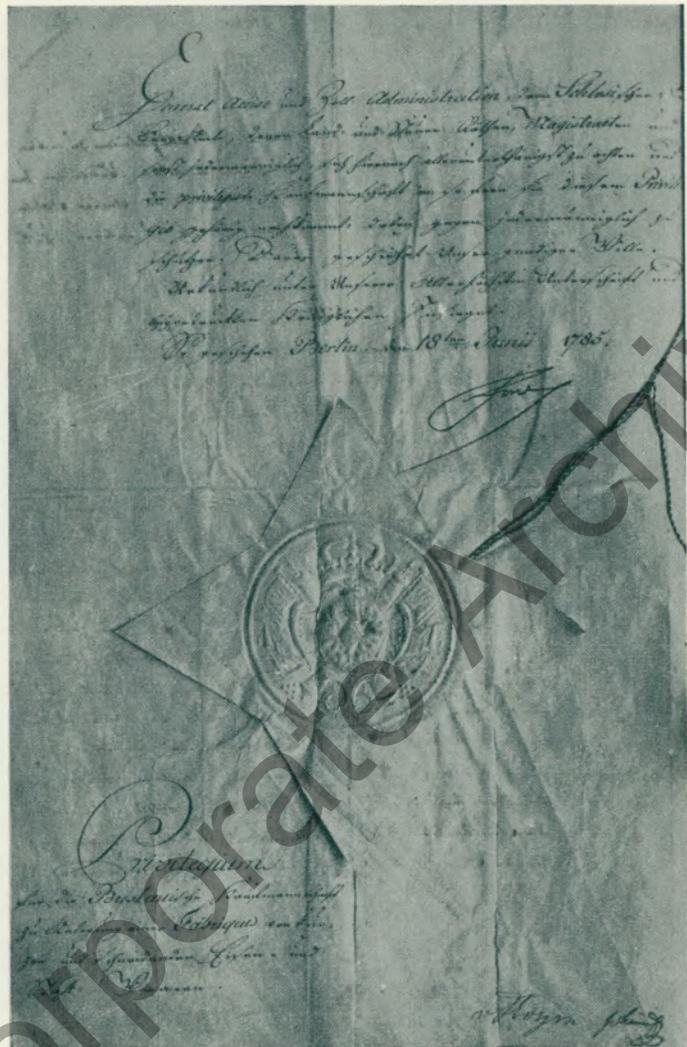
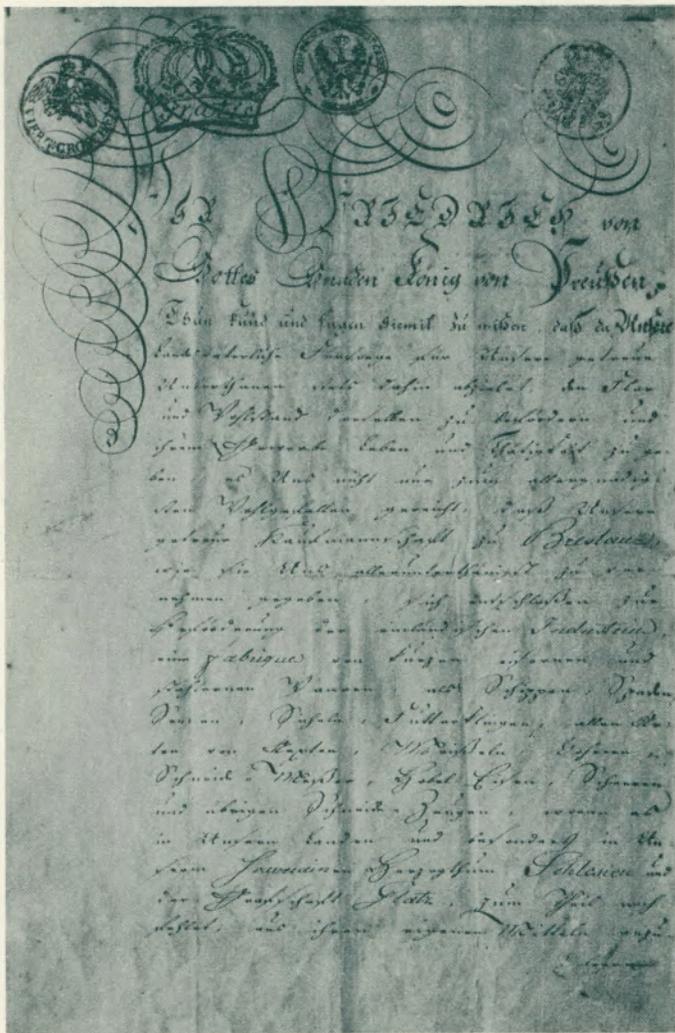
Am 1. Mai 1919.

Herr Präsident!

Der Beginn der Friedensverhandlungen veranlaßt mich, schon jetzt der Reichsregierung folgendes zur Kenntnis zu bringen: Ich bin im Wechsel der Zeiten an der Spitze der Obersten Heeresleitung geblieben, weil ich meine Pflicht darin sah, dem Vaterland in seiner höchsten Not beizustehen. Sobald der Vorfriede geschlossen ist, halte ich meine Aufgabe für erfüllt. Mein Wunsch, mich dann ins Privatleben zurückzuziehen, wird bei meinem hohen Alter allgemein verständlich werden, um so mehr, als es bekannt ist, wie schwer es mir mit meinen Anschauungen und meiner ganzen Persönlichkeit und Vergangenheit geworden ist, in der jetzigen Zeit mein Amt weiter auszuüben.

von Hindenburg.

VIII/4



Lichtbild: Arch. v. Wert Königshuld.

Urkunde, mit der Friedrich II. einer Gesellschaft von Breslauer Kaufleuten den Auftrag und die Konzession zur Gründung einer Eisen- und Stahlwarenfabrik erteilte, die nach ihm „Königshuld“ genannt wurde und die, heute zu der „Bereinigte Oberschlesische Hüttenwerke AG.“ gehörig, im Vorjahre das Fest des hundertfünfzigjährigen Bestehens begehen konnte.

Friedrich der Große als Volkswirt.

Von Professor Dr. Schneider, Köln.

Wenn der Ruhm des Feldherrn Friedrich die Jahrhunderte erfüllt, wenn der Geist des „Philosophen von Sanssouci“ die geistigen Menschen der gesamten Erde magisch anzieht, so hat das deutsche Volk unserer Zeit besonderen Anlaß, dankbar des viel weniger bekannten und verherrlichten Volkswirts und Landesvaters Friedrich zu gedenken. Diese Seite seines Wirkens, die ihm so gar keinen Glanz, nur Mühe und Arbeit brachte, hat sein Volk mit dem feinen Instinkt für bleibende Werte durch den schlichten Titel „Vater Fritz“ belohnt.

Friedrich wird von der nationalökonomischen Wissenschaft unter die Vertreter des Merkantilismus gerechnet. Das ist nur bedingt für einzelne volkswirtschaftliche Auffassungen richtig. Der Genius schuf sich auch hier sein eigenes „System“, das er mit großartiger Verachtung jedes Doktrinarismus elastisch anwendete. Das ist ja das Besondere des Genius: Die Unfähigkeit weiß nie, was sie will, und wird in ihren Handlungen vom Zufall bestimmt; die Borniertheit scheitert an dem Widerstand der Umstände, gegen die sie blind anläuft; der Genius aber führt sein Leben wohl nach einem festen Plan, paßt diesen jedoch stets den Umständen an, die er oft selbst herbeiführt, und überwindet so jeden Widerstand.

Die beherrschende Idee in Friedrichs Wirken ist das Großwerden seines Staates; dabei schmelzen ihm Staat, Volk und König zu einem untrennbaren Begriff zusammen: „Ein Staat“, schreibt er 1779 an d'Alembert, „von welcher Art er auch sein mag, kann nicht bestehen, wenn nicht alle Bürger einmütig ihr gemeinschaftliches Vaterland zu erhalten suchen.“ Für die Erhaltung dieses Vaterlandes hat Friedrich von seinem Volke unendliche Opfer an Arbeit und Blut gefordert — denn kein Kampf ist denkbar ohne Verluste —, aber er hat ihm durch sein Wirken und Beispiel unendlich Größeres gegeben, indem er Preußen politisch und wirtschaftlich zu einer Nation machte.

Reinhold Koser hat Friedrichs Wirtschaftssystem bezeichnet als „die Organisierung der Kollektivinteressen, das Ringen nach Ersetzung des Widerstreits örtlicher Sonderinteressen durch eine staatliche und nationale Gemeinpolitik, eine Volkswirtschaft“. Friedrich sah die Wirtschaft als ein nicht bloß nützlich, sondern zugleich soziales und ethisches Gebilde, als eine staatlich organische Ganzheit, ein Gestalten wirklichen Lebens an.

Da sein Volk von solcher Erkenntnis noch weit entfernt war, mußte er sein Wollen dem Nichtwollen der einzelnen entgegen-

stellen, seine Macht einsetzen, um sie durch Zwang zur Freiheit zu führen. In seinen Beamten und Helfern erzog er sich zuverlässige Werkzeuge seines Willens, alle Kräfte in seinem Volke zu entwickeln und zu erheben. Dieses selbst aber fragte er nicht, ob es Kultur, Gewerbefleiß und geistige Güter haben wolle, sondern er gab sie ihm. Dabei ließ er jedem Untertan die Freiheit des „Räsonnierens“, das heißt — im echten Sinne des Wortes — des eignen Denkens und wohl auch Dawiderredens. Kant schildert das in seiner Schrift „Was ist Aufklärung?“ sehr geistvoll folgendermaßen: „Ich höre von allen Seiten rufen: Räsonniert nicht! Der Offizier sagt: Räsonniert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: Räsonniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: Räsonniert nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: Räsonniert, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!“

Drei beherrschende Gesichtspunkte treten in seiner Arbeit als Volkswirt auf: die Rücksicht auf das Gesamtwohl, die Abwägung der berechtigten Interessen der einzelnen Wirtschaftszweige und das Bestreben, durch Belehren die einzelnen Wirtschaftsträger zur Selbständigkeit zu führen.

Dem all die tausend Widerstände, auf die er stieß, schob er mehr auf Torheit als auf Böswilligkeit. Da fürchteten die Dorfbewohner des Odertals bei Wriezen, dieser „Wildnis von Wasser und Morast“, für ihre Fischstellen, als der König das Land in einem Umfange von 56 250 Hektar entwässern und besiedeln ließ, und bis in die siebziger Jahre hinein mußten manche Bauern durch Einquartierung zum Anpflanzen der Kartoffel „angeregt“ werden. Nicht klüger benahmen sich die Berliner Kaufleute, wenn sie sich gegen die Gründung der Staatsbank wie gegen den Kauf einheimischer Seide und des Barchent an Stelle des ausländischen Kattuns sträubten, oder die Brauer und Maurer, die sich der Verwendung der Steinkohle als Brennstoff hartnäckig widersetzen. Der König zürnte und schalt, aber er ließ nicht nach, sie zur Vernunft zu bringen.

Als die Grundlage aller Volkswirtschaft betrachtete er mit Recht den Ackerbau. Ihn nennt er „die erste der Künste, ohne die es keine Kaufleute, Könige, Poeten und Philosophen geben würde“. „Nur das ist wahrer Reichtum, was die Erde hervorbringt. Wer seine Ländereien verbessert, ungebauten Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei.“

Gewaltig sind die Leistungen seiner Regierung auf diesem Gebiete. Neben dem Oderbruch wurden im Warthe- und Negebruch, das ein etwas phantastischer Zeitgenosse als einen „Aufenthalt von wilden Tieren, Wölfen, nicht selten Bären, Ottern und Ungeziefer aller Art“ schildert, allein 93 Kolonien angelegt, der Drömling in der Altmark entwässert und im neuerworbenen Ostfriesland Moorkultur getrieben. Auf den Rittergütern mußten auf 276 aus dem Dreißigjährigen Kriege leer gebliebenen sogenannten „wüsten Stellen“ 487 Familien angesiedelt werden, während in andern deutschen Ländern durch Einbeziehung solcher Stellen der Feudalbesitz den Bauernstand rücksichtslos zugrunde richtete. Auch auf die Vorwerke der königlichen Domänen berief er Kolonisten. Im ganzen sind nach der Berechnung des Ministers von Herzberg mehr als 1200 Dörfer und Vorwerke angelegt worden, so daß beim Tode des Königs fast ein Fünftel aller Einwohner aus Kolonisten oder deren Abkömmlingen bestand. Die Volksdichte war auf den Quadratkilometer von 18,7 (1740) auf 29,9 Menschen gestiegen. Friedrich erkannte, weit seiner Zeit vorausseilend, daß der Reichtum des Staates in der Zahl und Tüchtigkeit arbeitender Menschen liege, die Kulturgüter begehren und willens und imstande sind, sie selbst zu verdienen. Darum ist es sein Bestreben, in dem dünn bevölkerten Lande „die Population zu vermehren“. Er warnt nicht nur in einem offenen Briefe in den übrigen deutschen Staaten vor der damals beginnenden Auswanderung

nach Amerika, sondern wirbt durch besondere „Stationen“, wie in Hamburg und Frankfurt (Main), für die Einwanderung. Er bevorzugt Pfälzer, Thüringer, Mecklenburger und „Teutsche Pohlen“. Die Ansiedler erhielten Reiseentschädigung, Haus und Hof und Ackergerät und 15 Morgen Land in Erbpacht mit der Aussicht auf freies Eigentum. Ausdrücklich weist er die Stettiner Kammer an, den „auf Treu und Glauben ins Land gekommenen, hier aber gedrückten Kolonisten zu helfen“, wie er auch das „Placken“ der erbuntertänigen Bauern verhinderte: „Ist der Amtmann (das heißt Domänenpächter) ein Bauernplacker, so soll er, wenngleich er sonst gut gewirtschaftet und richtig gezahlt hat, aus dem Amte geschafft und ein anderer, billiger, ehrlicher Pächter aufgesucht werden.“ Aber arbeiten sollte der Landmann tüchtig. Zur Verbesserung des märkischen Sandbodens führte er die Luzerne, Esparsette, Klee und aus Italien die Lupine ein, befohl die Einführung der Stallfütterung zur Hebung des Milchtrages und der stärkeren Düngung, hob durch Separationen und Zusammenlegung der Gemeinde die Viehzucht, bezog im Interesse der Wollfabrikation aus Spanien die wertvollen Merinoschafe — obgleich dieses auf die Ausfuhr eine Zeitlang die Todesstrafe setzte! — und trieb an und belehrte bis in die kleinsten Details. So ließ er auf den Domänen Unterricht erteilen, „wie die Gefäße und Maschinen zum Buttermachen beschaffen sein und wie solche propre gehalten werden müssen . . .“, daß die Butter sich hübsch konserviere“, und auf die Bedenken der Minister gegen das Verbot der Einfuhr ausländischer Eier entgegnete er: „Es ist nur der Fehler des Pächters und Bauern, daß sie sich nicht darauf legen . . . Wenn die Herrn Minister Eier essen wollen, so geben Sie sich mehr Mühe mit die Kammiern, solches zu bewirken.“ Sogar die Einfuhr von trockenem Obst aus Sachsen und eines Wagens „voll Meerrettich und Bollen“ bemerkt er tadelnd: „und kommt es nur darauf an, daß diese Gewächse in hinlänglicher Qualität gebaut werden.“ Er richtete sogar 1773 in der Kurmark Kreisgärtnereien ein, um den Sinn für die Obstzucht zu wecken.

Immer richtet er seinen Blick auf das Ganze: „Wer Wald besitzt, soll nicht vergessen, was er der Nachwelt und dem Staate schuldig ist“, heißt es in einer Strafverfügung gegen Raubbau, und im „Politischen Testament“ von 1768 sagt er: „Eine Aufgabe, wert eines Königs, ist es, in den Getreidepreisen eine genaue Richtschnur und Mittellinie zu halten zwischen den Interessen des Edelmanns, Domänenpächters und Bauern auf der einen Seite und den Interessen des Soldaten und des Fabrikarbeiters, die von ihrer Löhnung und von ihrer Hände Verdienst leben, auf der andern Seite.“

Als soziale Einrichtung schuf er riesige staatliche Getreidemagazine, die Armee und Land auf etwa zwei Jahre versorgen konnten. Durch eine organisierte Vermahlung des aufgekauften Getreides wurden die Preisschwankungen in engen Grenzen gehalten, die Spekulation verhindert; in dem Hungerjahr 1771, als in Sachsen und am Rhein der Scheffel Korn bis auf sieben, ja auf zwölf Taler stieg, kam er in Preußen kaum auf zwei Taler, und niemand verhungerte.

Indessen bildet die Förderung der Landwirtschaft für den König neben ihrer militärpolitischen Bedeutung doch nur die Grundlage, auf der sich Industrie und Handel zum Wohle des Ganzen erheben sollen. Man hat behauptet, Friedrich habe als Merkantilist den Handel zugunsten von Gewerbe und Industrie vernachlässigt. Das ist eine schiefe, vom Blickpunkt einer späteren Zeit aus gesehene Auffassung. Friedrich selbst erklärt: „Die Industrie ist freilich die Säugamme eines Landes und der Handel die lebende Seele eines Staates; allein dies gilt nur von solchen Ländern, wo die Industrie die Grundfeste des Handels und der Handel der Geschäftsmann der Industrie ist. . . Aber in meinen Landen . . . ist die Industrie noch in der Wiege und der Handel nichts weiter als

Wiederaufnahme
der friedlichen Arbeiten
im Lande.

Bignette von Adolf Menzel.

(Aus Menzel: Illustrationen zu den Werken
Friedrichs des Großen.)



der Handelslanger des fremden Handels... Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen großen Absatz hätte."

Hier tritt die sozialpolitische Seite seiner wirtschaftlichen Auffassung scharf hervor; je nachdem das Wohl des Ganzen es verlangte, hat er Industrie oder Handel bevorzugt. In seiner „Idée générale du commerce de ce pays-ci“ von 1749 gibt er „denjenigen Manufakturen, die den zu verarbeitenden Stoff daheim vorfinden“, zwar den Vorzug, „aber auch die, welche ihn aus dem Auslande beziehen müssen, haben ihr Verdienst, weil man dabei immerhin die Hand des Arbeiters gewinnt, was eine große Sache ist“.

Er hat nicht nur Emden zum Freihafen erklärt und durch Aufhebung der Stapelrechte in Breslau, Frankfurt (Oder) und Stettin und den Bau von Ewinemünde die Dderschiffahrt bis zum Meere freigemacht, sondern auch durch die Gründung der „Königl. Preussisch-Asiatischen Handelskompanie“, der „Heringskompanie“ und anderer in Emden, der „See-Assuranzgesellschaft“ und der „Königl. Seehandelsgesellschaft“ in Berlin den Ueberseehandel gefördert, die Häfen Elbing und Königsberg gegen Danzig in Schutz genommen und dergleichen mehr; andererseits hat er den fremden Einfuhrhandel überall da abgedrosselt, wo er der Landesindustrie schadete. Denn die Hebung der eignen Produktion blieb stets sein Hauptziel; und hier tritt nun auffällig der erzieherische, ja staatssozialistische Charakter der friderizianischen Volkswirtschaft hervor.

Da schickt der König Söhne märkischer Domänenpächter nach England, um die dortige Weide- und Viehwirtschaft zu studieren, und verlangt genaue Tagebuchberichte; den Leiter der Papiermühle des Franckeschen Waisenhauses sendet er zum Studium der technischen Einrichtungen nach Holland und erteilt ihm ein Monopol für den Einkauf ostfriesischer Lumpen, die bisher nach Holland gingen. Denn in der Papiermühle zu Spedythausen bei Eberswalde, in der noch heute ein Teil unserer Staatspapiere hergestellt wird, wollte er selbst das feine „Königl- und Druckpapier“ anfertigen lassen. Um für den von ihm mit Eifer betriebenen Seidenbau Verständnis zu erwecken, verpflichtete er die Geistlichen und Lehrer von Amts wegen, Maulbeerbäume zu pflanzen und Raupen zu ziehen, und setzte für die beste Züchtung 100 Taler Prämie aus. Kirchhöfe, Plätze, Festungswälle wurden bepflanzt, und der Konsistorialrat Hecker in Berlin, der an seiner Realschule das erste Lehrerseminar einrichtete, ließ an die Zöglinge Unterricht im Seidenbau erteilen, um den passiven Widerstand der

älteren Landlehrer zu zermürben. Wie der König selbst mit der Zeit geizte, seine Befehle in lapidarer Kürze und Klarheit schrieb und gleiche Berichte von seinen Beamten verlangte, so zwang er auch sein Volk zur Ausnützung seiner Zeit und Kraft. Den „guten Endzweck“ eines päpstlichen Breves von 1754 „wegen Reduktion verschiedener Fest- und Heiligtage“ sieht er darin, „daß die Untertanen nicht von ihrer nötigen Arbeit abgehalten und in ihrer Nahrung zurückgesetzt werden“. Den sogenannten „blauen Montag“ verbietet er aufs strengste. „Die Meister sollen fleißig arbeiten und nicht so viel spazieren gehn“, und die Behörden sollen dafür sorgen, „daß die Untertanen und ihre Kinder die langen Abende im Herbst und Winter nicht mit Faulenzen zubringen, sondern zum Spinnen und Weben anwenden und dadurch sich etwas schaffen“. Durch besondere Spinnschulen, die er von Kottbus aus durch ganz Schlesien errichtete, hob er die Qualität der schlesischen Leinwand derartig, daß sie neben dem feinen Leinen der Grafschaft Ravensberg, besonders Bielefelds, ihren Markt bis nach Amerika ausbreitete, so daß er sagen konnte, sie „bringe ihm im Verhältnis ebenso viel als dem Könige von Spanien sein Peru“. Erst von dem Gesichtspunkt der gewerblichen Erziehung der eignen Landesfinder aus kann man auch den Sinn der Kolonisation Friedrichs recht würdigen. Nichts lag ihm ferner als eine Bevorzugung etwa der Franzosen, deren Literatur er schätzte, deren Charakter er aber als Eitelkeit und Windbeutelerei mit der vollen Schale seines Spottes übergoss. Aber er sah mit der unbestechlichen Klarheit des Genius, was seinem Volke fehlte, und nahm das Gute, wo er es im Ausland fand, um es seinen Untertanen in Herz und Kopf einzuhämmern. Die Kolonisten sollten Lehrmeister sein, aber keine Bevorzugung genießen, die sie nicht verdienten. „Nichtsnutzige“ und „Schwadronneure“ jagte Friedrich rücksichtslos von dannen.

Und wie er den Meistern, die für den Seidenbau die besten Lehrlinge ausgebildet hatten, eine silberne Medaille verlieh, so suchte er auch für die leitenden Stellen in der Technik einen fähigen Nachwuchs zu sichern. 1776 wurde in Berlin die „Ecole de génie et d'architecture“ eröffnet, über deren Befehung er dem Minister von Hedlitz bezeichnenderweise folgendes schrieb: „Hiernächst muß zu den Eleven eine sehr behutsame Auswahl getroffen werden. Lumme Teufels müssen sich darunter ebenso wenig als Windbeutel einschleichen. Nur offenen Köpfen und jungen Leuten von Applikation und guter Erziehung soll der Zugang dazu offen stehen. Ich glaube daher, daß man sich auf Berlin, wo die

Erziehung größtenteils schlecht ist, nicht einschränken, sondern aus den Provinzien dergl. junge Leute ausführen muß.“ Ging die Schule auch später ein, so hat sie doch den Gedanken der höheren technischen Lehranstalt zuerst in die Wirklichkeit getragen. Denn es war Friedrichs Überzeugung, daß, „je klüger und einsichtiger die Menschen werden, um so leichter es sein muß, sie zu regieren“.

Hier liegt die bahnbrechende Leistung des Königs, durch die er der wahre Schöpfer der preussischen Industrie wurde. Er erkannte, daß nicht die Zahl der Spinner, der Bergleute, der Schmiede eine Industrie schaffe, sondern erst der schöpferische Geist des Unternehmers, der den schaffenden Händen die Plätze anweist, die Bedürfnisse des Konsums durch Kenntnis des großen Marktes richtig abschätzt, Rohstoffe und Betriebsmittel vorteilhaft beschafft und den Absatz im Gange hält. Diese Riesenarbeit hat der König in der Tat als Vormund seines Landes selbst geleistet. Er studierte durch seine Gesandten und Agenten den Absatzmarkt des In- und Auslandes, den Wechsel der Mode, die Rentabilität und Konjunktur; sein Kabinett glied dem Verwaltungsbüro eines Großunternehmers, in dem alle Fäden zusammenlaufen. Bezeichnenderweise durchbrach das schon 1740 errichtete V. Departement des Generaldirektoriums „für Kommerzien- und Manufakturwesen“ als erstes Fachministerium für den ganzen Staat das alte System der Provinzialministerien, um den Gesamtstaat zu einem geschlossenen Wirtschaftsgebiet zusammenzufassen. Friedrich ist der große Meister der Statistik seiner Zeit. Die trocknen Zahlen der unzähligen Tabellen, die er durch seine Landräte, Fabrikinspektoren, Agenten, Kaufleute und Gesandten im In- und Auslande sich beschaffte, formten sich in seinem Geiste zu plastischen Bildern des Zustandes von Handel, Gewerbe und Industrie und dienten ihm als methodische Grundlagen für den planmäßigen Aufbau seiner handelspolitischen Maßnahmen. Darum sind diese in den seltensten Fällen doktrinär. So betrachtet er die Monopole, so reichlich er sie verlieh und besonders auch für den Staat beanspruchte, als ein notwendiges Übel, gleichsam als „Patente“, um die Ersteinrichtung von Großbetrieben zu ermöglichen. „Der Monopolist“, schreibt er am 1. Januar 1786 an den schlesischen Minister von Hoym, „wendet keinen rechten Fleiß und Betriebsamkeit auf die Sache, weil er niemanden neben sich hat, der ihm nachiefert. Daraus kommt dann, daß er seine Ware negligieret und schlechte Ware macht. Hat er aber einen neben sich, so obligieret ihn das, mehr Fleiß anzuwenden und bessere Arbeit zu machen, jenen nicht vorkommen zu lassen.“ Konnte sich ein Unternehmen selbst halten, so wurde das Monopol aufgehoben. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang seine Stellung zur Krefelder Seidenfabrikation. Hier beherrschten die Brüder Friedrich und Heinrich von der Leyen mit etwa 700 Arbeitsmaschinen und mehr als 2800 Arbeitern den Markt. Das war eine gefährliche Konkurrenz für die noch junge märkische Seidenfabrikation. Der König durchbrach deshalb seinen Grundsatz, seine Staaten zu einem geschlossenen Wirtschaftsgebiet zusammenzuschweißen, hier so radikal, daß er Krefeld handelspolitisch als „Ausland“ behandelte. Aber er unterstützte die Brüder von der Leyen, „da sie alles ganz aus sich heraus geschaffen hätten“, in ihren Bestrebungen zur Geheimhaltung technischer Kenntnisse, in ihren Schutzmaßnahmen gegen „Fabrikverräter“ in Form von hohen Kautionen, richtete 1764 eine besondere Postlinie Krefeld—Nimwegen ein, befreite sie als „Kgl. Kommerzienräte“ von der staatlichen Aufsicht, da „ihre Fabriken in jeder Hinsicht zufriedenstellend arbeiteten“, und ihre Arbeiter von militärischer Werbung. So leitete er klug den Strom der Krefelder Industrie nach Holland, ihre Einnahmen aber machte er seinem Staate nutzbar.

Schöpferisch wirkt Friedrich auch in der weisen Führung des beginnenden Übergangs und Widerstreits von Haus-

industrie und Fabrikssystem und des Gegensatzes der Interessen von Hersteller und Konsument. Natürlich schützt er in jeder Weise die Autorität der Unternehmer, wenn zum Beispiel die an das Hausystem gewöhnten „Meister“ und Arbeiter die ihnen gelieferten Spinnstühle für sich benutzen wollten. Sehr bald begann er, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch ein „Gewerbereglement“ gleichmäßig zu ordnen. Staatliche Fabrikdirektoren und Gewerbeassessoren revidierten die Fabriken, denen in technischer Hinsicht eine besondere Manufakturkommission zur Seite trat.

Die Löhne — die in Berlin übrigens bei der Seide um 25 % höher lagen als in Lyon — wurden ebenso wie die Entlassungsmöglichkeiten bei schlechter Konjunktur geregelt. Hier wurden die inländischen und verheirateten Gesellen gegenüber den Ausländern und den beurlaubten Soldaten geschützt. In der Eberswalder Messerschmiede wählten die Arbeiter sogar die „Schaumeister“, die die Waren prüften, und im Bergbau regelte die wichtige „Hütten- und Hammerordnung“ von 1769 die Pflichten der Bergleute vom Direktor bis zum Arbeiter. Andererseits hat der König einen Lohnstreik in Berlin streng geahndet.

Auf dem absoluten Vorrang des Gemeinwohls vor persönlichem Interesse beruht auch Friedrichs Stellung zur Einführung der Maschinen. So wehrt er sich gegen die allgemeine Einführung der englischen Spinnmaschinen: „Es würde sonst eine große Menge Menschen, die bisher von dem Spinnen sich ernährt haben, außer Brot gesetzt werden; das kann doch unmöglich angehen, sondern Ich meine lediglich unsere beiden Manchesterfabriken, um denen mehr aufzuhelfen.“ Andererseits erklärt er es „für einen dem gemeinen Wesen schädlichen Handwerksmißbrauch, diejenigen Mittel, welche zur Erlangung eines wohlfeilen Preises der Waren gereichen, nicht zur Hand zu nehmen“, und erklärt weiter: „Die Güte des Tuches ist noch nicht hinlänglich, sondern es muß die gute Ware auch um wohlfeile Preise verlassen werden können; denn wenn die Preise wohlfeil sind, so ist natürlich der Debit größer, als wenn solches teuer verkauft wird.“ 1780 sandte er den Oberbergat von Eschen und den Bergassessor Bückling nach England, die in der Fabrik von Boulton und Watt in Birmingham regelrechte Werkspionage an der neuen Dampfmaschine trieben. Friedrich faßte eben die wirtschaftspolitische Lage als Kriegszustand auf, in dem auch dies Mittel erlaubt sei. Am 23. August 1785 konnte Bückling denn auch in Hettstedt in der Grafschaft Mansfeld die erste von deutschen Arbeitern aus deutschem Material gebaute „Feuermaschine“ in Betrieb nehmen. Der Dampfzylinder war im königlichen Gießhause in Berlin gegossen, die Kolbenstange lieferte Oberschlesien, die Gußteile die Eisenhütte in Zehdenick i. d. Mark; den Dampfkessel hatte der königliche Kupferhammer in Neustadt-Eberswalde gefertigt, die Pumpen stammten aus Ilseburg und Magdeburg im Harz.

Mögen diese wenigen Beispiele genügen, um zu zeigen, wie Friedrich auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft Erzieher und Bahnbrecher einer neuen Zeit gewesen ist. Nicht alle Blütenträume sind ihm gereift, und vieles ist unter seinen Nachfolgern verkümmert. Aber er durfte „sich trösten in dem Gedanken, dem Vaterlande einen Vorteil verschafft zu haben, der ihm bis jetzt abging“. Er hat ihm mehr gegeben als reale Vorteile, indem er den preussischen Menschen schuf, den tüchtigen Sachmann und pflichttreuen Staatsbürger, ihm jenen unbeugbaren Geist eines fanatischen Pflichtstrebens, eines selbstverständlichen Sichaufopferens für das Gemeinwohl einflößte, der nach jedem Schicksalschlag nur um so kühner dem Ziele der Größe seiner Nation zustrebte. Indem Friedrich den preussischen Staat auch zu wirtschaftlicher Einheit zusammenschmiedete, schuf er den Kern und Träger eines künftigen Deutschen Reiches.



Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft Zeche Hansa
Wir überreichen dem Bauer

Dortmund-
Rückende,
d.

nach bestandener Prüfung und erlangtem Bauerschein dieses Blatt als
Urkunde für eine jährige erfolgreiche Ausbildung als Bergmann.

Der Direktor

Hauerurkunde.

Sozialismus der Tat.

Als die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft am 1. April 1936 auf ihr zehnjähriges Bestehen zurückblicken konnte, hatte sie mit ihren Zechen eine Zeitspanne durchgemessen, in der sich mit dem Schicksal des deutschen Volkes auch die Zukunft des Steinkohlenbergbaues an Rhein und Ruhr entschied. In dem Erinnern heute überwundener Notzeiten mußte die wirtschaftliche, politische und kulturelle Wiedergeburt unseres Volkes erneut als eine Befreiung und als die Bewahrung vor einem furchtbaren Geschick empfunden werden, unter dem auch der Ruhrbergbau gewiß zusammengebrochen wäre.

Der Natur des Menschen ist es gegeben, in glücklichen Zeiten schnell das zu vergessen, was ihm das Leben schwer machte und was ihm dazu verhelf, das Übel zu überwinden. Deshalb hat sich die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft entschlossen, das Schicksal ihrer bergbaulichen Betriebe im Rahmen der allgemeinen Geschehnisse dieser zehn Jahre in einer Denkschrift festzuhalten, um so nachfolgenden Bergbaugenerationen einen Ausschnitt aus dem Kampf zu überliefern, der im Ruhrbergbau jenseits allen Streites der Parteien in einfacher Pflichterfüllung und mit zähem Erhaltungswillen vom Betriebsleiter bis zum letzten Schlepper für den betrieblichen und wirtschaftlichen Bestand der Zechen in entscheidenden Jahren Deutschlands und somit für die Zukunft unseres Volkes geführt worden ist.

Dieser vor kurzem erschienenen Denkschrift sind die nachfolgenden Ausführungen entnommen.

Bergmann sein bedeutet nicht nur, im Ringen mit vielfältigen natürlichen Gewalten die Kohlenschätze der Erde gewinnen; Bergmann bedeutet auch, Mitglied einer Kameradschaft sein, die sowohl im Erfolg als auch in der Gefahr der bergmännischen Arbeit zusammenhalten muß.

Die Sonderstellung des Bergmannsberufes unter allen Industriezweigen kommt in dieser ewig praktischen Gemeinschaft der Bergleute zum Ausdruck. Sie ist so alt wie der Bergbau selbst.

Als ein Zeichen des im Bergmannsberuf geübten Kameradschaftsfinnes ist es daher auch zu werten, wenn sich im Ruhrbergbau nicht übersehbare Merkmale vorfinden, die auf eine

schon Jahrzehnte währende Pflege der Belange der Belegschaften durch die Werke schließen lassen. Streit und Mißverständnisse hat es unter dem Einflusse der marxistischen Gewerkschaften zwischen allen Werken und ihren Befolgsschaften in allen Industriezweigen in den zurückliegenden Jahrzehnten gegeben. Jedoch legen allein schon die im Ruhrbergbau im Laufe langer Jahre gebauten Kolonien, die dem Bergmann eine freiliegende Wohnung und die Möglichkeit der Landbearbeitung bieten, Zeugnis davon ab, daß der Gedanke der Gemeinschaft zwischen den Werksleitungen und ihren Befolgsschaften im Bergbau immer lebendig gewesen ist, eben weil das Zusammengehörigkeitsgefühl unter Bergleuten



Hauswirtschaftlicher Lehrgang.

Bild: Archiv GMBH.

natürlich bedingt und gegeben ist. Dem Nationalsozialismus hat auch der Bergbau zu danken, daß der praktische Wille der Werke, den Belegschaften und ihren Angehörigen bei der Überwindung der großen und kleinen Sorgen des Alltages zu helfen, im Gegensatz zu früher sich heute vollständig auswirken kann. Niemand ist mehr da, der es wagen könnte, guten Willen auf dem Gebiete der Gefolgschaftsbetreuung in schlechte Absicht umzudeuten. Wer Gelegenheit hat, sich im ausländischen Bergbau umzusehen, wird finden, daß an keiner Stelle in so ausgezeichneter Weise für das Wohlergehen des Bergmannes im Rahmen des Möglichen gesorgt ist wie gerade in Deutschland und insbesondere im eng besiedelten Ruhrbezirk.

Die Belegschaft der Gelsenkirchener Bergwerks-AG. zählte 50 539 Arbeiter und Beamte am Ende des Geschäftsjahres 1934/35. Die Lohn- und Gehaltssummen, die aus den Betrieben unserer Gesellschaft ins deutsche Wirtschaftsleben fließen, stellen sich im gleichen Geschäftsjahr, das einen guten Durchschnitt der zurückliegenden zehn Jahre bietet, auf rund 109 Mill. RM. Die geselligen sozialen Aufwendungen für die verschiedenen Versicherungen, wie für die Knappschafts-Pensionskasse, Krankenkasse, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, Arbeitslosenversicherung, und für die Berufsgenossenschaft stellten sich auf rund 18 Mill. RM. Der von der Gefolgschaft aufgebrauchte Anteil an den Versicherungen betrug über 14 Mill. RM. Beide Beträge zusammen stellen

mit einer Summe von rund 32 Mill. RM. fast 30% der im letzten Geschäftsjahr aufgebrauchten Lohn- und Gehaltssumme dar. An freiwilligen sozialen Aufwendungen leistete unsere Gesellschaft in dem genannten Jahr außerdem rund 20 Mill. RM.

Die Betreuung der Werksangehörigen und ihrer Familien erfolgt durch unsere Werksfürsorgestellten, die von staatlich anerkannten Wohlfahrtspflegerinnen geleitet werden. Hier finden täglich Sprechstunden statt, um den in unverschuldete Not geratenen Bergmannsfamilien die Möglichkeit zur Aussprache und um tatkräftige Hilfeleistung zu geben. Zu den Aufgaben der Werksfürsorgerin gehören ferner die Familienfürsorge, die Hauspflege bei Wöchnerinnen und Kranken, die Höhen Sonnenbestrahlung schwächerer Kinder, die Veranstaltung von Mütterabenden, Haushaltungs-, Näh-, Bügel- und Säuglingspflegekursen. Auch bestehen auf vielen Schachtanlagen Kinderhorter und Kleinkinderschulen.

Den Bestrebungen, in unserem Bergbau durch eine gründliche Ausbildung der Belegschaft einen tüchtigen bergmännischen Nachwuchs heranzubilden, haben wir stets größte Aufmerksamkeit zugewandt.

Die Ausbildung der Belegschaft wurde ursprünglich allgemein nach den bergbehördlichen Richtlinien der Bergpolizeiverordnung vom 1. Januar 1911 durchgeführt, in deren Sinn die Auswahl der Hauer aus der Belegschaft erfolgte. Eine



Wohlfahrtspflege.

Lichtbild: Helmke Winterer.

grundlegende Änderung trat durch die vom Oberbergamt Dortmund erlassene „Bergpolizeiverordnung über die Befugnis zur Hauerarbeit vom 22. Dezember 1925“ ein, nach der im letzten Lehrhauerhalbjahr eine praktische und theoretische Ausbildung mit einer abschließenden Prüfung in den Haueranwärterkursen stattfindet und daneben der seit dem Jahre 1921 für die Bergjungeleute zwischen 14 und 18 Jahren gesetzlich vorgeschriebene Besuch der bergmännischen Berufsschule tritt.

Über den Rahmen der gesetzlichen Vorschriften hinaus haben unsere Schachtanlagen die Ausbildung ihrer Belegschaft weitgehend selbst in die Hand genommen und diese Ausbildung über das rein Berufliche hinaus auch auf die körperliche Ertüchtigung und allgemeine Menschenführung ausgedehnt in der richtigen Erkenntnis, daß man nur von einem berufstüchtig ausgebildeten und standesbewußten Bergmann die heute erforderlichen Leistungen verlangen kann.

Auf sämtlichen Schachtanlagen ist die Berufsausbildung weitgehend ausgearbeitet worden, wobei kleinere Abweichungen in der Organisation zwischen den einzelnen Schachtanlagen bestehen. Grundsätzlich jedoch ist die Ausbildung folgendermaßen aufgebaut:

1. Der Bergjungmann wird mit 14 Jahren auf der Zeche eingestellt und kommt zuerst in die Unternwerkstatt über Tage, wo er durch besonders ausgewählte Handwerker ausgebil-

det wird, und zwar in den verschiedenen Abteilungen. Zunächst werden von den Bergjungeleuten einfache Stücke aus Holz, wie Gezähelisten und Rutschenböcke oder dergleichen, angefertigt. Dann lernen sie bei den verschiedenen Wiederherstellungsarbeiten die Untertagemaschinen, wie Rutschenmotore, Haspeln, Antriebsstationen, Schrämmaschinen usw., kennen. Im weiteren Verlauf der Ausbildung werden die Bergjungeleute an den verschiedensten Stellen des Tagesbetriebes beschäftigt, nämlich an den Lesebändern, auf der Hängebank, auf dem Holzplatz, im Magazin, in der Wäsche, im Kesselhaus, an den Fördermaschinen, in der Lampenstube und auf dem Zecheplatz. Die Ausbildung in der Unternwerkstatt erstreckt sich auf vier bis sechs Monate, und die Gesamtausbildungszeit dauert durchschnittlich zwei Jahre.

Neben dem praktischen Unterricht bekommen die Bergjungeleute theoretischen Unterricht, den der Leiter der Unternwerkstatt abhält, und zwar wöchentlich zwei Unterrichtsstunden. Außerdem werden in gewissen Abständen Grubenfahrten veranstaltet, um die Bergjungeleute langsam auch an die Untertageverhältnisse zu gewöhnen.

Neben die berufliche Ausbildung tritt die körperliche Ertüchtigung. Wöchentlich werden zwei Pflichtturnstunden durch einen Sportlehrer abgehalten. Außerdem betätigen sich die Bergjungeleute in den Werkportvereinen. In be-



HAUER-URKUNDE

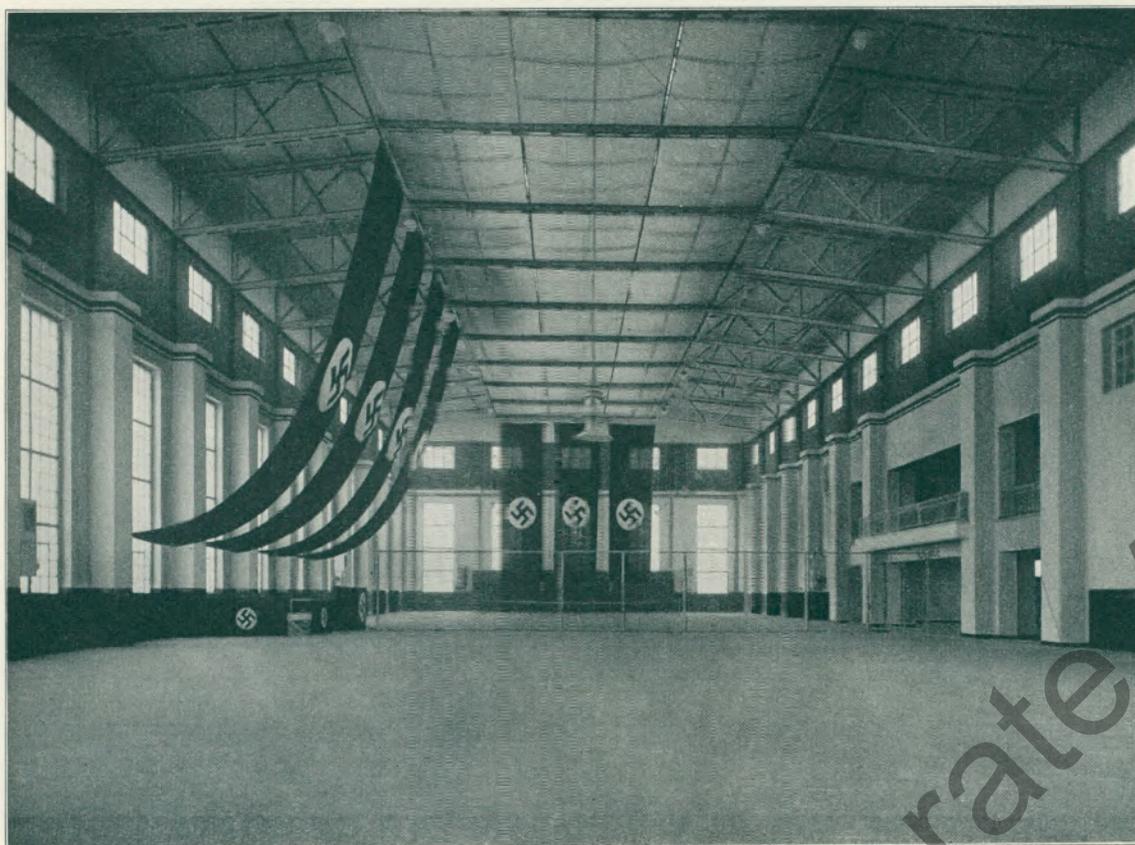
nach erfolgreicher bergmännischer Ausbildung.
 GELSENKIRCHENER BERGWERKS A.G.
 ZECHEN ZOLLVEREIN

sonderen Heimen treffen sich die Bergleute nach der Schicht zu kameradschaftlichem Zusammensein bei Spiel, Musik und Bastelarbeiten.

2. Nach zweijähriger Ausbildungszeit über Tage werden die Bergleute in die Grube verlegt und bis zu ihrem 18. Lebensjahr als Schlepper mit leichteren Arbeiten beschäftigt. In die letzte Zeit dieser Beschäftigungsspanne fällt ein Bedingeschlepperkursus, in dem der Schlepper mit den Aufgaben des Bedingeschleppers vertraut gemacht wird. Nach erfolgreichem Abschluß des Kursus durch eine Prüfung wird der Schlepper zum Bedingeschlepper befördert und erhält zugleich den Bedingeschlepperschein.
3. Der Bedingeschlepper wird unter Tage bei einzelnen Kameradschaften im Bedinge mit sämtlichen bergmännischen Arbeiten beschäftigt und nach Bewährung nach zwei Jahren zum Lehrhauer befördert. Der Lehrhauer kann nach einem Jahr zum Hauer befördert werden, wenn er vorher

einen auf 5½ Monate bemessenen Hauerkursus durchmacht. Die Hauerbildung des Haueranwärters umfaßt die theoretische Schulung über Tage und die praktische Ausbildung in einer Lehrkameradschaft. Die Ausbildung der Lehrhauer findet ihren Abschluß durch die Hauerprüfung, die sich auf einen theoretischen Teil über Tage und einen praktischen Teil in der Grube erstreckt. Bei Bestehen der Prüfung wird der Hauerschein ausgestellt und ein Hauerdiplom in würdiger Form ausgehändigt.

4. Außer den bisher genannten Ausbildungslehrgängen finden laufend Sonderkurse für erwachsene Belegschaftsmitglieder statt, nämlich für Schießmeister und Schießhauer über die Schießarbeit, für Wettermänner über ihre Dienstobliegenheiten, für Lokomotivführer, Lokomotivschlosser, Grubenschlosser sowie für die bei der Bandförderung beschäftigten Arbeiter und für Neuangelegte über Neuerungen im Grubenbetrieb. Ferner finden Kurse für Meisterhauer statt.



Fest-
und Sporthalle
der Zeche
„Bollverein“.

Neben diese rein berufliche Ausbildung tritt auch für die erwachsenen Belegschaftsmitglieder die allerdings freiwillige Möglichkeit, sich körperlich in den Werksporthevereinen weiter auszubilden.

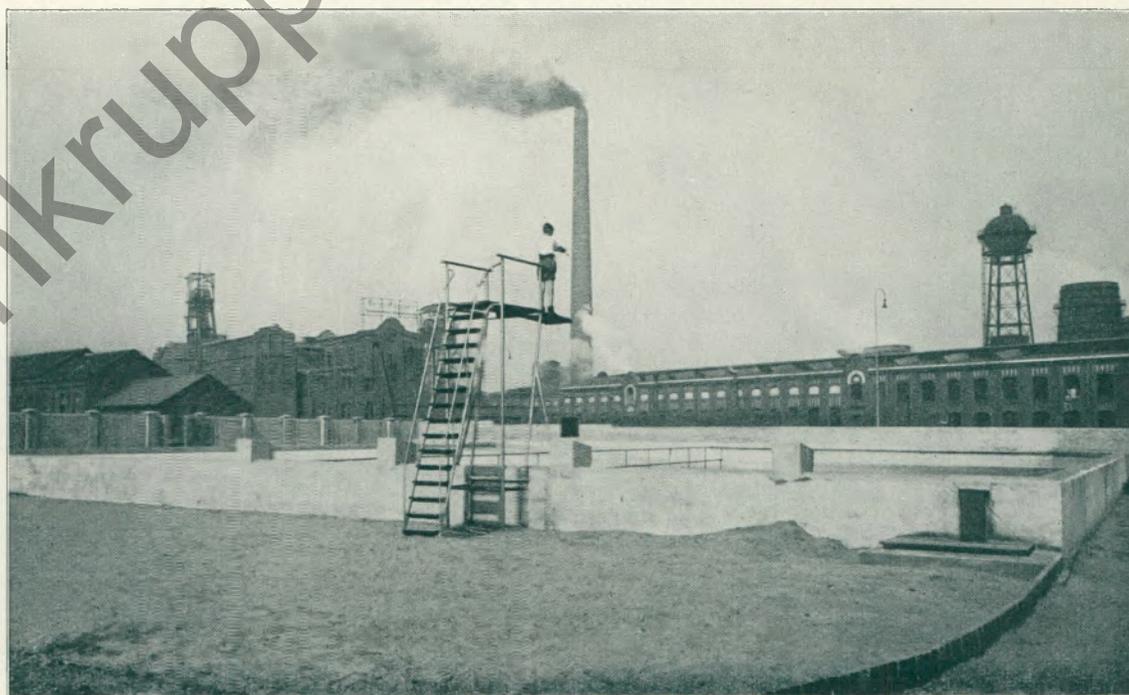
Für die Durchführung der Ausbildung sind Ausbildungsleiter angestellt, die zum Teil akademisch gebildet, zum anderen Teil aus der praktischen Laufbahn hervorgegangen sind. Auf jeder Schachtanlage ist ein gut eingerichteter Unterrichtsraum vorhanden, der mit allem erforderlichen Lehrstoff ausgestattet ist.

Die Beteiligung unserer jungen Belegschaftsmitglieder an

den jährlichen unter der Obhut der Deutschen Arbeitsfront und der Reichsjugendführung stattfindenden Reichsberufswettkämpfen ist sehr rege und wird weitgehend gefördert.

Für die sportliche Betätigung besitzt fast jede Schachtanlage einen Sportplatz, zahlreiche Schachtanlagen haben eigene Turnhallen und einige Schachtanlagen auch eigene Schwimmbecken.

Auf dem Gebiete der Unfallverhütung sind auf den Zechen unserer Gesellschaft umfangreiche Maßnahmen getroffen worden, die sich einmal auf entsprechende Belehrung und Erziehung der Belegschaft erstrecken, andererseits die Einführung



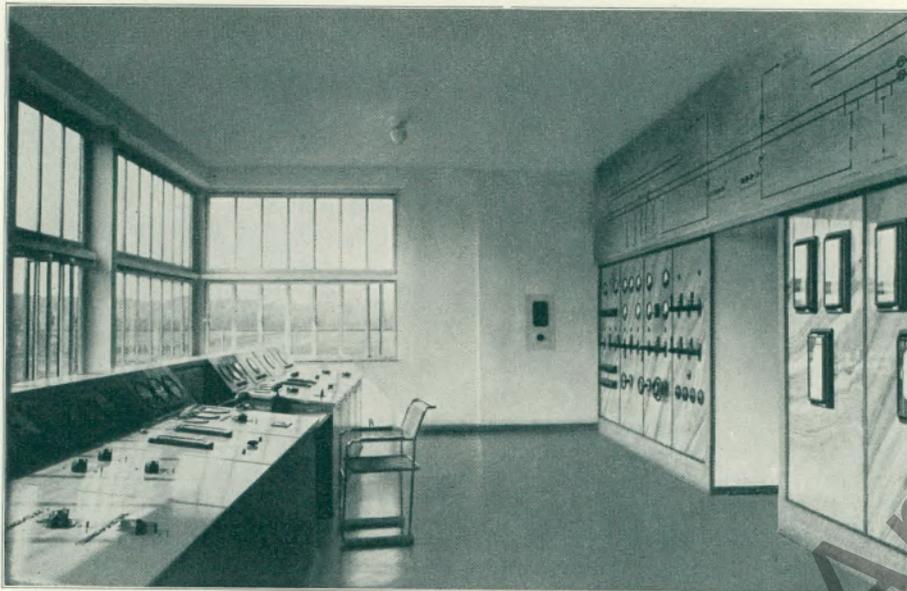
Schwimmbecken
auf
der Zeche
„Prinzregent“.

von Unfallschutzmitteln und schließlich die Herabsetzung der Unfallschwere durch Ausbildung der Belegschaft in der ersten Hilfeleistung zum Ziele haben. Auf vielen Schachtanlagen sind hauptamtlich tätige Unfallbeauftragte eingesetzt, die die Betriebe ständig in sicherheitlicher Hinsicht beobachten, erkannte Gefahren sofort abwenden und durch dauernde enge Fühlungnahme mit allen Beteiligten die notwendige Aufklärung und Unterweisung der Gefolgschaft durchführen. Sie sind für die richtige Verwendung der Unfallschutzmittel und sachgemäße Durchführung der ersten Hilfeleistung verantwortlich.

Die von jeder Gruppe herausgegebenen Zechezeitungen stellen ein weiteres Bindeglied zwischen Gefolgschaft und Betrieb dar. Sie berichten über politische Vorgänge, über den betrieblichen und wirtschaftlichen Stand der Zeche, über Veranstaltungen geselliger oder sportlicher Art, behandeln auch Unfallverhütungsfragen und dergleichen und bringen schließlich Familiennachrichten aus dem Kreise der Werksangehörigen.

Die auf allen Schachtanlagen eingerichteten Werksbüchereien erfreuen sich bei ihrem sorgsam zusammengestellten guten Lesestoff regen Zuspruchs.

Die Betriebsanlagen über Tage haben überall eine schmucke Ausgestaltung durch gärtnerische Anlagen erhalten. Freundliche und lustige Arbeitsräume und saubere Aufenthaltsräume für die Arbeitspausen sind geschaffen worden. Versammlungsräume und Heime stehen den Bergjungleuten, den Knappenvereinen oder sonstigen Zusammenschlüssen der Belegschaft zur



Schaltwarte auf Zeche „Graf Moltke 3/4“.

nur die wenigen Schachtanlagen, die in den Städten selbst ihren Platz haben, Ausnahmen machen. Gartenland am Hause oder in Schrebergärten läßt den meisten Bergmannsfamilien eine kleine Landnutzung. Den neuzeitlichen Gesichtspunkten der Rand siedlung ist überwiegend in den Kolonien genügt.

Wo ebenedem eingeschworene Feindschaft unüberwindliche Mauern des Hasses, der Mißachtung und des Mißverstehens aufgerichtet hatte, hat sich das natürliche Empfinden der Zusammengehörigkeit in der Werksgemeinschaft durchgesetzt. Als Deutscher in einem wieder freien Deutschland zu leben, in dem jeder seine Pflicht an der ihm zugewiesenen Stelle zu erfüllen hat und die Arbeit als solche, an welchem Platze es auch immer sei, geachtet wird, ist wieder als Grundlage unseres beruflichen Lebens erkannt und anerkannt worden. Was dieser Umbruch im Innenleben unseres Volkes zu bedeuten hat, zeigt sich erst in Umrissen. Wer sich jedoch erinnert, wohin uns die vielfältige Zerrissenheit unseres Volkes in den zurückliegenden Jahren geführt hatte, wird ermessen können, was das deutsche Volk auf diesem Wege zu gewinnen hat.

Verfügung. Die alljährlich veranstalteten Kameradschaftsabende vereinen Führer und Gefolgschaft bei froher Unterhaltung.

Das häusliche Wohlergehen der Bergleute unserer Gesellschaft wird durch die ihnen gebotene Möglichkeit gefördert, in den zahlreichen Bergmannsiedlungen mit insgesamt 36000 Wohnungen bei ihren Zechen billig und anständig außerhalb der Großstädte des Bezirks zu wohnen, wovon



Siedlung „Teufoburgia“.

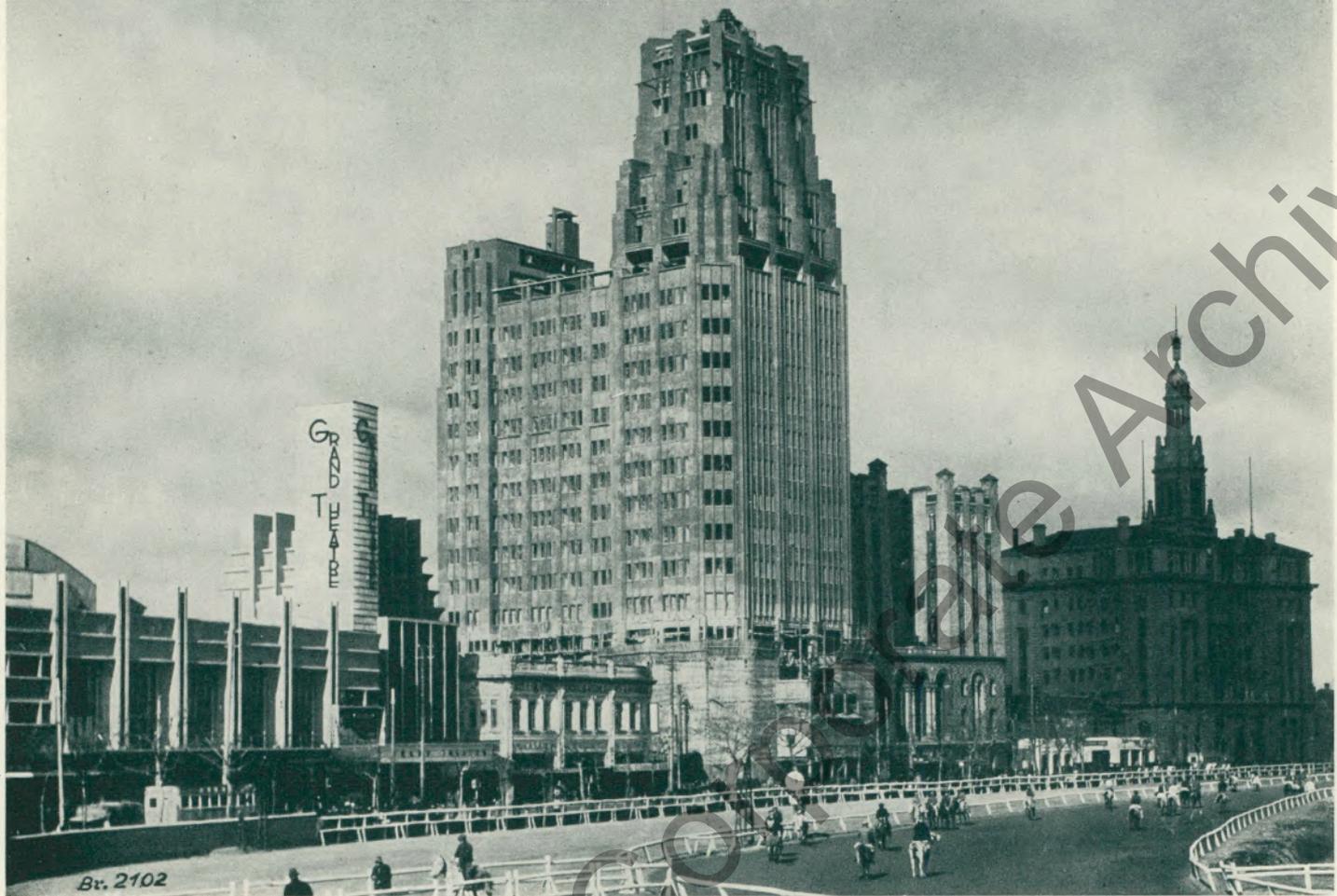


Lichtbild: Vereinigte Stahlwerke - Debus.

Sinfonie der Arbeit.

Blick auf eine Großhokerei der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft.

一月年三影之樓大層二廿會蓄儲行四建承廠造營記顧



Das Hochhaus in Schanghai,
ein eindrucksvolles Zeichen der Wertschätzung deutschen Stahls im Fernen Osten.

Lichtbild: Werkarchiv.

Für die „Dortmunder Union“ als Montageleiter in China.

Von Frig Genter, Dortmunder Union Brückenbau A.-G.

Im Zentrum der Stadt Schanghai wurde Ende 1934 nach zweijähriger Bauzeit das höchste Hochhaus in Ostasien seiner Bestimmung übergeben. Das Gebäude ist etwa 41 Meter lang, 25 Meter breit und 80 Meter hoch. Im Keller, Erdgeschoss und ersten Stock dient das Gebäude als Bankgebäude, im übrigen Teil mit etwa 400 Zimmern als Hotel. Über dem dreizehnten Stockwerk im Mittelteil ist ein Dachgarten.

Der Bau ist als reiner Stahlskelettbau in Unionbaustahl errichtet. Die ungefähr 1200 Tonnen schwere Stahlkonstruktion wurde von der Dortmunder Union Brückenbau A.-G. und der M.M. geliefert. Die Dortmunder Union übernahm im Jahre 1931 unter schärfster englischer und amerikanischer Konkurrenz den Auftrag und führte auch die gesamte Bearbeitung der Zeichnungen und Berechnungen durch. Die Leitung der Montage lag ebenfalls in den Händen der Dortmunder Union.

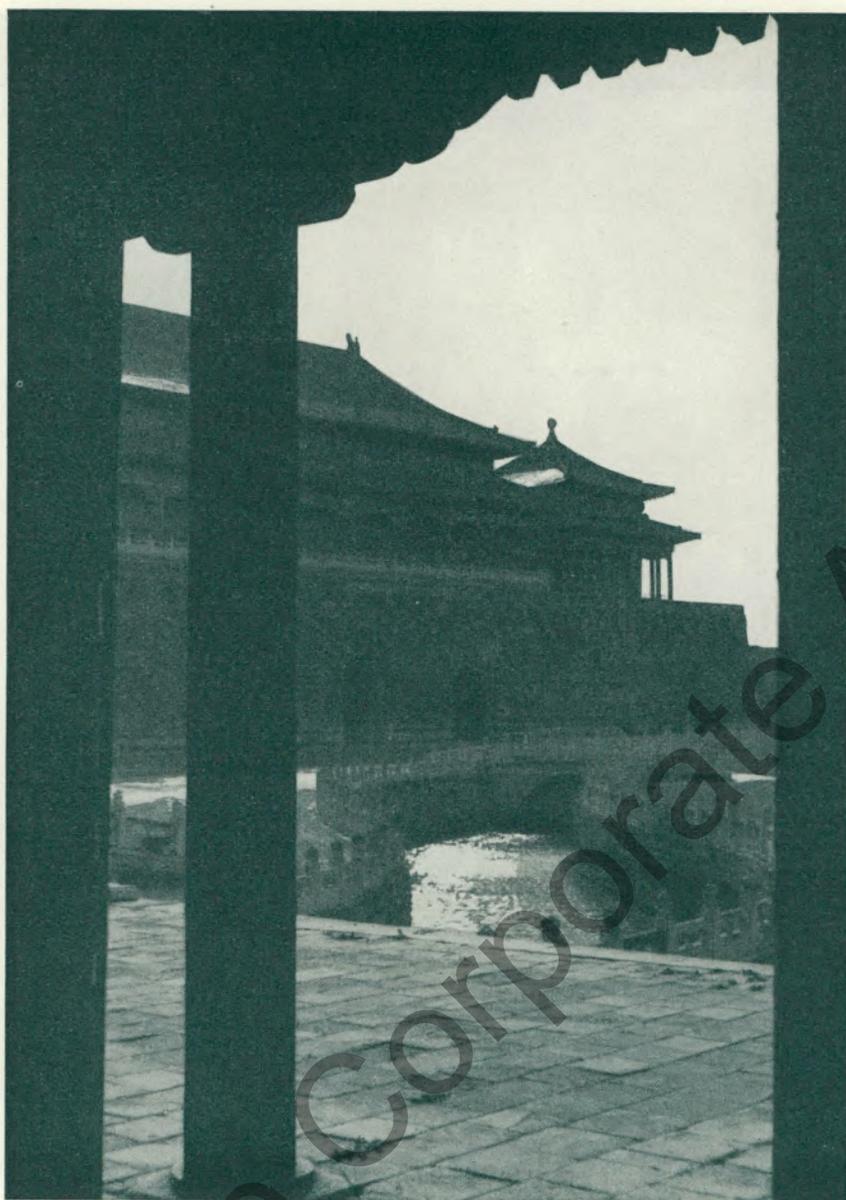
Das erste wirkliche Hochhaus in Schanghai hat erfreulicherweise zu einem weiteren Auftrag für die Dortmunder Union geführt. Das zweite Hochhaus Chinas wurde von ihr, ebenfalls als Stahlskelettbau, in Kanton für die Life Assurance errichtet.

Allgemeines — Beförderungsmittel — Geldwert —
Deutscher Klub.

Der erste Eindruck, wenn man chinesische Städte betritt, ist der, daß sich scheinbar das ganze Leben auf der Straße abspielt. Es sind so viele Leute auf der Straße, daß man kaum durchkommen kann und schließlich froh ist, glücklich wieder in seinem Boardinghouse (Pension) angelangt zu sein. Unterkunft für Europäer ist das Boardinghouse oder das Hotel. Die Chinesen schlafen auf einer Matte, aber nicht in ihrem Heim, sondern direkt am Arbeitsplatz, das ist auf der Bau-

stelle. Die Arbeiter in China sind das nicht anders gewöhnt. Zum Beispiel schlafen die Rikschakulis Tag und Nacht in ihren Rikschas. Will man gefahren werden, so stößt man sie an. Dann werden sie wach, spucken auf die Erde, und schon sind sie fahrbereit. Am Ziel angelangt, schlafen sie sofort weiter. Das Essen kaufen sie von fliegenden Händlern; es besteht nur aus einem Reisballen und kostet zwei bis drei Kupfer.

Um einen Begriff von der Höhe des Betrages zu geben, sei erwähnt, daß die in Schanghai gebräuchliche Münze der Mexikodollar ist, der zur Zeit einen Wert von 80 bis 90 Pfennig hat.



Peking.

Das mächtige Südtor der verbotenen Stadt mit Brücken und Wassergräben.

Lichtbild: Henle.

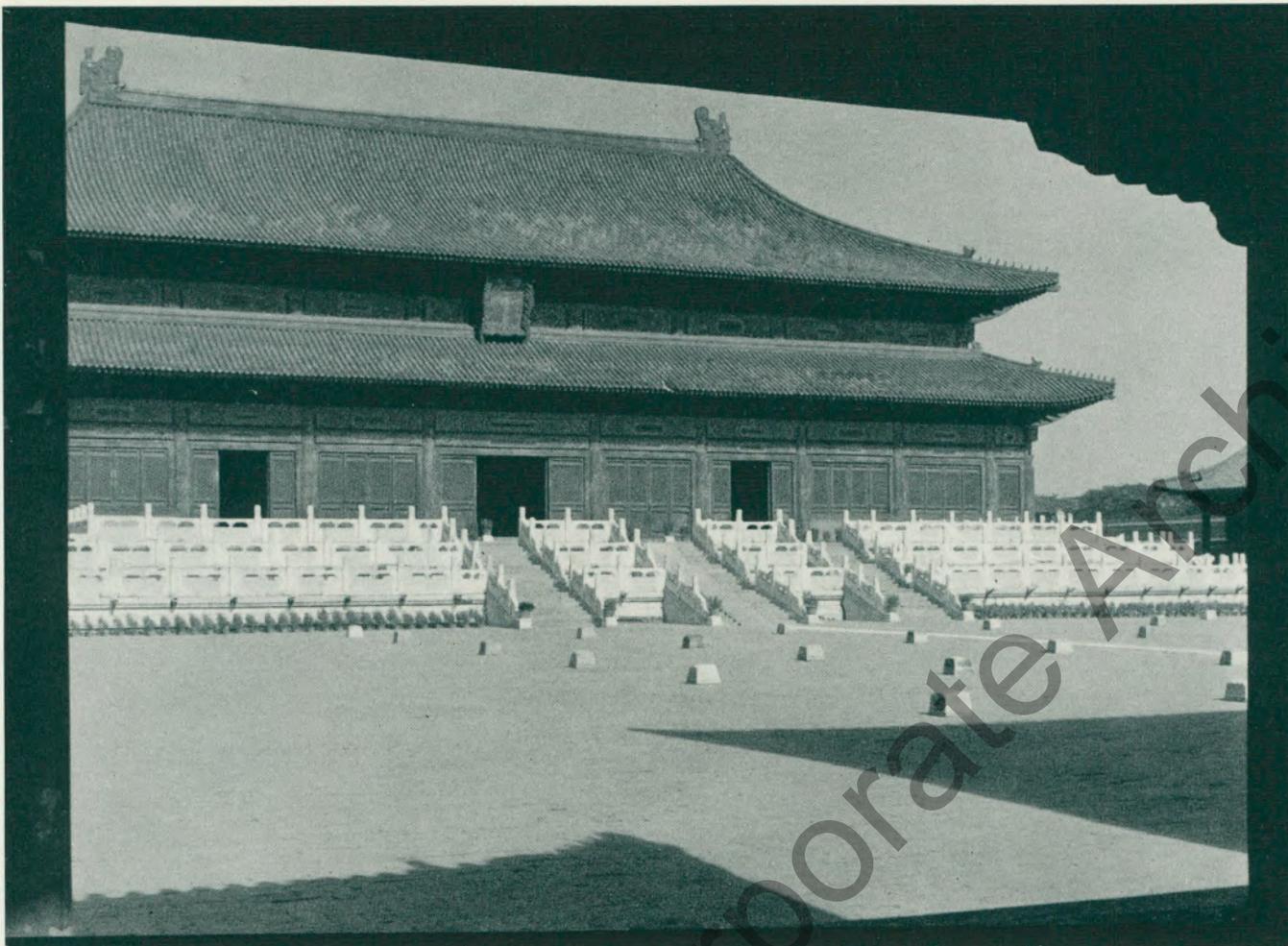
Teilt man diesen Dollar in 100 Teile, dann hat man Big-moneys. Ein Dollar hat zehn 10-Cent-Stücke und ein 10-Cent-Stück hat 25 bis 35 Kupfer. Man bekommt also für den Silberrdollar 100 Big-moneys (Papiergeld) oder etwa 300 Kupfer, genannt Small-moneys. 1 Kupfer hat also den Wert von rund $\frac{1}{4}$ Pfennig. Diese für unsere Begriffe winzige Münze ist in China das gebräuchlichste Kleingeld, zum Beispiel wird in der Straßenbahn nur mit Kupfer bezahlt. Die billigste Strecke kostet 7 Kupfer, die teuerste 26 Kupfer. Für 26 Kupfer, also für $6\frac{1}{2}$ Pfennig, kann man in der Viermillionenstadt Schanghai von einem Ende der Stadt zum anderen fahren. In der Halbmillionenstadt Dortmund bezahlt man für eine wesentlich kürzere Strecke mehr als das Zehnfache. Mit den Rikschas fährt man noch billiger als mit der Straßenbahn, vorausgesetzt, daß man es versteht, mit den Kulis zu handeln. Die Rikschakulis werden nämlich nach Übereinkunft bezahlt. Dabei wird von den Europäern in der Regel Big-money, von den Chinesen dagegen fast nur Small-money verlangt.

Im Gegensatz zu diesen Preisen stehen die Preise für europäische Bedürfnisse. Als Beispiel sei der den Dortmundern besonders interessierende Bierpreis angegeben. Das in China gebraute Bier kostet 50 Cents die Dreiviertelliterflasche, also ungefähr dasselbe wie hier. Die Chinesen trinken kein Bier. Bier wird nur für die Fremden gebraut. Trotzdem ist der

Konsum so stark und die Schanghai Unionbrauerei ist so sehr beschäftigt, daß ihr Bier durchweg noch zu jung ist; diese Brauerei wird jetzt stark vergrößert. Besonders beliebt ist das Fife-star- (Fünf-Sterne-) Bier, das in Peking gebraut wird. In den beiden deutschen Klubs gibt es deutsches Bier. In dem einen deutschen Klub, innerhalb der Stadt, verkehren die kleinen Angestellten und Kaufleute usw., in dem anderen, dem Garden-Klub, außerhalb der Stadt, die Direktoren, Großkaufleute usw. Zum Besuch der Klubs bedürfen Nichtmitglieder einer Einladung.

Kulilöhne und Feierabend — Chinesische Essen.

Ein chinesischer Arbeiter (gewöhnlicher Kuli) in Schanghai verdient 30 bis 40 Cents, auf dem Lande jedoch viel weniger — nicht viel mehr als das Essen. Wenn man sich von einem Schlossermeister einen Schlosser leiht, so verlangt der Meister einen Dollar für den Tag, der Schlosser erhält davon 50 bis 60 Cents. Dafür fängt er morgens um 6 Uhr an zu arbeiten und hört erst abends um 10 Uhr auf. Nur mittags setzt er einen Augenblick aus, um eine Handvoll Reis zu essen. Der chinesische Arbeiter arbeitet werktags, sonntags, Ostern, Weihnachten, Pfingsten, kurz gesagt, immer, mit einer einzigen Ausnahme: Beim Drachenfest (Ende Januar) wird ungefähr acht bis vierzehn Tage gefeiert. Alles ist dann geschmückt.



Der Ahnentempel der Mandschukaiser (Südseite).

Lichtbild: Fris, Hente.

Es gibt Reiswein zu trinken, der ähnlich wie unser Grog schmeckt und auch heiß getrunken wird. Bei wohlhabenden Chinesen geht es hoch her. Auf einem Fest, an dem ich teilnahm, gab es zum Beispiel dreißig Gänge, und hinter jedem Gang mußte man ein Schälchen Reiswein trinken. Jeder Gang bestand natürlich nur aus einem kleinen Leckerbissen. Leider fehlte mir für viele dieser Delikatessen das Verständnis. Um sie essen zu können, mußte ich die Augen zumachen. Immerhin wurde mir das Essen durch den Reiswein nach jedem Gang erleichtert, und nach ungefähr zwanzig Gängen und zwanzig Schälchen Wein war es mir gleichgültig, was ich aß. Auch nach Fertigstellung des Hochhauses wurden wir zum Richtfest erst von den Chinesen eingeladen und dann die Chinesen von uns in den deutschen Garden-Klub. Bei uns gab es Erbsensuppe und Sauerkraut mit Eisbein, das auf jeden Fall besser schmeckte als die Leckerbissen der Chinesen. Der Chinese ist sehr freundlich, außerordentlich liebenswürdig und höflich, aber man hat immer das Gefühl, als wenn er eine Maske trägt. Man weiß nie, was er eigentlich denkt. Er lächelt immer.

Von der Baustelle — Arbeitstechnisches und Soziales.

Wenn man die Montage anfängt und Arbeiter haben will, so werden Offerten ausgeschrieben. Dann kommen die Unternehmer und fordern, der eine dies, der andere das. Wer am wenigsten fordert, bekommt den Auftrag. Die ganze Montage unseres Hochhauses wurde im Akkord gemacht. Der Unter-

nehmer forderte 24 Taels/Lonne, er vergab weiter an einen anderen Unternehmer für 19 Taels, dieser wieder an einen anderen für 17 Taels und der endlich weiter für 14 Taels. Der chinesische Unternehmer verdient immer; wenn er wenig verdient, dann müssen eben die Kulis darunter leiden, aber er kommt nie zu kurz.

Zu meiner Tätigkeit: Ich ordnete an, wie es gemacht werden sollte; ich kontrollierte, richtete aus. Auf der ganzen Baustelle waren nur Chinesen, ein Dolmetscher stellte die Verständigung mit mir her. Alles wurde mit der Hand gemacht. Ich habe die Leute angelernt mit dem Kompressor und dem Pressluftniethammer umzugehen, da Handnietung nicht einwandfrei ist. Die Werkzeuge haben wir alle selbst herstellen müssen, weil nichts da war.

Die Grundsteinlegung des Hochhauses ging, der Bedeutung des Bauwerkes entsprechend, unter feierlichen Zeremonien vor sich. In der Mitte der Baustelle wurde ein gebratener Schweinskopf aufgestellt, links davon ein großer Fisch und rechts ein gebratenes Huhn. Daneben wurden rote Opferkerzen aufgestellt und angezündet, hierauf kamen sämtliche Arbeiter und verbeugten sich vor dem Schweinskopf. Während dieser Zeremonie wurden ungefähr 100 Stück Raketen in die Luft geschossen. Dann wurden an allen vier Ecken der Baustelle ganze Haufen nachgemachtes Papiergeld verbrannt. Dieses Geld wird den Göttern geopfert, damit dieselben Unglücksfälle verhindern sollen.

Ich habe mich während der Zeremonie unter Hunderte von

Zuschauern gestellt, welche die Baustelle umstanden; denn sollten trotzdem Unglücksfälle vorkommen, dann soll es nicht heißen: „der weiße Teufel hat durch seine Anwesenheit die Götter erzürnt.“

Streik kennen die chinesischen Kulis nicht, wenn sie nicht arbeiten wollen, werden sie eben geschlagen. Krankenversicherung, Unfallversicherung usw. gibt es in China nicht. Wenn mal ein Kuli vom Gerüst herunterfällt und tot ist, dann kommt ein Engländer und fragt, ob ihn einer heruntergestoßen hat oder nicht. Wenn die Kulis nein sagen, ist es gut. Dann kümmert sich kein Mensch mehr darum.

Wir hatten bei der Montage fünfzig Kulis. In Deutschland hätten wir ungefähr dreißig Mann gebraucht. Den Transport machten ebenfalls Kulis. Durchschnittlich waren immer 60 bis 70 Mann auf dem Bau. Die Kulis schliefen alle auf der Baustelle unten im Keller.

Für die ganzen Leute war ein Reiskessel aufgestellt, und da konnten sie sich, wenn sie Hunger hatten, einen Ballen Reis holen. Brot gibt es in China überhaupt nicht. Höchstens mal ein paar Sardinen. Der Chineser ist zufrieden, wenn er Reis hat.

Chinesische Eigenheiten.

Wenn es regnet, zieht der Chineser die Schuhe aus und läuft barfuß. Wohnungen kennen die Arbeiter gar nicht. Die Chinesenfrauen stehen morgens auf und kaufen auf der Straße aus großen Kesseln für 1 bis 2 Kupfer heißes Wasser, in das sie dann ihren Tee tun. Am Eingang der Baustelle sitzen oft Frauen und nähen, flicken und stopfen für die Arbeiter. Das Waschen besorgen die Arbeiter selbst. Der Chineser trocknet sich nicht wie wir mit einem trockenen, sondern mit einem feuchten heißen Handtuch ab (zur Nachahmung empfohlen). Der Grund dafür ist, daß es in Schanghai sehr heiß ist (40 und 41 Grad Celsius). Reibt man nun das Gesicht mit einem feuchten Handtuch ab, so verdunstet die Feuchtigkeit in der Hitze und gibt Kühle auf der Haut. Der Chineser trinkt auch nur warm. Überall stehen Teekessel, denn er trinkt den ganzen Tag heißen Tee.

In China Kocht ausschließlich der Mann. Überall, in Hotels, Boardinghäusern usw., sind Köche. Auch zum Aufräumen und Bedienen sind nur Männer da. Auch heute noch werden die kleinen Mädchen oft ausgesetzt oder in den Fluß geworfen. Wenn ein Chineser heiratet, und die Erstgeburt ist ein Mädchen, so schickt er meist die Frau wieder nach Hause und heiratet eine andere. Man darf in China eigentlich nur eine Frau haben, aber kein Mensch kümmert sich darum. Auch die Zöpfe sind jetzt verboten und man darf den Mädchen nicht mehr die Füße verkrüppeln. Früher machte man das angeblich wegen des Kinderreichtums; scherzhafterweise sagt man auch, man hätte es getan, damit die Frau dem Manne nicht nachlaufen könne.

Über Kleidung, Beerdigungssitten, Menschenüberfluß und Piratenunwesen.

Alle Kulis tragen blaue Anzüge, ähnlich unseren Trainingsanzügen. Darunter tragen sie in der Regel Normalhemden. Auch die Frauen tragen Hosen und darüber eine morgenrock-ähnliche Jacke. Die vornehmeren Chinesinnen tragen unter dem Kleid noch einen seidenen Pyjama, wie überhaupt die Kleidung der reichen Chinesen ausschließlich aus Seide besteht.

Wenn ein reicher Chineser beerdigt wird, richtet man auf dem Friedhof einen Scheiterhaufen und verbrennt darauf das Kleid des Verstorbenen, damit er im Himmel etwas anziehen hat. Auch gibt man ihm Leichengeld mit in den Sarg, damit er unterwegs auf seiner großen Reise die Himmelswächter bestechen kann. Das Leichengeld ist unechtes Geld. Man kann ungefähr tausend Banknoten für einen Dollar kaufen.

China hat einen ungeheuren Menschenüberfluß, so daß man verschwenderisch mit Arbeitskräften umgehen kann, besonders da die Bevölkerung für unsere europäischen Begriffe sehr anspruchslos ist. Wäre diese Bedürfnislosigkeit nicht so groß, dann könnte China seine Bevölkerung gar nicht ernähren, denn ein großer Teil von China ist gebirgig, unbewohnt und ohne Straßen. Das hervorstechendste Bild, das sich dem Fremden aufdrängt, ist Menschen, Menschen, Menschen, lauter arme, schlecht gekleidete Menschen.

Reiche Leute sieht man kaum auf der Straße. Wegen der großen Unsicherheit im Lande fahren die vornehmen Chinesen auch stets nur mit vier oder fünf Dienern aus. Diese Diener sind fast alles Weißrussen. In China gibt es, wie wir auch täglich in unseren Zeitungen lesen, regelrecht organisierte Räuberbanden, Piraten, Kindesentführer, Lösegeldraffer usw. Diese alle wollen leben ohne zu arbeiten, und pressen die armen Chinesen bis aufs äußerste aus.

Stellung der Deutschen in China.

Das bunte, farbenprächtige Bild, das so eine Chinesenstadt bietet, kann man sich kaum vorstellen. Das Leben hat da natürlich seine Reize. Deshalb finde ich es für mich sehr erfreulich, daß ich zur Montage des neuen großen Wolkenkrägers in Kanton (Südchina) wieder dahin komme, um mitzuhelfen, den Wert der deutschen Arbeit im Ausland zu Geltung und Ehre zu bringen. Man trifft in China viele Deutsche. Der Chineser ist sehr deutschfreundlich, weil wir die Ausländervorrechte aufgegeben haben. In der Nähe von Schanghai ist eine deutsche Hochschule, an der auch Prof. Stumpf, den ich sehr gut kenne, wirkt. Schanghai hat eine deutsche Schule und auch eine deutsche Kirche. Das alte Denkmal für unseren Kreuzer „Itis“, das früher am Bundelich stand und das von den Engländern während des Krieges gehässigerweise abgebrochen wurde, ist jetzt an der deutschen Schule wieder neu aufgebaut worden.

Eine kurze Erzählung, der ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland zufällig in einer deutschen Zeitung begegnete, möge diese Erinnerungen beschließen. Sie unterstreicht das vorher Gesagte trotz ihrer Knappheit vielleicht besser als langatmige Ausführungen.

Ein Deutscher, der in Hongkong eine Firma seines Landes vertrat, wurde mit anderen Landsleuten beim Ausbruch des Weltkrieges aus seinem Büro weg verhaftet, an Bord eines Schiffes gebracht und in Japan interniert, ohne daß es ihm möglich war, seine Dienerschaft von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen, noch seine Habe zu ordnen und in Sicherheit zu bringen.

Jahre vergingen ehe er endlich wieder im Hafen von Hongkong landete. Mit Kummer dachte er an seinen sicher geraubten und gänzlich verlorenen Besitz, und daß es nutzlos sein würde, nach dessen Verbleib und nach dem seiner Leute zu forschen. Da sah er, als er vom Schiff auf den Kai hinabstieg, ein vertrautes Gesicht und er erkannte seinen Diener, der ihn freudig, wengleich ganz ohne Staunen begrüßte.

„Welch ein Zufall, Huan,“ sagte der Herr. „Wie kommst du hierher? Und was hast du getrieben in all den Jahren?“

„Wer spricht von Zufall, Herr?“ sagte der Diener. „Ich habe dich erwartet. Ich habe dein Eigentum gehütet in all den Jahren.“

„Aber es kommen doch viele Schiffe von Japan, Huan. Woher wußtest du, daß ich mit diesem komme?“

„Viele Schiffe kommen von Japan, Herr, und ich bin zu jedem gegangen. Denn auf einem mußtest du ja kommen.“

„Und wenn ich nun nie mehr gekommen wäre?“

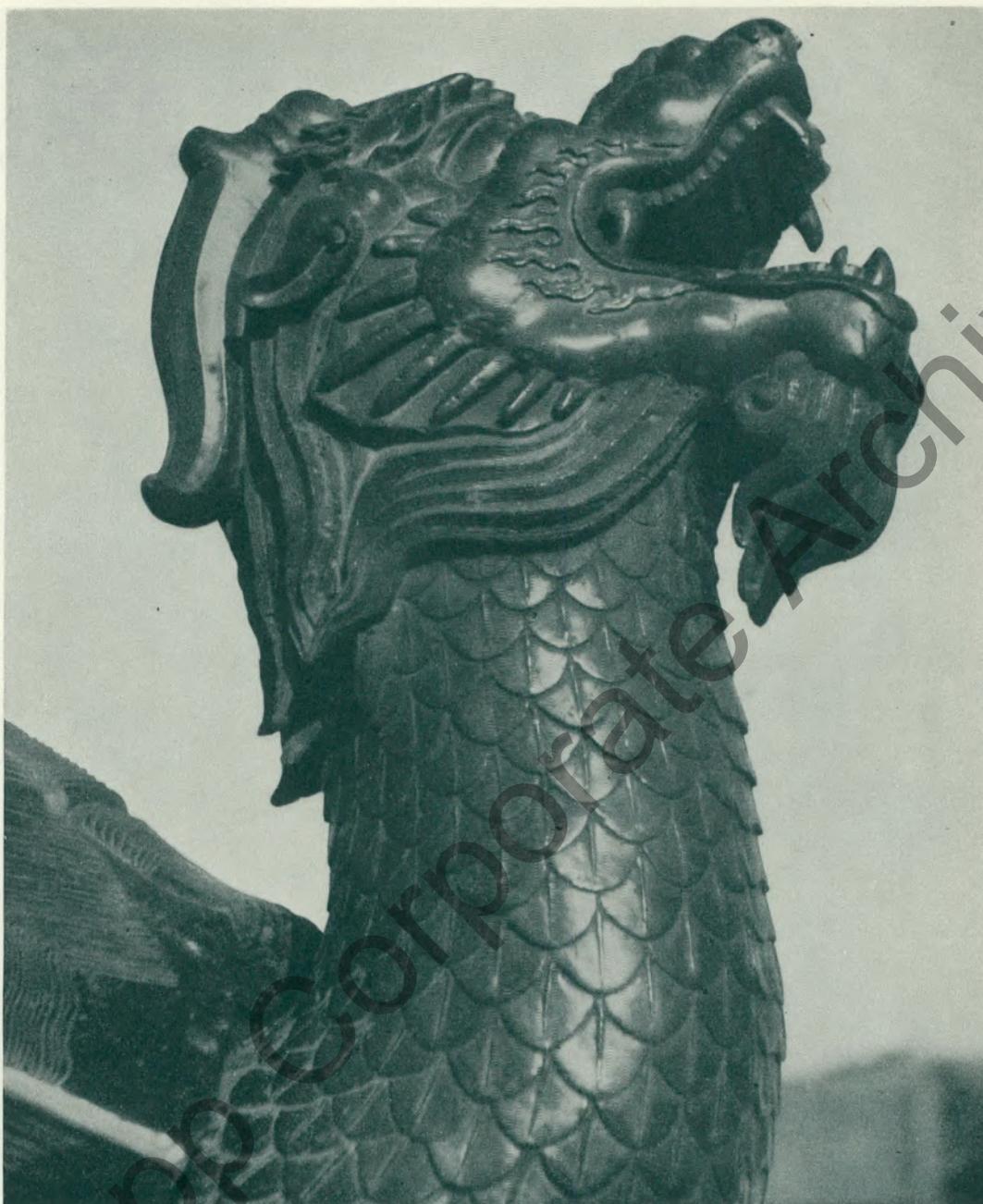
„Du bist ja gekommen, Herr!“ sagte der Diener und lächelte.

Chinas natürliche Ordnung und die Maschine.

Von
Maximilian
Esterer.

Bronzekopf
einer
Schildkröte
vor
dem Kaiserpalast
in der
„Verbotenen
Stadt“
von Peking.

Bild: Fritz Henle.



Die Auseinandersetzung Ostens mit dem Westen ist zu einer der wichtigsten Fragen der Kultur und Politik geworden. Die Allgemeinheit urteilt über das chinesische Problem vielfach noch befangen aus alten politischen Gedankenzügen und übersieht, daß das eigentliche Problem in der Auseinandersetzung unserer neuen Technik mit der alten chinesischen Kultur besteht. Unabhängig von dem inneren Gegensatz zwischen Ost und West schafft die Technik auch auf dem Boden Ostens ein neues Weltgesicht.

Maximilian Esterer ist sechzehn Jahre lang als Ingenieur in China tätig gewesen und weit bis ins Innere Tibets vorgedrungen; er entwirft in dem 1929 erschienenen, auch heute noch als in bestem Sinne aktuell anzusprechenden Buche „Chinas natürliche Ordnung und die Maschine“, dem nachstehende Ausführungen entnommen sind, ein lebendiges Bild der Gärung, die der Einbruch der Maschine in das Reich der Mitte herbeigeführt hat, und gewährt einen Blick in die Zukunft der asiatischen Weite.

Die Beurteilung des Buches von chinesischer Seite erhellt wohl am besten aus der Tatsache, daß die Kuomintang-Partei sich noch kürzlich durch ihre deutsche Vertretung das Recht erteilen ließ, das ganze Buch in ihren Publikationsorganen in deutscher Sprache abzudrucken.

I. Das Problem China.

Die Dampflokomotive fährt bei Chan-hai-kwan durch die Chinesische Mauer, in die Bastei von Peking hat die Eisenbahn Bresche gelegt und ist bis an die Tore des kaiserlichen Palastes vorgedrungen.

* Maximilian Esterer: „Chinas natürliche Ordnung und die Maschine“ in der Sammlung „Wege der Technik“. F. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart 1929. 175 Seiten, geb. 2,80 RM.

Das Getöse hat die Ortsgeister der Kaiserstadt vertrieben. Wir haben also mit der Maschine die Chinesische Mauer erfolgreich überzerrt und den Zugang in das Reich der Mitte erzwungen. Weniger rauh als die Technik, ja vielfach mit voller Hingabe haben Forscher aus allen Ländern des westlichen Kulturkreises in die geistige Welt Chinas einzudringen versucht. In Bergen von Büchern aller Sprachen sind die Ergebnisse dieser Arbeiten niedergelegt, und viel Wissen um China steht uns darinnen zur Verfügung. Eine erobernde Er-



Das Eingangstor zur „Verbotenen Stadt“.

Lichtbild: Fritz Henle.

kenntnis der chinesischen Welt ist uns damit aber nicht gelungen; ja, wir müssen geradezu bekennen, daß uns das Wesentliche, die Seele Chinas, um so fremder wird, je weiter sich unser Wissen ausdehnt. Immerhin ist es bereits eine wertvolle Erkenntnis, zu wissen, daß wir den Boden unserer westlichen und jüngeren Kultur völlig verlassen müssen, um in der Kultur Chinas zum Urteil reif zu werden.

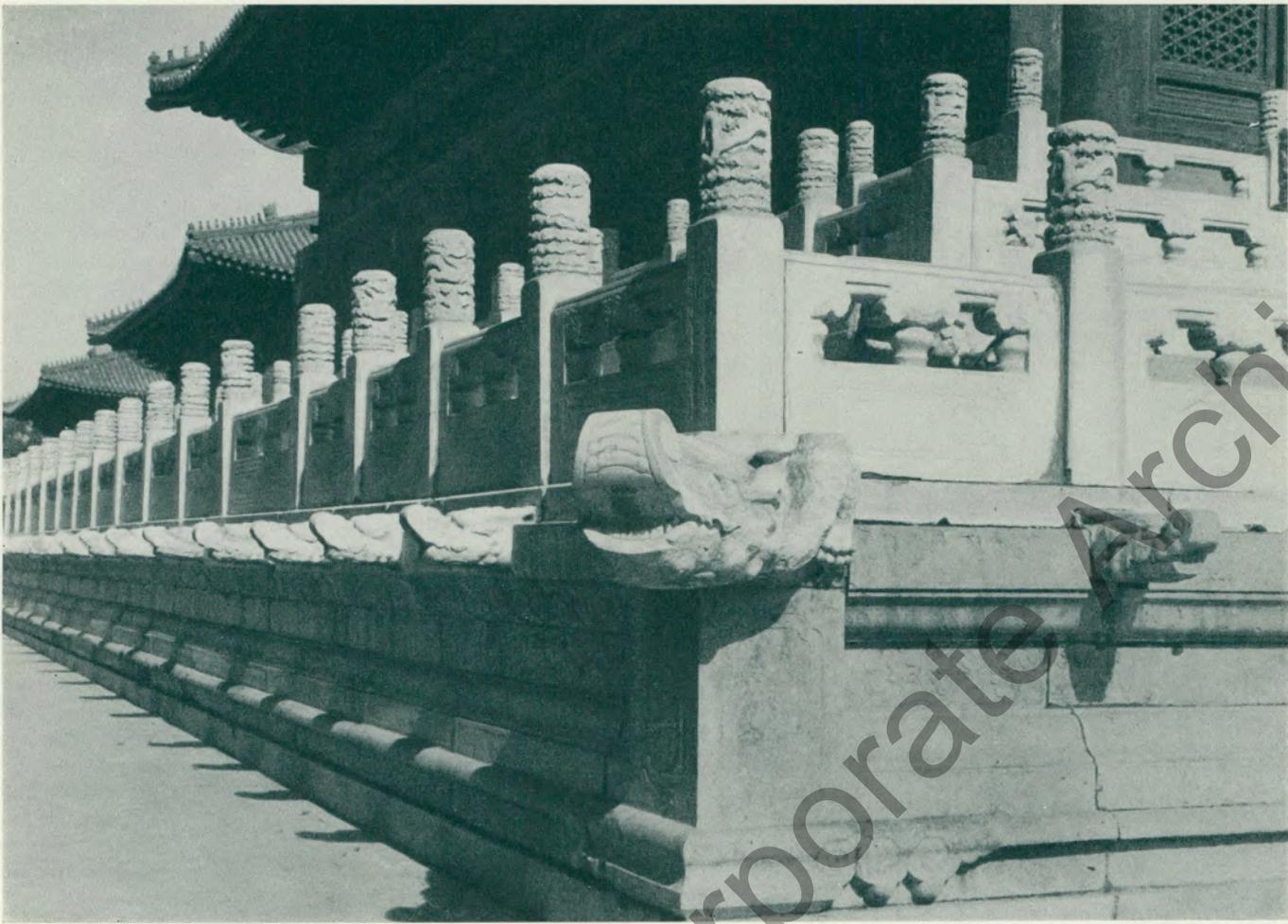
Der Weg zum Verständnis der zur Zeit in China vor sich gehenden Änderungen verlangt die dem Deutschen gelegene Ueberbrückung des Abstandes zwischen Objekt und Subjekt. Das zu tun und so in den Geist Chinas einzudringen ist heute keineswegs unserer bloßen Muße anheimgegeben, sondern an unsere westlichen Tore schlagen bereits die ernstesten Ankündigungen einer uns vielleicht zum Schicksal werdenden Auseinandersezung mit dem sich neu gestaltenden gewaltigen Lande. Diese Veränderungen werden oftmals mit den europäischen Vorgängen zu Beginn des 16. Jahrhunderts verglichen. Wenn wir aber die europäische Renaissance in ihren Wirkungen auf das Abendland einen frischen Frühlingswind nennen wollen, so müssen wir die eingeleitete chinesische Neugestaltung als wilden Sturm bezeichnen, dessen Richtung und Folgen für den ganzen Erdkreis zunächst unergründlich sind. Uns Westländern drängen sich über die Richtung des Sturmes die ungelösten Fragen auf, ob China mehr nach der bloßen Freiheit ringt, erneut um sein Reich Mauern bauen zu dürfen, in denen es sein starkes Eigenleben fortführen darf, oder ob es nach dem Vorbilde Japans danach strebt, als starkes Mitglied in das Konzert der Weltmächte einzutreten.

Es ist klar, daß das erste Ziel ohne den Machtinhalt des zweiten nicht mehr zu erreichen ist. Ein

großer Unterschied ist aber, ob China die Willensrichtung in seinen Körper pflanzen wird, seine alten und machtmäßigen Grundlagen aufzugeben und den Westmächten ähnlich zu werden, oder ob es seine rätselhafte Seele, seine Idee bewahren und vom Westen nur entlehnen wird, was ihm Schutz und Abwehr bietet.

Ginge Chinas Streben danach, unter Befreiung von kulturellen Hemmungen seine zahlenmäßige und ihm eigentümliche, still durchdringende Volkskraft in gleicher Reihe mit den Westmächten aufzustellen und voll nach ihrer Potenz auszunützen, so müßte es auch die westliche geistige Haltung annehmen und seine Idee aufgeben, um Vollmitglied des Mächtekonzertes werden zu können.

Will andererseits China seine Stellung gegenüber den Westmächten so ausbauen, daß ihm die Freiheit zur eigenwilligen Behauptung seiner geistigen Form gewahrt bleibt, so kann es nicht ohne Abwandlung seiner Idee die für eine Dauerabwehrstellung erforderlichen westlichen Elemente erwerben. Hierbei würde es dem Westen auch vorschreiben, wie weit es in die Weltwirtschaft einbezogen werden will und wie weit es von diesen stärksten internationalen Banden der Gegenwart frei bleiben möchte. Ein China, das seine geistige Form aufgäbe und die westliche Idee annähme, würde einfach in die Stellung eines Konkurrenten im internationalen Kauf- und Verkaufsgeschäfte einrücken und nach Vollendung seiner Umstellungsarbeit, also nach seiner sogenannten Industrialisierung, alle wirtschaftlichen Kräfte des Landes und der Menschen spielen lassen. Ein zweites Nordamerika, mit mindestens gleichen natürlichen Hilfsquellen, aber von Unbeginn gefüllt mit Menschen höchster Arbeitsfähigkeit, un-



Marmorgeländer im Ahnentempel der Mandschukaiser.

Lichtbild: Fritz Gentle.

geeignet zu Einwanderung, sondern Menschenüberschuß in die weite Welt entsendend, träte auf den Plan.

Wir, das zahlenmäßig stark unterlegene Abendland, müssen uns darum die für uns hochbedeutsamen Fragen verhalten:

„Wird das Ende von Chinas Ringen eine Erneuerung seiner Idee sein, wobei es sich nur so viele westliche Elemente einverleibt, wie zur Herstellung des Kräftegleichgewichtes gegenüber den Weltmächten erforderlich ist?“

Oder:

„Wird China dazu gelangen, politisch und wirtschaftlich neben den Westmächten seine größtmögliche Kraft zu entfalten?“

Unter dem Begriffe des Westens ist stets neben Europa auch Amerika zu verstehen. Den Ausdruck „Idee“ gebrauchen wir stets im platonischen Sinne: das in einem Volke ursächlich Treibende, das, was ihm das Erstrebenswerteste dünkt, tritt in Erscheinung*.

Die Kundgebungen und gesetzgeberischen Maßnahmen des heute kämpfenden Chinas bedeuten für unsere Fragen nichts. Sie sind nur belanglose Durchgänge, Fahrten ohne Kompaß, wie sie stets in den Kampfepochen auftraten, welche in der chinesischen Geschichte den Raum zwischen dem Abgange einer abgestorbenen und dem Kommen einer neuen Herrscherzeit überbrückten. Die Anwendung westlicher Waffen und Maschinen ändert daran nichts. Eine Neuerscheinung von wesentlicher Bedeutung hingegen ist, daß dieses Mal die Doktrinen westlicher Soziologie auf die Gemüter wirken und an den Grenzen des Reiches nicht unterlegene Barbaren als Zu-

* Geopolitik 1928, Heft 5, „Die Idee Chinas“.

schauer stehen, sondern an materiellen Waffen überlegene Großmächte. Sonderbarerweise wagt aber um so weniger eine dieser Mächte in den Kampf einzugreifen und ihm eine dem Westen erwünschte Wendung zu geben, je länger er dauert und je mehr er China erschöpft.

Wir müssen heute beschämt zugestehen, daß wir im ganzen vorigen Jahrhundert China verkannt haben. Als Kinder einer Zeit rein materieller Macht legten wir die Möglichkeit, in Kanton, auf dem Yangtse oder an den Takuforts, ja schließlich selbst in Peking die Übermacht unserer Kanonen vorweisen zu können, ohne daß das ganze Land sich auf uns stürzte, als Minderwertigkeit des Volkes und seiner Idee aus. Wir verkannten dabei die tatsächliche Macht der chinesischen Kultur, welche das ganze Land bei allen geschichtlichen Vorgängen als einen Block erwies. In diesen Block konnten auch wir einen Keil mit unserem hochwertigen Stahl treiben, ohne aber mit solch vergänglichem Werkzeuge sein Wesen zu treffen.

Dieser Block China liegt immer noch vor uns und hat sich bis heute bewährt. Es bedurfte weder einer durch das ganze Land gehenden Revolution noch des Auftretens eines in unserm politischen Sinne politischen Führers. Die politisch so schwankende Persönlichkeit Sun Yat-sens, der nur von seiner und glühender Liebe zu seinen von neuen Zeiten bedrängten Brüdern erfüllt war, genügte, die Fremden in ihre Schranken zurückzuweisen und China wieder Herr innerhalb seiner Mauer werden zu lassen.

China hat bereits seine Selbständigkeit des Handelns wiedergewonnen. Das Problem ist darum, ob es aus dem heutigen krampfartigen Zustande in einen solchen ruhiger Dauer eingehen kann oder als Alt-China sich mit den Waffen

der neuen Zeit rüsten oder zu einem China als Diener der neuen Waffen werden wird.

China hat also innerhalb seines Übergangskampfes eine Zeitwende durchzumachen, wie sie in das Leben jedes Volkes tritt, wenn sich seiner bisherigen Bahn äußere oder innere Kräfte entgegenstellen.

Wie die Auseinandersetzung mit diesen Kräften auch sein wird: China wird seine Geschichte in seiner Weise fortsetzen. Aufstieg, Blüte und Untergang sind die Wesenszüge der Geschichte westlicher Völker; ein schwebender Zustand eignet dem chinesischen Volke.

Wo ist nun das Geheimnis zu entdecken, dessen Zauberstärke jeder empfindet, der in G. L. Dickinsons „Letters of John Chinaman“ folgende Sätze liest:

„Das einfache und natürliche Wesen unserer Kultur, die friedfertige Art unseres Volkes — solange es nicht durch die Uebergriffe der Fremden rasend geworden ist — über allem: das Wesen unserer Familie, die in sich selbst politisch, sozial und wirtschaftlich einen kleinen Staat darstellt: diese und andere Gaben haben uns von den Maßnahmen der Regierung in einem Umfange unabhängig gemacht, welcher dem Europäer unfaßbar ist. Weder die Handlungen noch die Versäumnisse der Machthaber in Peking haben auf das Leben unserer Massen einen wirklichen oder nachhaltigen Einfluß; sie decken nur auf, was das Volk fühlt und wohin sein Verlangen ginge. . . . Nie wird es einer Gewalt gelingen, diese unermessliche Selbstsicherheit zu stören. Der Kriegsorkan mag für eine Weile die Oberfläche des Meeres käumen und die Ströme der Oberfläche Schaum treiben lassen; niemals aber wird er die unermessbaren Tiefen treffen und trüben, welche Chinas stille, weite Seele sind.“

II. Chinas natürliche Ordnung und die Maschine.

Wie die moralische und damit auch rechtliche Baugelle des Staates nicht wie in der westlichen Kulturform der einzelne, sondern die Familie ist, so bildet die zivilisatorische Einheit des alten China das Dorf. Unsere Arbeitsteilung ist dabei, den Familienverband immer mehr zu beseitigen und den kollektiven Menschen gleicher Interessen an seine Stelle zu setzen. China besitzt an Stelle dieser Schichtenbildung den Arbeitskomplex des Dorfes und in der großen Stadt die Gilde als seinen Erbsatz.

Das Dorf ist nichts als die von der Zeit erweiterte Familie, und zwar unter Beibehaltung der Familiengesetze. Die Arbeitsteilung im Dorfe ist nur bis zum Stellmacher gediehen, welcher Pflug und Harke herstellt und instand hält. Kleidung und Schuhwerk macht noch das Haus, Kessel und Töpfe entstehen dort, wo Eisen gewonnen und Ton gefördert wird, als Hausindustrie, und sie bringt der wandernde Händler herbei, welcher mit der Klapper oder Kassel seiner Zunft im Frühling und Herbst durch das Dorf kommt. . . . Und unter zehn vom Hundert der Bevölkerung wohnen in Städten, weniger als die Hälfte von diesen in Orten über fünftausend Einwohnern.

Die Bedeutung und vor allem die Größe der chinesischen Stadt ist lange überschätzt worden. Noch Ende des vergangenen Jahrhunderts wurde in Peking die größte Stadt der Welt vermutet, dann sanken die Schätzungen bis auf dreiviertel Millionen Einwohner. Man war sich dessen nicht bewußt, daß die chinesische Zivilisation im Gegensatz zur Großstadt steht. Die Überschätzung rührte daher, daß sich die Stadt flach wie das Dorf über den Boden ausbreitet, ohne Stockwerkbauten. Alle heutigen Großstädte Chinas sind jung und sind Folgen des Handels mit Europa.

Die chinesische Stadt ist eine Ansammlung von Handwerks- und Handelsgilden um die Namen der Behörde und die ausgedehnten Tempelgärten, umgeben von einem weiteren Kreise von Kungkwans (Wohnhäuser mit Höfen) der wenigen be-

mittelten Bürger. Im Stadttinneren hallt die eine Gasse wider vom Gehämmern der Kesselschmiede, die andere klingt vom Saitengeschwirr der Woll- und Baumwollzupfer; in der Nachbarstraße schließt sich das leise Schnurren von Spindeln an, überfönt vom Rhythmus des dumpfen, hölzernen Stoßes der Webstühle. Nach den Toren zu wandern auf gebeugten Rücken schwere Balken aus edelstem Holze in die geräumige Werkstatt des Sargmachers, der im Gefühl seiner Bedeutung würdevoll das goldene Sternbild des Großen Bären ins leuchtende Zimmober des Bodenbrettes eingräbt und an Regentagen die rings an den Wänden lehrenden, schwergewölbten Sargbohlen auf breitem Pinsel hauchfein mit dem kostbarsten Schwarzlacke überzieht, welcher hundertjährige Dauer verleiht. Unter den Jungen vor seiner Stätte stand einst der junge Meng-tze, und sein Sinn ging bei dem Anblicke nicht unsere ernstesten Wege, sondern fand Gründe zur freudigen Daseinsbetonung. Und für den Schmuck der Lebendigen arbeitet die ganze lange Gasse um die Ecke, wo die Schleifräder der Nephritjuweliere zischen und buntgekleidete junge Mädchen verlangend das Grün und wolkige Weiß der Armringe und Haarpeile prüfen. Wieder eine Straße weiter leuchtet entlang ihrer ganzen Reihe grellbemalter Papierzauber, bestimmt, die Toten auf dem ungefragten Wege zu erfreuen.

Durch die viel zu enge Hauptstraße zieht in unerschütterlicher Geduld ein Troß quietischer Radfarren, kreischender, hochbeiniger Reisewagen mit gewölbter Plane, Tragtiere, beladen mit Salz, Tee, Gewürzen, Holzbohle, Leder, Papier, Ton-, Porzellan-, Glas- und Eisengußgefäßen, am Ende ihrer tage- und monatelangen Reise von der Erzeugungsstätte den Schritt zur Herberge beschleunigend. Zwischen Tieren und Treibern hindurch winden sich in kurzen Taktschritten Träger mit pendelnden Körben an der langen Traglatte, mit dem Stängbambus schnuppernde Hunde abwehrend; langsame Bauern bringen ihre Bodenfrüchte zum Markte, während sich Säufsten mit langem Reitergefolge auf struppigen Rossen eilends den Weg durchs Gewühl bahnen, die verclumpten Bettler beiseiteschiebend, welche stumm flehend ihre Gefäßscherven in die Garküchen strecken, in denen gelbe gebratene Hühner und braun geschmorte Enten über den brodelnden Reispfannen sich zum Schmause anbieten.

Am Doppeltore bei der dicken Stadtmauer sitzt neben dem lebhaften Märchenerzähler in schweigender Gelehrsamkeit der Brieffschreiber an seinem papierbeladenen Tischchen, den spitzen Pinsel sorgsam im Tuschestein füllend, auf der Nase die breitrandige Hornbrille, welche auch uns ein Zeichen für unsere Kultur geworden ist. Draußen vor den kühl-schattigen Torwegen, zehn, hundert und tausend Li (chinesische Wegstunde) weit im chinesischen Lande liegen die Fundstätten der Porzellanerden, der feinen Glassande und Erze, bei denen in unvergessenen Vorväterzeiten die Ameisenstädte der Porzellan-, Glas- und Eisenindustrien heranwuchsen, ohne Erfinder zu haben oder zu nennen; denn sie alle erfanden und brauchten nicht das über den einzelnen ragende Genie der Arbeitsteilung. . . . Eine Straße wuchs als Ebenbild der anderen, und Haus neben Haus ist dieselbe Werkstatt, in welcher unverändert gegen Vorväterweise Söhne und Enkel geschäftig die geschickten, nimmermüden Hände rühren, während der Vater und Großvater der Ware die letzte Vollendung geben und prüfen, ob sie würdig sei, den klangvollen Namen der Werkstatt zu tragen. Aus diesen Werkstattzeichen entstand der Chop, das Warenzeichen, nach dem China heute auch die fremden Waren blind vertrauend kauft, nachdem es einmal erprobt ist, und dessen gesetzlicher Schutz darum für den fremden Handel eine einzigartige Bedeutung hat*.

* Es ist von großer zivilisationsgeschichtlicher Bedeutung, in diesem Zusammenhange sich zu erinnern, daß die japanische Geistesart Irreführungen und Fälschung des Warenzeichens keineswegs als entehrend empfunden und darum auch gesetzlich kaum bestraft.



Das mächtige Südtor zur „Verbotenen Stadt“.

Lichtbild: Fritz Henle.

Wir haben die wichtige Industrie der Schneider, Schuhmacher und Bäcker vergessen? Nein, sie sind nur für die Wanderer und Lastträger, und auch nur für sie sind Gasthüfe und Wirtshaus. Dem Unfähigen ist die Familie Ausgangspunkt, Versorgungsstelle und Erzeugnisstätte für fast alles, was das Leben verlangt. Das Bedürfnis nach Familie und Herd herrscht allmächtig; aus ihrem Schoße kommt alles, in ihm läuft das Leben ab. Der Sohn, welcher seine Kunst in die La Tsch Chieh, die Schmiedegasse der Hauptstadt, trägt, wird dort gleichsam zum Ersatz für die verlorene Bodennähe von der Gilde aufgenommen, deren Ältester die verantwortungsvollen Pflichten und Rechte des dörflichen Sipao übt... Solcher Art ist in Umrißen die primitive „horizontale Organisation“ Chinas, und so hat China seit Jahrtausenden seine industriellen Bedürfnisse befriedigt, ohne daß Schichten- und Klassenkämpfe entstanden und Streiks nötig wurden. Der Preis für die täglich nötigen dreimal zwei Schalen Reis und die farge Zukost bestimmte die Hebungen und Senkungen aller Preisniveaus seiner „natürlichen Wirtschaft“.

Innerhalb dieser selben horizontalen Wirtschaft konnten alle die großen Arbeiten entstehen, Bewässerungsanlagen,

Stauwerke, Schutzdämme und Brücken. Wie im geistvollen Ameisenstaate wurden die Werke von allen gebaut, ohne Spezialisierung. Jeder wurde vorübergehend alles: der Bauer Bühnenarbeiter, der Schmied Brückenbauer in Bambus; und die Natur war allem die einzige Lehrmeisterin.

III. Technik innerhalb der alten Ordnung.

Um ein Bild der früheren Arbeitsweise in China zu geben, entnehme ich zunächst folgende Aufzeichnungen wörtlich meinem Tagebuch:

1. Aus Nordschantung, November 1904.

Der Hwangho-Spiegel nähert sich bereits seinem Tiefstand, liegt aber immer noch über der Ebene und der Stadt Tsinanfu. Seit 1859, da sich die Mündung 500 Kilometer weiter nach Norden verlegte, hat sich das Bett durch Sinkstoffe bereits wieder so weit erhöht. Zwei mächtige Hauptdämme schützen die Schantungsebene gegen das Wasser.

Ein Bild weist den letzten großen Durchbruch vor. Das Wasser strömt durch einen trapezförmigen Durchbruch. Öffnung auf der Dammkrone rund 18 Meter, an der Dammsohle wohl 12 Meter. Höhe etwa 11 Meter. Dammbreite

3 $\frac{1}{2}$ Meter auf der Krone, 10 Meter am Fuße. Demnach ausgewaschene Erdmasse 15 mal 11 mal 6 $\frac{3}{4}$ Kubikmeter gleich 1100 Kubikmeter. Gewicht rund 2200 Tonnen oder 2200 000 Kilogramm!

Ein anderes Bild zeigte das auf der Dammkrone fertiggestellte Formstück zum Dichten der Durchbruchstelle bis etwa 2 Meter über dem Wasserspiegel, also über die halbe Erdmasse enthaltend und 630000 Kilogramm wiegend. Der Erdkloß scheint mit großer Genauigkeit gearbeitet zu sein und ist von einer Unzahl von Bambusseilen durchzogen; „armierter Flußschlamm“, an Stelle von Eisenbeton! Die Enden der Seile, angeblich achthundert auf jeder Seite, haben 30 Meter freie Länge, um insgesamt 20000 Arbeiter (!) Hand anlegen zu lassen.

Schließlich zeigte ein drittes Bild den bambusseilarmierten Erdkloß an Ort und Stelle, das Wasser angestaut, eine Armee von Arbeitern dabei, die Dammkrone auszubauen.

Nach Erzählung des Schwei-Tu wurde das Riesenformstück nach alter Gewohnheit in einer Bretterverschalung auf der Dammkrone gebaut und die Menschen dazu aus der ganzen Umgebung eingeladen; für je 1 Tan (zu je 60 Kilogramm) mindestens ein Bauer, also 20000 Mann. Das fertige Formstück wurde an den herausstehenden Bambusseilen an die Durchbruchöffnung gezogen, wobei je Tan $\frac{1}{4}$ Tan Horizontalzugkraft gerechnet wird; also: Koeffizient für rollende Reibung 0,25. Der schwierige Moment, welcher die äußerste Kraftanspannung fordert, soll das Niederkippen über die Durchbruchkante sein. Zur gleichmäßigen Hergabe der Kraft wird eines der üblichen Arbeitslieder angestimmt, in welches der Pa-tou (Vorarbeiter) auf jeder Seite einen bestimmten periodisch ansteigenden und plötzlich abbrechenden Rhythmus bringt. . . Der entscheidenden Bedeutung des Arbeitsliedes wegen soll die Reparatur wegen der Unverträglichkeiten bei starkem Winde am schwersten auszuführen sein.

. . . Siebenhundert Kilometer stromaufwärts mündet der Wei-Fluß ein und liegt die Urheimat der Chinesen. Wie oft mag sich der Vorgang solcher Dammausbesserungen wiederholt haben, bis die Anwohner des Hwangho diese Wasserbaukunst so hoch entwickelt haben?

2. Tsingtau, April/Mai 1905.

Am Ende des vier Kilometer langen Umschließungsdammes ist das „Wertgebiet“ aus Ufersand in die See geschüttet. Lockerer, körniger Sand, in welchem der Fuß bis zum Knöchel einsinkt. Das Drehstromkabel, welches die elektrische Energie für den Betrieb des 16000-Tonnen-Schwimmdocks mit 7000 Volt Spannung den Umschließungsdamme entlang von der Zentrale bringt, ragt dort mit seinem aufgeschossenen Ende aus dem Sande heraus. Pumpen und Krane des Docks haben 300 Volt Gleichstrom, weswegen eine Umformerstation aufzustellen ist. Ich lasse als Bauleiter eine große Sandkiste mit 150 Tonnen Inhalt auf den Boden bauen, welche das Maß des Einsinkens anzeigen soll. Später kann die Kiste für die Probelastung des großen Kranes dienen. Einsinken innerhalb 15 Tagen bei guter Spülung 90 Zentimeter. Das Umformerhaus wird kühn mit Eisenträgerrost und Gewölbe mit 1 $\frac{1}{4}$ Meter berechneter Sinkhöhe auf den Sand gestellt. Wie nun die im Prähm an der Spundbohlenwand, der Umrahmung der Sandinsel, liegenden ölgefüllten Transformatoren und vor allem das schwerste Stück, den Umformersaß von 16 Tonnen Gewicht, über den weichen Sand bringen, um den Ablieferungstermin des Schwimmdocks einzuhalten? Es wird mir ein alter Bauer aus dem Chinesendorfe empfohlen, welcher bei großen Arbeiten des Dorfes als Vormeister wirkt. Er kommt, sieht sich fünf Minuten wortlos Maschinen und Transportweg an, schreitet diesen langsam ab und nennt schließlich für den Umformersaß 55000 kleine Käsch (etwa 60 Reichsmark) und anderthalb Tage Beförderungszeit, für

die Gesamtmenge der Maschinen das Doppelte. Abgemacht! Wenn auch mit Zweifeln im Sinne. Am ersten Tage wurde über den Prähm mit dem Umformer ein schwerer Balkenbau gesetzt und der Umformer bei Flut in der Schwebelage befestigt; bei Ebbe wurde der freie Raum unter dem hängenden Umformer unterbaut. Die nächste Flut hob den Umformer so hoch, daß er auf Balken auf das Wertgebiet gezogen werden konnte. Zwanzig Mann mit einigen Langhölzern und kürzeren Stangen, vielen Bambusstangen und einer Menge von Stricken erschienen. An den vier Enden der unterbauten Balken wurden vier Langhölzer befestigt, an ihren freien vier Enden acht kürzere, an deren freien acht Enden sechzehn Bambusstangen usw., bis vierundzwanzig Menschen, die sich langsam angesammelt hatten, je zu zweit eine der kurzen Bambusstangen befestigten und hubbereit dastanden. Das Kunstvolle war, eine tadellos gleiche Hubhöhe für jede Schulter herzustellen. Der Bau erschien sehr überlastig. . . Der alte Bauer intonierte mit zitteriger Stimme sein Arbeitslied, kräftigere Stimmen nahmen die Arie auf, und langsam schmol ein rhythmischer Gesang heran, dessen aufsteigendes Wei-h-ho-ija! fest in der Führung des Alten lag. Der Umformer hebt sich, schwebt, und in trippelnden Schritten, wobei alle Füße sich mit wunderbarer Genauigkeit auf den Sand setzen, wandert das Gewicht an seine Stelle, wobei mir durch diesen Kunstschritt auf Strohsandalen die Einsinktiefe kaum die halbe jenes meiner Stiefel zu sein scheint. . . Diese Transportweise muß aus dem Ameisenzeitalter überkommen sein!

3. Tze-liu-tsing (Sprudelbrunn), März 1908.

Gebiete der Salzsoleförderung. Ausdehnung von Tze-liu-tsing bis Kia-ting etwa 80 Kilometer mal 15 Kilometer. Die bohrturmähnlichen Fördergerüste geben den Eindruck eines riesigen Ölfeldes. Aus den Förderlöchern strömt oft zugleich ein Erdgas von 2700 Kalorien. Die Sole wird von den Förderstellen hochgepumpt und fließt von den hölzernen Hochbehältern durch armierte Palmenstamm- und Bambusrohre zu den Gasfeuerstellen zur Verdampfung.

Teufe der Soleschächte: 100 bis über 1000 Meter. Die Nachmessung des angeblich tiefsten Brunnens ergab 1070 Meter (Seil gemessen).

Bohrzeit für Brunnen von etwa 1000 Meter Teufe: zwischen zwei und fünf Jahren, je nach Bohrschwierigkeiten und Zufällen.

Bohrkosten je Jahr: etwa 2000 bis 2500 Taels, also 5000 bis 6000 Reichsmark.

Anwendung von Kreuz- und H-Meißeln. Erzielung eines eleganten und sehr wirksamen federnden Schlages durch seitlich angefaßte Bambuschlinge am oberen Seilende.

In der Minute 32 Meißelschläge als Durchschnitt gezählt.

Nachrechnung für modernen Betrieb mit Diamantkronenbohrung und Wasserspülung ergibt wesentlich größere Leistungen, also kürzere Bohrzeiten, jedoch letzten Endes nicht billigere Gesteinshaltung.

Bemerkenswert ist die Erkenntnis der Bedeutung des federnden Schlages an Stelle des harten Aufschlages; an einer Bohrstelle auch eine Art von Freifallkonstruktion für den Meißel festgestellt.

Die ganzen heutigen Bohrmethoden sollen aus der Han-Zeit (also um Christi Geburt) stammen; wesentlicher Neuerungen kann sich niemand erinnern.

4. Ye-lu-tan und Kiang-hwa-Erzgebiete. Oktober/November 1912.

Ganzes Gebiet in Südhunan vererzt. Nördlicher Teil mehr Bleierz mit Silbergehalt bis 1200 Gramm je Tonne, daneben schöne Zinkblende in kristallinem Kalk. Überall viel Arsen. Im Süden etwas Kupfer und primäre und sekundäre Zinnerzlager.



Eingang
zum
Ahnentempel
der
Mandschukaiser.

Lichtbild: Fritz Heule.

Alte, vor beginnender Mandschuzeit stillgelegte Grube Luze-ngao mit fast 15 Kilometer unterirdischen Galerien. Größte Teufe etwa 60 Meter.

Seiger niedergehende Schächte. Wasserhaltung durch Saug-Druck-Pumpen aus Bambusrohr mit Bambuskolbenstange und Lederstulpenkolben, Förderstufen mit Zwischensumpf von je etwa 3 bis 4 Meter Höhe.

Am oberen Ende jeder Stufe Arbeiter sitzend, in Art von Ruderbewegung die Kolbenstange mit etwa 40 Zentimeter Hub ziehend. Meist vier bis fünf Bambuspumpen parallel geschaltet und Kolbenstangen durch Querholz gekuppelt. Leistung je Hub 13 Liter, auf angegebene Höhe also etwa 45 Meterkilogramm. Hubzahl etwa 11 je Minute. Demnach Leistung in PS etwa 0,1.

Lohn eines Pumpers je Tag von 12 Stunden: 30 Pfennig. Also Kosten der PS-Stunde etwa 25 Pfennig.

Eine lange Reihe von Anlagen mit Betriebszahlen aus Bergwerken, Erzhütten, Textilwerkstätten und sonstigen Industrien könnte angefügt und eingehend beschrieben werden.

Wir würden ein lebendiges Bild mittelalterlicher Betriebsweise vor uns erstehen lassen. Zugleich würde sich uns zeigen, wie mittels solcher ursprünglichen Technik China alle seine umfassenden Bedürfnisse ohne Inanspruchnahme des Auslandes in befriedigender Weise deckte, China litt an industriellen Erzeugnissen keineswegs Not, sondern war in allem befriedigt. Der Verkehr mit dem Westen hat aber in China das Verlangen nach vollkommeneren Ausführungen der Industrieerzeugnisse hervorgerufen und damit sein ausgeglichenes Wirtschaftssystem in Unordnung gebracht. Wie sein ethisches System auf die Zufriedenheit von Menschen auf engem Raume abgestellt war, so erfüllte auch seine Industrie die Aufgabe, im gefüllten Raume soziale Unrast fernzuhalten, und dazu mußten an Stelle der konzentrierten maschinellen Pferdestärken die menschlichen PS verwendet werden... Im gefüllten Lande ist die Menge der Lebensmittel gegeben, und sie ist volkswirtschaftlich dafür das Maß aller Dinge. Die alte, händereiche Industrie setzte die Gesamtheit der Bewohner für die Ver-

teilung der Lebensmittel in Bewegung. Neue Industrie und Rationalisierung der Arbeitsweisen werden notwendigerweise überflüssige Menschen bringen, welche durch Arbeitslosenunterstützung beruhigt oder durch Auswanderung gemästert werden müssen, wenn nicht der europäische Zustand von Arbeitskraftausfuhr und Lebensmitteleinfuhr herbeigeführt werden soll. Ein auch erst nur schwach industrialisiertes China würde also exportieren müssen.

IV. Die Umstellung der alten Ordnung auf westliche Zivilisation.

Auf dem Boden der alten Ordnung kann die westliche Zivilisation nicht gedeihen... Jung-China hat gelobt, ihn umzubringen und bereit zu machen für westliche Industrie und vertikale Organisation mit der ganzen, fein auslaufenden Spezialisierung. Es bedarf der Zuversicht der Jugend, ein solches Werk zu beginnen. Wir denken unwillkürlich an Sun Yat-sens Lieblingswort: „Denken ist schwer, handeln leicht!“ Doch, wir fragen berechtigt: Ist alles gedacht und zu Ende gedacht? Versuchen wir die Gedankengänge zu gehen und zu verfolgen, soweit ein Weg erkennbar ist!

Jung-China versteht meist wenig von dem gewachsenen Wunderwerke Alt-China, denn es zieht in zu jungen Jahren nach den Ländern westlicher Zivilisation, als daß es vorher die Werte des eigenen Landes erfaßt haben könnte. Es hat aber stets vorher in Schanghai oder Kanton gesehen, daß eine Spinnerei mit Tausenden von drehenden und schwingenden Spindeln eigenes Leben haben kann, und es hat im Hanyanger Eisenwerk verfolgt, wie chinesisches Erz mit chinesischem Kohle zu den Schienen wird, auf welchen die Lokomotiven durchs Land rollen, und es sah am Hwangpu und an der Mündung des Kantonflusses die Werften, auf denen eben jene Schiffe entstehen, welche China aus seiner Ruhe geschreckt haben. Jung-China weiß ferner, daß die Gewehre aus Hanyang und die Kanonen aus dem Kiangnanarsenal ebenso töten wie die von Fremden übers Meer gebrachten. Und jeder Jungchinese weiß schließlich mit größerer Sicherheit als der Altchinese, daß drüben auf den japanischen Inseln vor einem Menschenalter eine ähnliche Krise zu überwinden war, wie sie heute über China dräut, und daß dort drüben rassenähnliche Menschen schnell und gut alles von den Fremden zu nehmen wußten, was diese Fremden bei aller angeborenen Anmaßung höflich und gefügig macht.

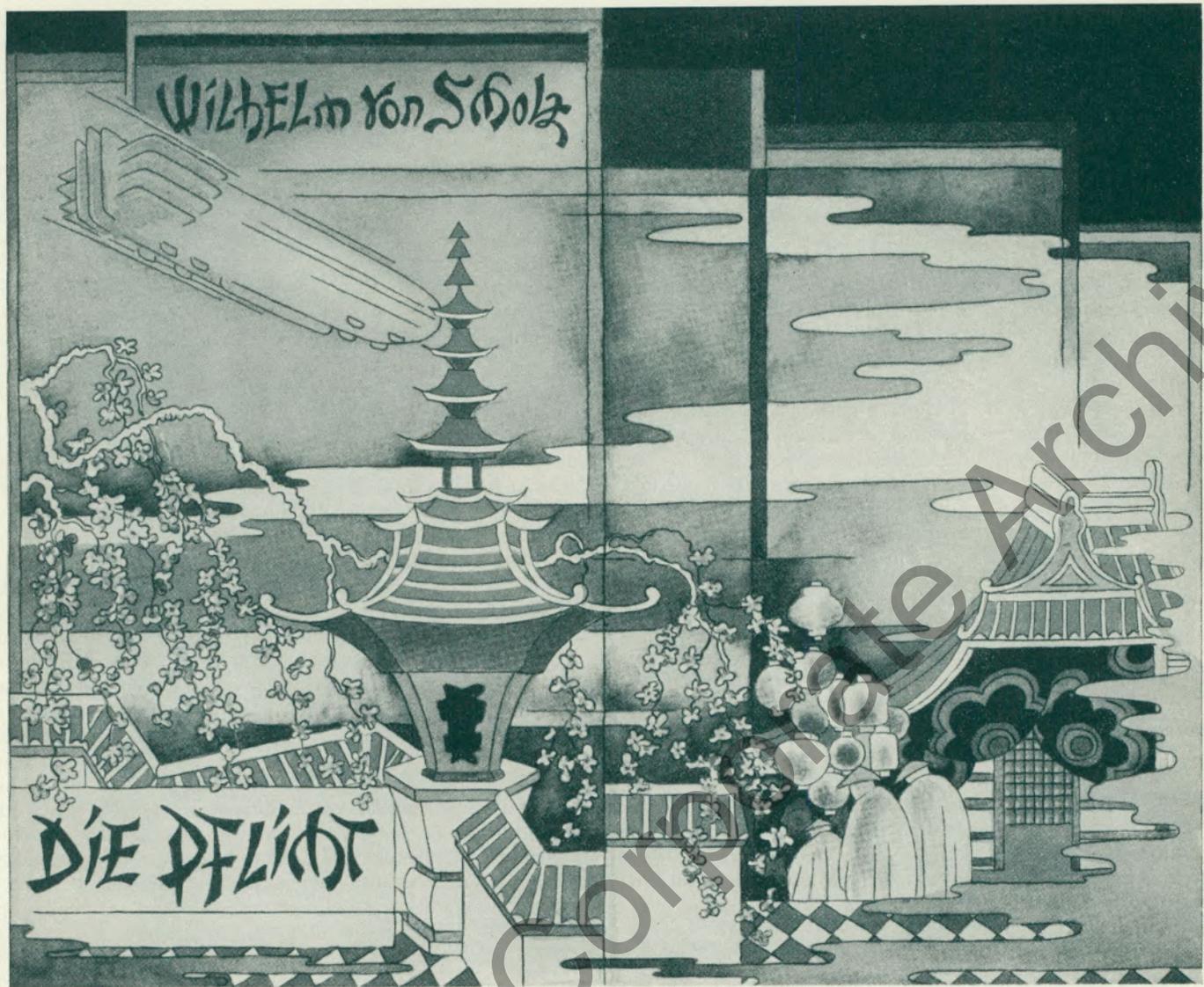
Darum zog Jung-China eilig hinaus an die Hochschulen und in die Werkstätten der ganzen Welt und hat seinen ausgezeichneten Intellekt emsig an das Wissen um die Gesetze und Methoden gesetzt, welche zum Bau und Betrieb jener Industriewerke befähigen und die Hörigkeit der Heimat abschütteln lassen. Jung-China läuft dabei nicht Gefahr, derselben Hochachtung und Uberschätzung der naturwissenschaftlichen Errungenschaften zu unterliegen wie der Westen, denn es ist in seinem Blute nichts von den zähen Mühen und großen Geburtsschmerzen, welche aus dem Blute unserer Väter auf uns gekommen sind. Es pulst vielmehr in seinem Blute der Unterton aus der Han-Zeit, also einer Geringschätzung der bloßen Ermittlung von Naturgesetzen als niedrigerer Geistesbeschäftigung, verglichen mit dem Suchen nach den Wurzeln der ewigen Ethik. Neben diesem Han-Gefühl zog Jung-China aber jung genug hinaus in die westlichen Industrieländer, um seine Seele nicht so vom Geiste Kung-kes umfangen zu lassen, daß westlichem Wissen der Zugang erschwert wäre. Jung-China weiß meist nicht allzuviel vom Zauber der Klassiker und von der Größe der Han-Zeit.

Auf diesem Jung-China, wohlgeeignet zur Heranbringung alles Brauchbaren der westlichen Welt, steht die Frage der Industrialisierung Chinas. Heute sind die zehn- bis zwanzigtausend Männer, welche seit der Niederlage Li Hung-changs

als „westlich Lernende“ hinausgezogen und in Scharen als Ingenieure, Chemiker und Ärzte zurückkamen, ein Überfluß und neuartiger Volksdruck für das erst in winzigen Anfängen industrialisierte Land. Sun Yat-sen schrieb ihnen aber vor Jahren ein Buch, welches ihnen allen als verheißungsvolle Zukunft erscheinen mußte und allen jenen noch erscheint, denen nach der Heimkehr unwillkommene Mühe beschieden wurde, über das Zeitmaß für die Umgestaltung des großen, alten Landes in seinen tiefsten Fundamenten nachzudenken. In jenem Buche steht von Tausenden von Kilometern Eisenbahn, welche China noch braucht, und von den vielen, vielen Fabriken, welche China noch bauen muß, um wie der Westen zu werden und dem Volke ohne Einfuhr zu geben, was als Zivilisationsgut Anklang gefunden hat, ja, Bedürfnis des einzelnen werden muß, wenn China als vollberechtigter Mitbürger der Erde angesehen werden will. Es steht auch von Luftschiffen und Flugzeugen darin, welche die riesigen Entfernungen überwinden und die träumerische Abgeschlossenheit Szechuans, des schönen Vierstromlandes, wie des heiligen Kwanhsiens aufheben und an den Puls des Lebens heranbringen sollen. Sun Yat-sen hat dazu berechnet, wieviel auf den Kopf der Bevölkerung an Kohle gefördert und Eisen und andere Güter erzeugt werden müssen, sodann wieviel der einzelne an Industriewaren verbrauchen muß, damit China eine Stellung als Großmacht einnimmt. Schließlich hat Sun auch an die Finanzierung der ganzen Industrialisierung gedacht und durch Schreiben und Abgesandte der Welt seine Idee mitteilen lassen und alle eingeladen, das Geld zum Bau der streng nationalen Anlagen herzugeben... Der Verfasser hat selbst mit solchen vertrauten Gesandten Sun Yat-sens nach Wegen zur Verwirklichung von Suns Plänen gesucht. Die Kluft zwischen den chinesischen Vorstellungen und tatsächlichen Bedürfnissen und den Arbeitsgeboten des Kapitalismus erwies sich in jedem Falle aber als viel zu groß, um überbrückt werden zu können. Es zeigte sich, daß Neu-China noch weiter von Europa entfernt ist als Neu-Rußland.

Hat Sun vielleicht auf seiner langen Wanderung durch die Welt den Geist Chinas etwas aus den Augen verloren, vor dem für ihn von Geburt her die Geister des Christentums schwebten? Hat er in seinem Grübeln um die Rettung des Heimatlandes vielleicht den Geist der Industrie und des Kapitalismus nicht in voller Härte erfaßt? Wir sehen nicht so tief in seine Seele, wie uns die Ergebnisse unserer Überlegungen an seinen gesprochenen und geschriebenen Worten vortäuschen könnten. Nur eines wissen wir bestimmt, nämlich, daß Sun geneigt geworden ist, das lange chinesische Maß mit dem viel kürzeren westländischen zu vertauschen. Wir können ferner besser als Sun Yat-sen Betrachtungen darüber anstellen, wie die Verwirklichung seiner Pläne sich an China und der Welt auswirken möchte.

Sun Yat-sen ist Jung-China. Er ist das Haupt aller jener, welche hinausgezogen, um Rettung für China heimzubringen. Er war ein Wegebahner, indem er Medizin studierte, doch er wurde kein Arzt. Er und seine Jünger haben aber hinter die Kulissen fremder Staatskunst geschaut und für den Anfang ihrem Lande diplomatisch Anerkennenswertes geleistet, ja, in der Kunst ihre Lehrmeister beträchtlich hinter sich gelassen. Das alte Staatsmannsblut ist auch in Jung-China lebendig, und deshalb hat es den moralischen Sinn der westlichen Politik spielend erfaßt; der eiserne Sinn der Industrie ist ihm noch verschlossen... China hat aber die Schwelle zur westlichen Zivilisation überschritten. Jener alte Literat kann nicht mehr wägend sagen: „... ich bin irre geworden, ob die Maschine in unsere Ordnung einbezogen werden kann“. Es gibt kein Zurück mehr, sie muß einbezogen werden. Hingegen wiegen heute schwerer denn je seine weiteren Worte: „... dazu muß der kommen, welcher dem Himmel ein angenehmes Opfer darbringen kann und das Neue vom Alten aus beurteilt“.



Copyright: Paul-Liess-Verlag, Leipzig.

Es gibt manche Berichte und Erzählungen, welche die Vaterlandsliebe des Japaners, insbesondere des japanischen Soldaten, noch größer erscheinen lassen, als sie bei irgendeinem andern europäischen oder sonstigen Volke ist. Sie wurzelt in der Ahnenverehrung des Shintoismus, der ursprünglichen Religion Japans. Die unbedingte Aufopferung des Lebens, wie sie der japanische Staat von seinen Untertanen verlangt oder mit Gewißheit, auch außerhalb eigentlicher Kriege, erwarten kann, würde in Europa durchaus des Krieges bedürfen, um in Erscheinung zu treten.

Ich glaube, das Vorkommnis, das ich hier mitteilen will, ist — soweit es sich überhaupt nach dem Untergang der Hauptbeteiligten mit Sicherheit deuten läßt — ein neuer Beleg für diese Vaterlandsliebe.

Ich schicke voraus: Es ist zwecklos, die äußeren Tatsachen, von denen ich sprechen muß, nach Ort, Zeit, Namen der Personen genau feststellen zu wollen. Durch Abänderung der Nebenumstände ist, obgleich sie die Hauptsache gar nicht berühren, das Geschehnis doch so weit unkenntlich gemacht, daß es niemals gelingen kann, es wie eine Schlüsselgeschichte auf irgendwelche Enthüllungen hin zu lesen. Man muß sich begnügen, von dem Ereignis das zu erfahren, was hier erzählt wird.

In den Jahren nach dem großen Kriege war bei den meisten gesitteten Völkern das Brennen unsrer Erdkugel an irgendeinem Teil ihrer Oberfläche eine so gewohnte Vorstellung

geworden, daß die Frage nach dem nächsten Waffengang lange Zeit nicht wenige Gemüter und Federn beschäftigte. Durch die sich immer mehr und mehr enthüllenden Ursachen des Weltkrieges angeregt, suchte man die Berührungsflächen von Einflußgebieten großer Staaten, Rassenfeindschaften, Bevölkerungswachstum, Ausdehnungsnotwendigkeiten und Absatzmärkte als Gründe für künftige blutige Auseinandersetzungen zu erkennen. Eifersucht und sonstige Spannungen, besonders zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika, ließen die phantastischen Geschichtsweisagungen bald auf einen künftigen Krieg zwischen den großen Mächten raten, die sich über den Stillen Ozean hinweg gegenüberstehen. Einander ausschließende politische Ziele mußten bei beiden wohl angenommen werden. Unklarheiten und einzelne Schärpen im Verkehr hatte es zwischen ihnen in der Tat mehrfach gegeben.

Staaten, die oft hören, daß sie ihrer Lage nach Gegner sein müßten, werden doppelt argwöhnisch, mißtrauisch, gereizt. Amerikanische Geschwader im Großen Ozean, die auf Übungsfahrten gelegentlich bis in die Nähe der ostasiatischen Küste kamen, ohne doch durch ausdrücklichen Besuch und die Begrüßung eines japanischen Hafens sich als friedlich und freundlich zu bekunden; die vielmehr auftauchten, lange Zeit kreuzten oder auf der Lauer lagen, beobachteten und wieder verschwanden, waren im Inselreich nicht unbeachtet geblieben.

Gewiß: keine Zeitung nahm davon als von einem unfreund-

lichen Schritt Notiz, weder merkte der amerikanische Botschafter in Tokio, noch ließ der japanische Bevollmächtigte in Washington die geringste Verstimmung merken. Aber die selbst unsichtbaren, immer sehenden Augen aus dem Dunkel — die der Staatsmänner und Generalstabsführer — waren offen. Eine Anzahl geheimer Befehle aus Tokio an Teile der Flotte wie an Luftfahrzeuge und an verkappte Nachrichtenübermittler in den Vereinigten Staaten galten nur diesen amerikanischen Übungsfahrten, die sich so weit von der Küste des eignen Landes in die Richtung auf Japan zu entfernt hatten.

Ein japanisches Militärluftschiff von bisher völlig geheimem Bau und ungekannter Einrichtung — das zur Erinnerung an den heldenhaften Untergang der „Kinsbu-Maru“ auf den Namen dieses berühmten Kriegsschiffes getauft worden war — erhielt einen Beobachtungsauftrag, wie er bei mittleren Wind- und Wetterverhältnissen durchaus seiner Leistungsfähigkeit entsprach. Es sollte über dem Ozean in der Nähe des amerikanischen Geschwaders kreuzen. Einer der genialsten Männer des japanischen Admiralstabes, Major Ishikawa, war an Bord, um die Bewegungen und Manöver des künftigen Feindes zu beobachten und an ihnen Aufgaben und zugrunde liegende Gefechtsidee der amerikanischen Führung zu erkennen.

Daß die „Kinsbu-Maru“ von den amerikanischen Kreuzern aus gesehen und sicherlich als ein Zeichen rascher Bereitschaft empfunden werden würde, konnte ein nicht unwillkommenes Nebenergebnis der Ausfahrt sein.

In sternklarer, fast windstiller Mitternacht verließ der schattenhafte riesige Himmelsfisch leise und geheimnisvoll, wie in Kriegeszeiten, seinen Unterschlupf und hatte sich bald über die Grundgewächse des Luftmeers am Rande des Übungsplatzes — breitflächige Kiefernschirmen vor allem, die wie von einer Strömung niedrig gehalten erschienen — erhoben. Das Summen, das er jetzt anschwellend hören ließ, klang wie ein zufriedenes Bekunden seines gewaltigen Tierdaseins im Element und verlor sich, mit dem Sternbildverdeckel bald kleiner werdend, unter der Kuppel hin.

Die Bedienungsmannschaften waren sofort in die Baracken zurückgeschickt worden. Drei, vier Offiziere standen noch auf der großen freien Grasfläche vor der Luftschiffhalle und starrten mit Feldstechern in den unteren Nachthimmel, durch den ihre Kameraden fern fortglitten. Die Nachschauenden waren nicht mehr sicher, ob sie in der grauschwarzen, flirrenden Kreisfläche des Prismenglases die „Kinsbu-Maru“ noch unterschieden oder ob die Anstrengung ihres Sehens sie täuschte.

In der Führerkabine des Luftkreuzers standen, als der Morgen über der unendlichen Wellenweite des Ozeans aufgraute und der Wasserhorizont sich eben fahl rötete, schweigend Takeda, der Kapitän des Fahrzeugs, mit seinem Bordgast Ishikawa. Sie suchten die gleichmäßige, wie gegen die Ferne zu ansteigende Fläche ab. Nichts! Die Amerikaner mußten in dieser Nacht abgedampft sein — vielleicht heimwärts, was die beiden das leere Meer immer wieder mit dem Glas übergleitenden Offiziere beklagt hätten, vielleicht in der Richtung auf andre militärisch wichtige Küstenplätze zu, wo man dann eben weiter suchen und sie finden mußte. Aber kein Anzeichen: kein Rauch am Horizont, keine in dem leichten Gerwell sicher lange sichtbare Kiellinie mehr, nichts!

Vorsichtige, chiffrierte drahtlose Anfragen bei den Küstenstationen blieben ergebnislos.

Der Luftkreuzer stand jetzt genau über dem Meeresort, an dem das amerikanische Geschwader nach der Meldung eines heimgekehrten Torpedobootes vor achtzehn Stunden gesichtet worden war. Mit seiner vollen Geschwindigkeit mußte er die viel langsamere fahrenden Wasserkolosse, bei denen auch ein in

der Bewegung sehr behindertes Flugzeugmuttererschiff sein sollte, jetzt noch gut einholen, wenn er die Richtung ihrer Fahrt hatte.

Ishikawa und Takeda standen über die Karte des Küstenteils gebeugt, von dem ihr Fahrzeug über den riesigen Wasserkreis unter ihren Füßen hinausgeglitten war. Auch die Karte zeigte nur schmal am linken Rande die zackige buchtenreiche Grenze des festen Landes und wurde dann die große, nur von Strömungsbändern, Tiefenangaben, Kurslinien und der Gradeinteilung unterbrochene gleichmäßige Fläche eines Stückes vom Stillen Ozean.

Ishikawa befürwortete, daß man mit der Kraft aller Motoren genau südostwärts fahre. Der Kapitän fragte ruhig dagegen, ob denn ihr Auftrag überhaupt noch bestünde, wenn die Amerikaner wirklich heimwärts gedampft seien? Zu zeigen, daß man in Japan wache, sei doch in ihrem Befehl nur sehr nebensächlich. Die amerikanischen Schiffe aber in ihren vielleicht auf die japanische Küste oder angenommene japanische Flottenvorstöße gerichteten Manövern zu beobachten, habe ja keinen Sinn mehr, sobald sie ihre Bewegungen hier abgebrochen hätten. Er schlage, trotz der verneinenden Auskunft der Funkstationen vor, entweder nord- oder südwärts das Meer im Küstengebiet abzusuchen.

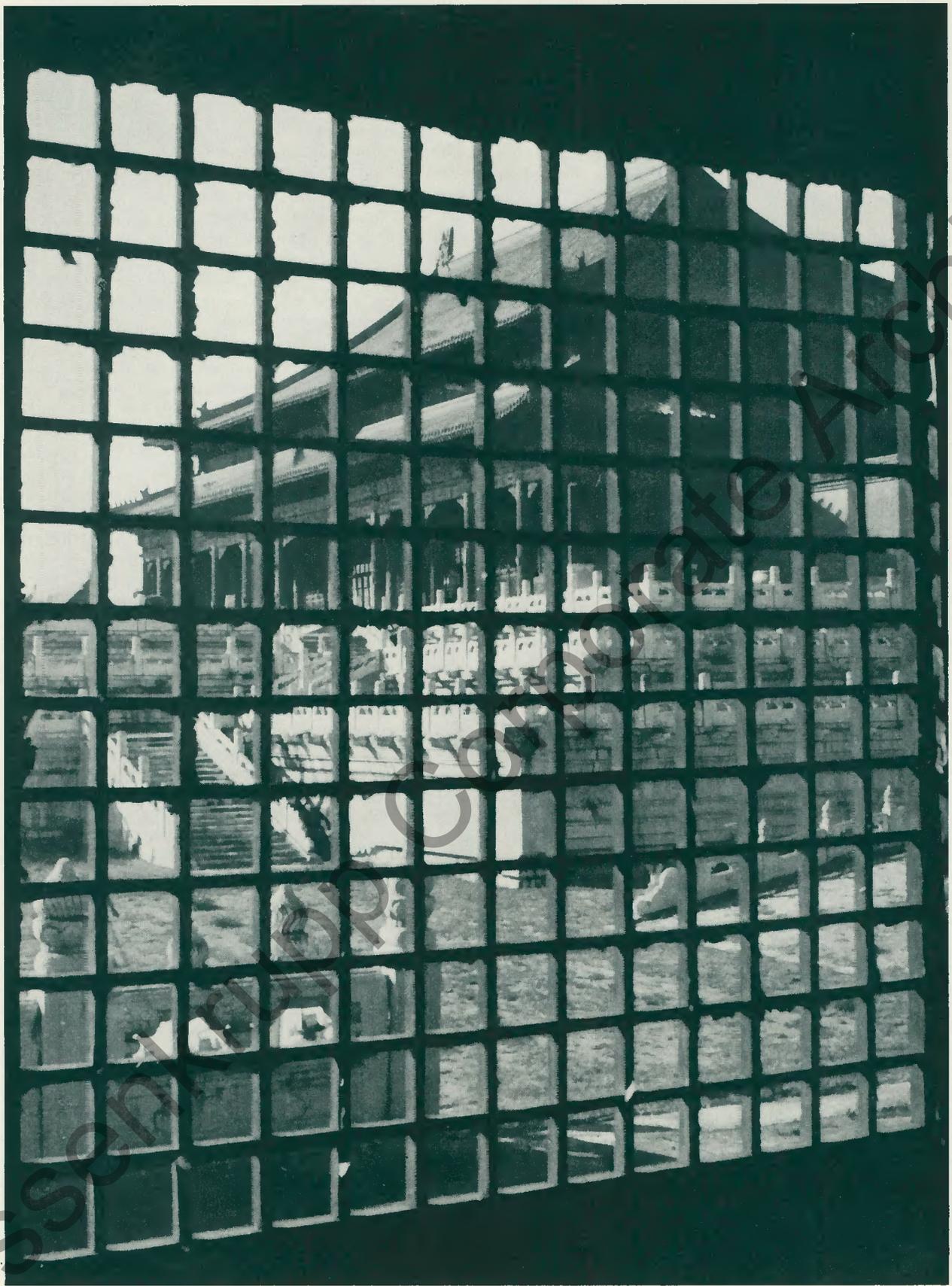
Nicht sehr gern gab der Theoretiker diesen Gründen des Praktikers recht, die freilich kaum allein den Wunsch des Kapitäns gezeugt hatten, nicht allzu weit von der Küste abzugehen. Der wettererfahrene Mann glaubte in den Farben der Horizontfärbung und in einer gewissen Streifigkeit der Luft eine unwillkommene Windvorausage zu lesen.

Es wurde also beschlossen, südwärts das Glück zu versuchen.

Als sich nach dreistündiger Fahrt nicht die Spur eines amerikanischen Schiffes gezeigt hatte, nur einmal am östlichen Horizont ein friedlicher Kauffahrteisegler gesichtet worden war, schien es Takeda geboten, den Rückflug anzutreten. Sein Mitfahrer widersprach nicht, zumal da der Himmel ein immer bedrohlicheres Aussehen angenommen hatte, wie vor einem Gewitter. Auch war plötzlich ein mächtiger Windstoß von Süden über die Wasserfläche hingefegt, die er bei ihrer schwereren Beweglichkeit nicht sogleich in den seiner Stärke entsprechenden Wellenaufbruch hatte bringen können. Aber das dem Stoß entgegenfahrende Luftschiff hatte im ganzen Gestänge gezittert, gebebt, geächzt und war von seinem Kurs einen Augenblick nach Westen abgedrückt worden. Als hätte der Wind den Rat gegeben, heimzukehren, was nun auch mit der vollen Kraft der Motoren begonnen wurde.

Der Glaube, daß fest angespannter Menschenwille — namentlich dann, wenn der seltene Fall eintritt, daß der Wollende ohne Rücksicht auf Gut- oder Schlechtstehen seiner Sache, ohne Traum von Erfolg doch die höchste Willensspannung in der Seele festhält — mächtig ins Geschehen hineinwirkt, ist nicht nur im östlichen Asien verbreitet, sondern wohl allgemeinmenschliche Gefühlswahrheit. Eine jener Wahrheiten, auf die man hofft oder die man fürchtet, und die man doch sogar vor sich selber als Phantasterei bespöttelt.

Der Wille des Majors war nicht mit auf die Heimfahrt gegangen. Ishikawa hatte sich mit seiner Einsicht rasch den Gründen Takedas gefügt und der Rückkehr zugestimmt — wohl mit Bedauern, doch auch mit der Überzeugung, daß sie das Gebotene sei. Sein Wille fuhr indessen wie eine selbständige Kraft in Strahlen suchend weiter über den Ozean, dahin, dorthin. Ihm selbst, dem Ausfender dieser Willensstrahlen, wurde das nicht anders bewußt als erst in einer wachsenden Mißstimmung und dann in einem Ausmalen müssen erneuter stürmischer und lebensgefährlicher Fahrt der „Kinsbu-Maru“. Die ging über höher und höher sich türmende Wellengebirge, weiße, zackige, langgestreckte Kämme,



Der Königspalast in der „Verbotenen Stadt“,
durch das Gitter eines der Eingangstore gesehen.

Lichtbild: Fritz Henle.

die fast an den Boden der Kabinen stießen, und Taler, deren Abgrund man nicht ermessen konnte; welche die phantastische Vorstellung erweckten: in ihnen liege der Grund dieses tiefsten Meeres der Erde immer einen halben Wogenschritt lang frei unter der schwarzen Sturmflut und den Regenschauern.

Was wir obenhin Willen nehmen: ein wenig Wunsch, Sehnsucht, Mittelsuchen, um ein Verlangen zu erfüllen, das Nicht-abwenden-Lassen des Sinnes von einem Ziel und Zweck — das hat mit dem wirklichen Willen, der eine gefährliche, schicksalstarke, eher traumhafte als bewusste Seelenkraft ist, wenig genug gemein.

Nun, Ishikawa, der längst und mit voller Einsicht in das Aufgeben der Sache eingewilligt hatte, vermochte zu wollen und wollte immerfort, trotzdem sie auf der Rückfahrt waren, nur dies eine: die Amerikaner finden!

Es steht jedem frei, all das, was jetzt geschah, einen bloßen Zufall zu nennen. Dem starken und plötzlichen Gewaltstoß des Sturmes war nach ein paar Erdatenzügen Stille ein gleichmäßig schnelles Vorschießen und -stürzen unendlicher Windmassen gefolgt. Gegen ihr Saufen, das Meer und Land in riesiger Breite übersfrüht, hatte der Luftkruzer kaum mehr die Richtung auf den Marineflugplatz halten können, dem er zustrebte. Da kam der zweite und bald der dritte Sturmstoß mit einer noch viel größeren Gewalt, als sie der erste gehabt hatte. Es war, als zersplitterte vor ihm das rasende Wehen und Gewehrwerden der Luftmassen, in das der Stoß Wirbel und ein Emporreißens des vorwärts stürzenden Druckes nordöstlich übers Meer hinaus brachte. Bisher hatte es von Südost nach Nordwest geweht.

Dadurch, daß das Luftschiff in einer diesem heftigen Anprall wenigstens nicht geradezu entgegengesetzten, noch auch in einer zu ihm quer liegenden Richtung halb trieb, halb fuhr, zerbarst es nicht in seinem stöhnenden Stangenwerk und riß es nicht in seiner gepreßten Hülle, sondern verlor nur einen Teil der Steuerung und nahm an zwei Motoren Schaden. Das minderte seine Geschwindigkeit freilich nicht; es jagte hochgeschleudert, niedergestampft in den Sturmwirbeln unter dem jetzt wolken schwarzen Riesengewölbe längst weiter über den Ozean hinaus, als bis zu dem Meeresort, über dem es im Augenblick der Umkehr gestanden hatte.

Es trieb; und trieb plötzlich auf ein in den Wogen tanzendes, taumelndes riesiges Brett zu — so sah es aus —, zu dem der Luftkruzer sich in einem Augenblick nachlassenden Windes niederneigte, um sich mit ihm zusammenzusetzen.

Als der Sturm wieder einsetzte, hingen Luftkruzer und Brett schon so fest aneinander, daß keins vom andern mehr losgerissen werden konnte.

Die gesamte Besatzung der „Kinshu-Maru“ hatte gewußt, daß nur noch ihre Geister das Vaterland wiedersehen würden. Und der, eben dessen Wille — wenn es nicht der Zufall tat — erst die Gefahr und nun die Rettung heraufbeschworen hatte, war, beim Sturz des fast steuerlosen Fahrzeugs in ein Luftwellental, selbst so zu Boden geschleudert worden, daß er die Besinnung verlor. Ishikawa kam erst wieder zu sich, als der Luftkruzer bei langsam abfallendem Wind mit mehreren unzerreißbaren Trossen an dem Flugzeugmutterschiff des amerikanischen Geschwaders festgemacht war.

Der Auftrag war also soweit ausgeführt: man hatte die Amerikaner doch noch gefunden.

Der Sturm hatte sich an seiner Heftigkeit genügen lassen und viel kürzer gedauert, als es sonst hier die Art der Stürme ist.

Während die Ausbesserungen an der „Kinshu-Maru“ in vollem beschleunigtem Gange waren, fand auf dem Kriegs-

schiff Begrüßung zwischen den Waffenkameraden der beiden Nationen statt.

Es ist vielleicht ein Überbleibsel des mittelalterlichen, über alle nationalen Grenzen hinübergreifenden, fast nationenlosen Rittertums, in welchem Rittersein viel mehr verband, als Unterschied in der Staats-, Volks- und Sprachzugehörigkeit trennte: daß sich Soldaten selbst feindlicher Staaten stets um ihres Waffenkleides willen, im Todeskampf noch, als Kameraden empfinden. Wieviel mehr mußten das Offiziere zweier Armeen, die im Weltkrieg verbündet gewesen waren! Die heimliche Feindschaft ihrer Staaten erhöhte noch den Reiz der Begegnung und Annäherung.

Vielleicht aber ist es auch nur dieser Reiz, diese Lockung, die Gegner immer füreinander bedeuten — ob es Jäger und Wilderer, Grenzer und Schmuggler oder feindliche Krieger sind —, der hier rasch eine gewisse wärmere Höflichkeit aufkommen ließ, nachdem der Kommandant des amerikanischen Schiffes, Charles Panthurst, die unfreiwilligen Gäste in einer Rede begrüßt hatte, die ein seltsames Gemisch von amerikanischer Nüchternheit und schwungvoller europäischer Phrasen war.

Da es bei einer solchen Rede ja gar nicht auf deren Inhalt ankommt, sie vielmehr nur ein freudiges Begrüßungsbellen wie bei einer Hundeannäherung ist, hatten die japanischen Offiziere Panthursts Worte nicht unangenehm empfunden. Nur bei einer Stelle, als der Amerikaner ihrer treuen Waffenbrüderschaft gegen den Barbaren und Kulturzerstörer Deutschland gedachte, waren einige der Japaner in Scham verlegen geworden.

Nach der Rede, als nun auch noch zwischen einzelnen Offizieren beider Länder persönliche Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, luden die amerikanischen Seeleute die japanische Luftschiffbesatzung geflissentlich zu einer Besichtigung ihres neuartigen „Flugplakstyps“, wie sie sagten, ein.

Ishikawa und Takeda verständigten sich durch einen Blick. Dann sprach Takeda, als der Dienstältere der beiden, eine höfliche Absage aus, die gleichzeitig eine Weigerung, die amerikanischen Offiziere die „Kinshu-Maru“ näher ansehen zu lassen, einleiten sollte. Die Kameraden dürften es nicht als eine Ablehnung auffassen, wenn die Japaner das Schiff nicht besichtigen wollten; aber die Freude und Hochgestimmtheit eines solchen undvorhergesehenen Zusammentreffens dürfe die Gastfreunde nicht dazu verführen, etwas zuzulassen, was vielleicht ihre Regierung nachher nicht billigen würde.

Dem erwiderten die Amerikaner mit einer echten oder gespielten, leicht trunkenen Fröhlichkeit und Herzlichkeit, daß eine solche Sorge zwischen befreundeten Ländern und Heeren, die eben Schulter an Schulter gekämpft hätten, nicht bestehe, nicht bestehen dürfe — und zogen die Japaner mit sich, die nun freilich mit sehr offenen Augen die ganze Einrichtung des schweren Fahrzeugs in sich aufnahmen —, aber auch nicht mehr vermeiden konnten, daß die Amerikaner mehr von der „Kinshu-Maru“ sahen, als gut war. Takeda war in peinlichster Verlegenheit. Er hatte bei Übernahme seines Auftrages allerstrengste Weisung erhalten, die Amerikaner im Falle eines Zusammentreffens keinesfalls auch nur den Schatten eines Mißtrauens, einer möglichen Feindlichkeit sehen zu lassen — und brauchte andererseits keine Weisung, um zu wissen, daß der durch so unglücklich-glücklichen Zufall fast in die Gewalt der Amerikaner gekommene Luftkruzer ein vor jedem Blicke zu schützendes kostbarstes Gut war. Jetzt baten zwei der amerikanischen Offiziere — nette, anscheinend harmlose blonde Männer, eher großgewachsene Jungen —, die sich bei den Rettungsarbeiten besonders hervorgetan hatten, als er ihnen immer wieder dankte, sich gar aus, bis zum japanischen Flugplatz mit zurückfahren zu dürfen.

Takeda war froh, daß er die Verantwortung, hier „ja“ oder „nein“ zu sagen, nicht allein tragen mußte. Da die Aus-

besserung an zwei Motoren und der Steuerung einige Tage dauerte, ehe die „Kinsu-Maru“ zum Rückflug starten konnte, war Zeit genug, Weisung einzuzholen.

Als ob es sich überhaupt nicht um Wichtiges handele, traf sofort der Funkpruch ein, daß dem Mitfahren der beiden Amerikaner nichts im Wege stehe. Takeda atmete nochmals auf. Ishikawa schüttelte bedenklich den Kopf — und lächelte vor sich hin, als die weitere Nachricht kam, für die Rückkehr der beiden Offiziere werde ein Marinesflugzeug zur Verfügung gestellt werden: Hauptmann Nishida, der beste japanische Pilot, werde es führen und einer der nächstverwandten Prinzen des Kaisers zur Begrüßung des amerikanischen Geschwaders mitfliegen.

Das war kurz bevor die wiederhergestellte „Kinsu-Maru“ sich neben dem Flugzeugschiff vogelleicht, den Motoren und dem Steuer gehorsam, von der ruhigen Seefläche, auf die sie sich niedergelassen hatte, erhob und mit den beiden Gästen an Bord der Küste zuglitt.

Nicht nur die Fahnen des Wasser- und des Luftschiffes grüßten einander. Sobald ihre feierliche Zeremonie beendet war, winkten zahlreiche Tücher und Mützen aus dem Blau des Himmels, vom Blau des Meeres in langsam immer weiter werdender Ferne.

Während Takeda sich die ganze Rückfahrt über heiter und gesprächig zeigte, viel mit seinen beiden amerikanischen Gästen plauderte, sie freilich auch mit seiner Unterhaltung am Sehen und Beobachten behinderte, war Ishikawa einsilbig, schweigsam, für sich. Er sah. Ihm entging nichts. Er war immer da, ohne daß man seiner gewahr wurde. Er sammelte den Stoff für seinen Bericht und vermerkte jeden Blick, den die Amerikaner — was sich nicht durchaus verhindern ließ — in den Bau, in die Maschinen der „Kinsu-Maru“ warfen, mit dem sie die Art der Führung sich einzuprägen suchten.

Der Major, in dessen Qualifikationszeugnissen stets seine außerordentlich sichere Beurteilung der Untergebenen für die verschiedenen Kriegsaufgaben belobt war, hatte längst erkannt, daß die beiden Amerikaner unter der Maske gutmütiger und fröhlicher Tolpatsche zwei kluge und wahrscheinlich kenntnisreiche Ingenieure waren, die zu dem, was sich vor ihnen nicht verbergen ließ, sich wohl das übrige ergänzen und zu Hause eine bedenklich richtige Wiedergabe der „Kinsu-Maru“ entwerfen würden.

Er hatte, in seiner Bordjacke fast nicht von den Mannschaften unterschieden, neben drei Matrosen plötzlich mit an einer Lauwinde drehend, sehen können, wie der eine der Gäste den andern auf eine nur von Fachmannäugen entdeckbare Abweichung der Höhensteuerung — gegenüber allen früheren Anordnungen — aufmerksam machte, wobei die Gesichter beider voll von zäher, zusammengefaßter Energie des Beobachtens und des Sicheinprägens waren. Es erschien schon als unvorsichtig, daß sie sofort darauf, als sie Ishikawa bemerkten, unvermittelt wieder den Ausdruck harmloser derber Lustigkeit und der Freude am Abenteuer annahmen.

Das war nicht lange, bevor der Flugplatz in Sicht kam. In der weiten ebenen, nur wie eine Karte eingeteilten Landschaft, zu der die Bewegung des Erdbodens mit Tal und Hügel, zu der Wälder und Häuser für den Blick schon aus unbedeutender Höhe einschrumpfen und zusammensinken, zeichnete sich das unregelmäßige grüne Viereck nur dadurch erkennbar ab, daß es wesentlich größer war als alle andern viel farbigen Schnittstücke. Erst fern der Wald, ein dunklerer, krautartiger Rasen, verlor sich ins Weite ohne Begrenzung.

Von dem Flugplatz, der sich bald unter die Spitze des Luftkreuzers schob, erschollen aus einem kleinen, doch dichten Gewimmel dunkler Punkte und Striche dünne, kaum hörbare

Bansai-Rufe, als der Bug der „Kinsu-Maru“ sich zum Niederflug senkte.

Der Aufenthalt der amerikanischen Offiziere in Japan war von ihrem Kommandeur sehr kurz bemessen worden.

Als die erste naive Herzlichkeit, die Freude der Rettung und der Anbiederung mit den fremden Kriegsgenossen, vorüber war, mochte man vielleicht auf Seiten der mehr entgegengewonnenen Amerikaner ein ähnliches Gefühl haben wie ein Werbender, dem plötzlich in einem Augenblick des Abfallens die Umworbene so fremd erscheint, daß er sich nicht mehr mit ihr zurechtfindet und am liebsten davonlief.

Pankhurst hatte, was gar nicht erst nötig gewesen wäre, seine beiden Offiziere zur größten Aufmerksamkeit auf alles ermahnt und ihnen anbefohlen, sich sehr bald nach Eintreffen des Luftkreuzers im Flughafen mit Hinweis auf die nahe Abfahrt des Geschwaders von dem japanischen Piloten zurückbringen zu lassen.

So schloß sich eine Audienz beim Mikado von selbst aus. Der Prinz Sutoke — derselbe, der zur Begrüßung des amerikanischen Flottenchefs den Rückflug mitmachen sollte — überbrachte den amerikanischen Gästen den Dank des höchsten japanischen Kriegsherrn für die Rettung seines Luftkreuzers.

In einem dem Flughafen benachbarten Kasino, über dem das japanische und das Sternenbanner wehten, fand die Festtafel statt. Die amerikanische und die japanische Nationalhymne erklangen, daß sie durch die offenen Fenster weithin hörbar waren, während die Reden und zwischen den Musikstücken ein lebhaftes Stimmengewirr nur bis zu den außen schildernden Posten herausdrangen.

Für den nächsten Morgen nach dem Ankunftsstage schon war der Rückflug angeordnet. In diesem Tage begann gerade das Fest der Toten, Bonku, das Laternenfest. In seinem Vorabend schimmerten auch in der Nähe des Flugplatzes einige Dämmerstraßen voller bunter Lampions. In beleuchteten Buden und an offenen Ständen sind Totengaben für die Angehörigen zum Kauf ausgelegt. Vor den Häusern brennen da und dort Kienfackeln, die schon jetzt den abgesehenen Geistern den Weg anzeigen sollen — den Geistern, die am dritten Abend dann in kleinen kerzengeschmückten Booten über Kanäle, Teiche, Seen, Flüsse oder das Meer ins Totenreich zurücksegeln.

Der Kommandeur der Luftstreitkräfte des Kaiserreiches, Graf Kanamari, war sehr froh, daß der Besuch der fremden Offiziere noch vor dem Totenfest erledigt werden konnte, da ein fröhliches Gastmahl mit den ernstesten und innigen Totengedenktagen nicht vereinbar gewesen wäre.

General Graf Kanamari hatte noch vor dem Festmahl den Major Ishikawa zum Bericht empfangen und hatte den Hauptmann Nishida, den ausgezeichneten Flieger, zu sich befohlen, der die beiden amerikanischen Gäste und den Prinzen Sutoke zu dem Flugzeugmutter Schiff zu bringen hatte; dessen genauen Seeort bezeichnete der General dem Piloten.

Graf Kanamari schloß die Erteilung des Auftrags mit einem Wort darüber: daß der erhabene Ten-shi, der Kaiser, gerade ihn, Nishida, dieser Ehre würdige, geschehe in der Ueberzeugung, daß kein anderer Fliegeroffizier die Gäste und den Vetter des Kaisers so sicher und so zum Nutzen des Vaterlandes ans Ziel bringen werde.

Nishida errötete vor Stolz, glaubte sich entlassen, trat zur Tür zurück und schlug die Hacken zusammen.

Graf Kanamari dankte, rief aber den Hauptmann, als der die Türlinke ergriffen hatte, nochmals zurück. Es schien, als wünsche er nur die Gegenwart des Piloten noch einen Augenblick, um sich innerlich zu vergewissern, ob nicht irgend etwas zu besprechen vergessen sei.

Der General sagte: „Mir war so, als hätte ich noch eine Frage gehabt.“

Während der Hauptmann, in den Raum wieder vorgetreten, wartete, ging der General einmal schweigend auf und nieder, blieb am Fenster stehen und sprach — halb hinaussehend, als suche er noch immer nach der vergessenen Frage oder was es gewesen sein mochte — ein paar gleichgültige beiläufige Worte: es sei nicht gerade angenehm, daß man die beiden Amerikaner auf der „Kinshu-Maru“ hätte mitnehmen müssen. Es sei aber bei der Lage, in die der Luftkreuzer gekommen, nicht zu vermeiden gewesen.

„Sie werden nicht viel gesehen haben“, erwiderte Nishida, „die Besonderheiten der ‚Kinshu-Maru‘ sind nicht so im Vorbeigehen zu entdecken.“

Der General war an seinen Schreibtisch getreten und hatte die Blätter eines umfangreichen Berichts aufgenommen: „Major Ishikawa ist gerade der Ansicht, daß sie sehr viel gesehen haben. Er hat jeden ihrer Schritte beobachtet und viele ihrer auf die wichtigsten Teile der Konstruktion gerichteten Blicke erhascht. Ich fürchte, daß Wesentliches verraten ist.“

Nishida, dessen Widerspruch durch diese Auffassung abgeschnitten war, schwieg, sah aber aufmerksam seinen Vorgesetzten an, der sich noch immer mit dem Bericht beschäftigte, jetzt ein Blatt herausnahm, auf eine Stelle zeigte und es dem Hauptmann über den Tisch reichte: „Lesen Sie selbst!“

Da stand es in der Tat. Es war von Ishikawa genau geschildert, wie die Blicke namentlich des älteren der beiden amerikanischen Offiziere nie vage herumgesehen hätten, sondern immer deutlich den Linien der Konstruktion nachgegangen seien, sobald sie nur die Möglichkeit hatten, überhaupt frei zu spielen. Ishikawa gab auch an, welche Einzelheiten er verraten glaube, daß man sie gewiß jetzt schon in dem Notizbuch der beiden gezeichnet finden würde.

Nishida, dem es schien, als überschätze man beim Oberkommando solche Maschinengeheimnisse beträchtlich und als sei viel mehr an der Person mutiger und kluger Führer gelegen, die ihnen so leicht niemand in ihrer Vortrefflichkeit entgegenstellen würde, hatte doch bei dem Wort von den Notizbüchern plötzlich das unklare Gefühl, als handle es sich hier beinahe um Spione, und sagte schnell, daß man den Amerikanern die Notizbücher abnehmen könne, wenn das Festmahl vorüber sei.

Sehr streng erwiderte der General, man könne einen gefährlichen Feind, selbst einen Gastfreund, eher töten, als ihm etwas entwinden.

„Man könnte sie ihnen abfordern.“

„Mit welchem Recht? Worauf gestützt? Sie halfen die ‚Kinshu-Maru‘ retten und wurden von uns eingeladen. Wir können sie doch nicht als Spione behandeln.“

„Gewiß nicht!“ pflichtete Nishida bei, dem dunkel, wie mit leisem, langsam immer rhythmischer werdendem Tropfenfall ins Gefühl kam, daß hier irgend etwas geschehen müsse, daß sein General vielleicht irgendeinen bestimmten Ausweg erwarte.

Kanamari schüttelte wieder den Kopf: „Was nützte es auch, wenn wir ihnen die Notizbücher abnahmen. Sie haben es längst im Kopf. Und die Köpfe können wir ihnen nicht abnehmen.“

Wieder ein Schweigen.

Dann der General: „Es war wohl weiter nichts. Ich danke Ihnen.“ Er lächelte. „Sind Sie bei dem heutigen Essen oder bei Ihrer Frau? Ihr nächster Kamerad Kono verbringt doch vor jedem Flug, wenn's irgend angeht, den Abend zu Hause.“

Auch Nishida lächelte jetzt, doch halb wehmütig: „Wir haben im vorigen Jahre unser Söhnchen verloren. Und da ich vielleicht nicht vor der Beendigung des Totenfestes zurück sein werde, möchte ich mit meiner Frau heute still zusammen

sein. Der Herr Oberst Daitsuma hat mir für heut abend Urlaub gegeben.“

„Ich bin sehr einverstanden. Es sind reichlich genug Offiziere heut da. Und Sie haben morgen eine schwere —“ da Nishida abwehrte: — „eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe. Leben Sie wohl!“ —

Als der General vor Beginn des Festmahls den Major Ishikawa im Saal traf, sagte er: „Ich habe Ihren Bericht jetzt zweimal gelesen. Sie haben das, was Sie sagen wollen, nicht ausgesprochen. Aber Sie haben recht; es läßt sich nicht aussprechen.“

Es war bei den offenen Fenstern ein seltsames Ineinanderspiel der Lichter: der Lampions von dem fast heikeren Jahrmarkt für die Toten — bunte Monde schimmerten aus der Nachbarschaft herüber — und den strahlenden Kerzen auf der Festtafel.

Im Alkoven der Wohnung des Hauptmanns Nishida steht auf einer Wandkonsole eine Art von kleinem Altar, ein Lack-schrein, der die Nachbildung eines Tempeleinganges darstellt. Zu den goldenen, mit Zierlinien und Ornamentgerank bedeckten Torflügeln führen zwei winzige Stufen empor. Von der Decke hängt ein Öllämpchen an langer Kette davor nieder, so daß es, öffnet man das Tor des Tempelchens, in sein Inneres leuchtet. Ein paar elfenbeinerne Kriegerfiguren, ein Trompetchen, ein muschalen großes Boot liegen auf den Stufen. Es sind die Spielsachen des kleinen Suj, der vor vierzehn Monaten als Zweijähriger starb.

Die Mutter, eine Frau mit stillem, sanftem Gesicht in der alten Tracht der Japanerinnen mit langem Kimono und Sandalen, entzündet eben das Lichtchen, da sie den Schritt ihres Gatten hört. In den Augen, die zu lächeln scheinen, ist eine Träne, die sie abwischt, ehe Nishida eintritt.

Dann sitzen die Eltern lange stumm dem kleinen Gedächtnistempelchen gegenüber, das jetzt geöffnet ist, und sehen auf das weiße Pergamentblatt darin, auf dem in sorgsam gemalten Schriftzügen ein langes Wort steht; es ist der himmlische, von den Priestern gegebene Name des kleinen Suj.

Der Mann und seine Gattin lehnen in wort- und gebärdenloser Wehmut aneinander. Das leise schmerzende Gefühl in ihrer Brust ist schon nicht mehr ganz die Trauer um das aus den ersten Spielen hinweggestorbene Söhnchen, das sie sich nur in manchen beglückend-wehen Augenblicken noch so vorstellen können, daß sie es innerlich sehen, und das in ihren seltenen Träumen von ihm schon älter, verständiger geworden scheint. Ihr Gefühl ist ein unausgesprochenes Ahnen in beider Herzen, daß ihr Leben, das geben, geben, geben! sollte, begonnen hat zu nehmen, und daß es wohl überhaupt seine Art sei, zu nehmen, und daß das Leben nicht heiter, nicht fröhlich, nicht überschwenglich sei, was sie geglaubt hatten, sondern still und traurig.

Nishida und sein Weib fanden sich dabei so eng zusammen, als ob sie aus der Welt zueinander abgeschieden und mit dem kleinen Suj wieder vereint seien.

„Du wirst auch morgen und in den nächsten Tagen, wenn du so lange fort sein solltest, an Suj denken. Es wird so sein, als ob wir an den Festtagen selbst alle drei zusammen sind.“

Nishida nickte langsam. Er hatte an die Aufgabe des nächsten Tages bisher nicht gedacht. Dies Erinnerung werden bedrückte ihn. Seit der Unterredung mit dem General hatte er einmal plötzlich das Gefühl, als habe man ihn gerade dazu ausersehen, gegen das Vaterland zu handeln, indem man ihn die beiden Kundschafter sicher zurückbringen hieß; und dies Gefühl tauchte immer wieder und immer stärker auf, wenn er nur an den bevorstehenden Flug dachte. Er wurde es nicht los. Es war dabei schon eine Erlösung für ihn, wenn er sich vorstellte, daß ja auch dem besten Piloten ein Unfall mit

seinem Flugzeug zustoßen kann. Er dachte: Wenn man es oben etwa gewollt hätte, er würde es gewiß auf sich genommen haben. Japan hat viele gute Piloten.

Die kleine Frau, die neben ihm saß und auch still vor sich hin sann, mußte in seine Gedanken hineingekommen sein. Sie sagte: „Ich habe bei manchem deiner Flüge Furcht gehabt. Wie oft früher! Aber immer nur, wenn du zu deinem Vergnügen flogst oder selbst bestimmtest, wann und wohin du fliegen wolltest. Wenn du im Dienst bist und das Vaterland dir Stunde und Ziel angibt, fürchte ich mich nie. Ich weiß nicht, wie das kommt. Wohl weil wir selbst oft töricht sind und unsre Bestimmung nicht wissen. Sie liegt aber in dem, was von uns nicht geändert werden kann.“

Nishida nickte wieder. Er war noch bei der Unterredung mit seinem General und ließ erneut Wort für Wort, die der Kommandeur gesprochen, durch sein Nachdenken gleiten, als ob noch etwas dahinterstecke, das ihm Graf Kanamari habe sagen wollen.

Er war zerstreut. Er streichelte die kleine Frau, als beide schlafen gingen und sie sich an ihn schmiegte, sanft, aber doch nicht anders als den Hals eines Pferdes, wenn man wegritt durch eine fremde Wildnis reitet, in der man sich zurechtzufinden sucht.

Das Flugzeugmuttergeschiff erhielt wie verabredet Funkpruch vom Luftschiffhafen über das bevorstehende Eintreffen des Flugzeugs mit dem Prinzen Sutofu und den beiden amerikanischen Offizieren. Man solle den Doppeldecker etwa „h. 15.30“ erwarten.

Der Stille Ozean machte seinem Namen Ehre. Die Glasruhe des ungeheuren Rundspiegels wurde nicht auch nur leicht erschüttert, geschweige denn an irgendeiner Stelle dadurch zerbrochen, daß von seinem Rand her die drei andern Schiffe des amerikanischen Geschwaders — kleine, unbewegte Rauchfahnen auf der kaum feststellbaren Grenze von Himmel und See — nach beendigten Manövern heranfuhr.

Nicht nur die Matrosen im Ausguck, auch der Kapitän auf der Kommandobrücke und einzelne Offiziere auf dem für das Landen des japanischen Flugzeugs freigemachten Ab- und Anrolldeck suchten schon von etwa drei Viertel auf drei den westlichen Himmel mit ihren Gläsern nach den Ankömmlingen ab.

Etwas um drei Uhr rief ein Matrose vom Top, ohne das Glas von den Augen zu nehmen und ohne den Kopf zu senken: In Nordnordwest stehe ein Punkt, etwa dreißig Grad über dem Horizont, der das Flugzeug sein könne. Einige Minuten später fanden ihn auch Panthurst und die andern.

Der Punkt vergrößerte sich zusehends und war nicht mehr zu verlieren. Bald konnte man die Flügelflächen als feinen kurzen Doppelstrich unterscheiden.

Die japanische Flagge stieg zur Begrüßung auf.

Das Flugzeug war deutlicher, noch größer geworden, schien jetzt auch höher als in der Horizontferne. Daß zwei der Offiziere schon die Motoren summen hören wollten, beruhigte aber wohl auf Täuschung.

Panthurst hatte sein Glas wieder abgesetzt und gab noch einige Befehle für den Empfang des Prinzen Sutofu.

Da ließ sein Erster Offizier — der neben ihm stand und während der Aufträge des Kapitäns an verschiedene Untergebene weiter mit dem Glas beobachtete — einen leichten Schreckensruf hören, beruhigte aber, immer das Zeißglas am Auge, noch ehe der Kapitän fragen konnte: „Es scheint zum Glück nichts zu sein! Das Flugzeug lag, ohne eine Kurve zu fahren, einen Augenblick schief und sackte ein Stück weg. Er hat es wieder in der Gewalt.“

Von da ab blieben alle Fernrohre ohne Unterbrechung an

den Himmel gerichtet und hatten den nun in allen Einzelheiten deutlich sichtbaren Doppeldecker in ihrem Sehkreis.

„Was ist? Er fliegt wieder unsicher“, flüsterte der Erste Offizier.

Der Kapitän griff mit der Rechten nach dem den Zeiß haltenden linken Arm seines Nachbarn: „Born am Motor!“

„Es kann ein Zündungsfehler sein oder Öl. Das kommt vor.“

„Nein. Die Flamme ist zu groß!“

„Er stürzt!“ schrien fünf, zehn andre Stimmen zugleich.

Schon war eine Abteilung unter ihrem Führer dabei, ein Schnellmotorboot klarzumachen, eine andre, ein Wasserflugzeug in See zu bringen, dessen Propeller, kaum daß die Schwimmer die Fläche berührten, der Pilot anwarf.

Im Glasrund erschien der japanische Doppeldecker jetzt deutlich wie ein auf seine Beute aus großer Höhe niederstößender Raubvogel oder auch — wie ein Mensch, der sich mit ausgebreiteten Armen in die Tiefe stürzt. Die Flamme, die eben noch wie eine Sonnenprotuberanz weit vorgeschossen war, sah kleiner geworden aus und hatte sich als ein glühender Rauchschoß über die obere Tragfläche gelegt; sie reichte nicht bis zum Schwanz des Apparates — ob ein Teil von ihr innen brennen mochte, war nicht zu erkennen.

Da der Japaner sehr hoch geflogen war, dauerte sein Sturz, der rasend sein mußte, so gemäßigt und genau verfolgbar er im Fernrohr auch erschien, mehrere Minuten. Jetzt mußte er aufs Wasser aufschlagen. Das Hochaussprüngen von Wasser und Schaum war erkennbar.

Das eben einsetzende, rasch zum vollen Wirbel anwachsende Surren des Wasserflugzeugs, das nicht viel später seinen Trommelschlag beginnende Hämmern des Schnellmotorbootes gaben das Wenige an Trost und Hoffnung, das der Augenblick zuließ. Am meisten klammerte sich das Auge der Leute auf Deck an den niedrigen Geschwindflug, wie einer gestreckten Wildente, mit dem die davonjagenden Schwimmer des Eindeckers fast auf ihrem Spiegelbild blieben, das sie doch nicht berührten.

Das Wasserflugzeug vermochte den Ort genau zu bestimmen, an welchem der japanische Doppeldecker heruntergekommen sein mußte. Noch zogen die Ringe in jetzt freilich sehr weitem Kreise von der wieder spiegelnd glatten Einsturzstelle. Papiere, einige Holzstücke schwammen umher, die man aufspürte. Ketten von Luftperlen, Luftbällen eher, kamen aus der Tiefennacht ins Durchsichtige herauf. Das war alles. Der Apparat mußte erstaunlich schnell gesunken, durch die Gewalt des hohen Falls wie ins Wasser hineingeschossen worden sein. Der Gedanke, man könne noch einen der Insassen retten, wäre Narrheit gewesen.

Die Besatzung des amerikanischen Wasserflugzeugs sowie die des jetzt auch herangekommenen Motorschnellbootes — die beide an dem von der spielenden Flut sofort geschlossenen Grabe, vielleicht schon auf ihm, nebeneinander stilllagen — standen mit entblößten Köpfen, die nach unten sahen, wo immer wieder einzelne Luftblasen oder Ketten aufstiegen und, kaum sichtbar geworden, an der Spiegelfläche zergingen.

Die Nachforschung nach einem Briefe der amerikanischen Offiziere, den sie, dem Gerüchte nach, einer Ordonnanz sollten zur Postbesorgung anbefohlen haben, blieb ergebnislos. Es wußte niemand davon. Es kam auch nirgends ein Brief von ihnen an.

Vielleicht stand mit dem Absturz Nishidas, des Prinzen Sutofu und der beiden Amerikaner noch ein andres, bald darauf eingetretenes trauriges Ereignis in Zusammenhang: Takeda, der die „Kinsyu-Maru“ auf der Unglücksfahrt befehligt hatte und für seine kluge Führung in der Gefahr sogar befördert worden war, gab sich selbst den Tod.

Amerikana.

Von Theodor Engelmann.

Amerika ist nicht nur das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und krassen Gegensätze, sondern auch reichen Überraschungen und Unbegreiflichkeiten.

Ich bin zu Gast in einem der reichen Villenvororte einer großen Industriestadt der USA., berüchtigt als Arbeitsgebiet für Gangsters, Fassadenkletterer, Kinderräuber. Wie jeden Fremden überrascht mich dort — nach dem vielen Häßlichen, das man in den Städten sieht — das wunderhübsche, harmonische Bild dieser Villen, Gärten und Straßen. Wodurch dieser erfreuliche Eindruck hauptsächlich entsteht, entdecke ich erst bei näherem Hinschauen: Die Vorgärten der Häuser gehen ganz ohne Einfriedigung oder Gartentor mit Rasen, Beeten und Gebüsch unmittelbar in die breiten Verkehrsstraßen über, die ihrerseits mit schattigen Bäumen bepflanzt sind. Dadurch wird die hübsche Wirkung eines großen Parkes erzielt, in dem die Villen wie Gartenhäuser versteckt liegen. So schön und friedlich das alles aussieht, so würde sich unser-eins wenig behaglich und gesichert fühlen in einem Besitztum, das von der Außenwelt gar nicht abgeschlossen oder abgegrenzt ist, — zumal in einem so wenig sicheren Orte. Doch den Amerikaner — ist's Freude am Abenteuer oder Nervenkitzel oder was sonst? — sieht das in keiner Weise an!

In einer dieser Villen zu Besuch, komme ich abends spät heim. Da ich keinen Haus Schlüssel habe, bin ich auf alle möglichen Unannehmlichkeiten gefaßt; zum mindesten befürchte ich die Störung meiner Gastfreunde, werde aber angenehm überrascht, als ich die Haustüre offen, das heißt unvergeschlossen finde. Als ich anderntags dies erwähne und die Hausfrau um einen Schlüssel ersuche, lacht sie mich aus: kein Haus werde hier nachts verschlossen, und Einbrüche kämen nicht vor. Kaum von meinem Erstaunen erholt, frage ich, wo man sich eine Morgenzeitung kaufen könne; da drüben sei ja wohl ein Zeitungsstand, aber der Verkäufer ließe sich nicht blicken. Ja, da könnte ich lange warten, meint mein Hausfreund lächelnd, der käme frühmorgens mit den Zeitungen, lege sie auf den Tisch an der Straße, zusammen mit einer Schale für das Geld, und hole sie am Abend wieder ab. Und wirklich, wie ich die Sache in praxi ausprobieren, verhält sie sich so und funktioniert reibungslos und, wie ich fest überzeugt bin, ohne Nachteil für den Zeitungsmann durch Betrug oder Mogelei! — Amerikanische Ehrlichkeit in kleinen Dingen!

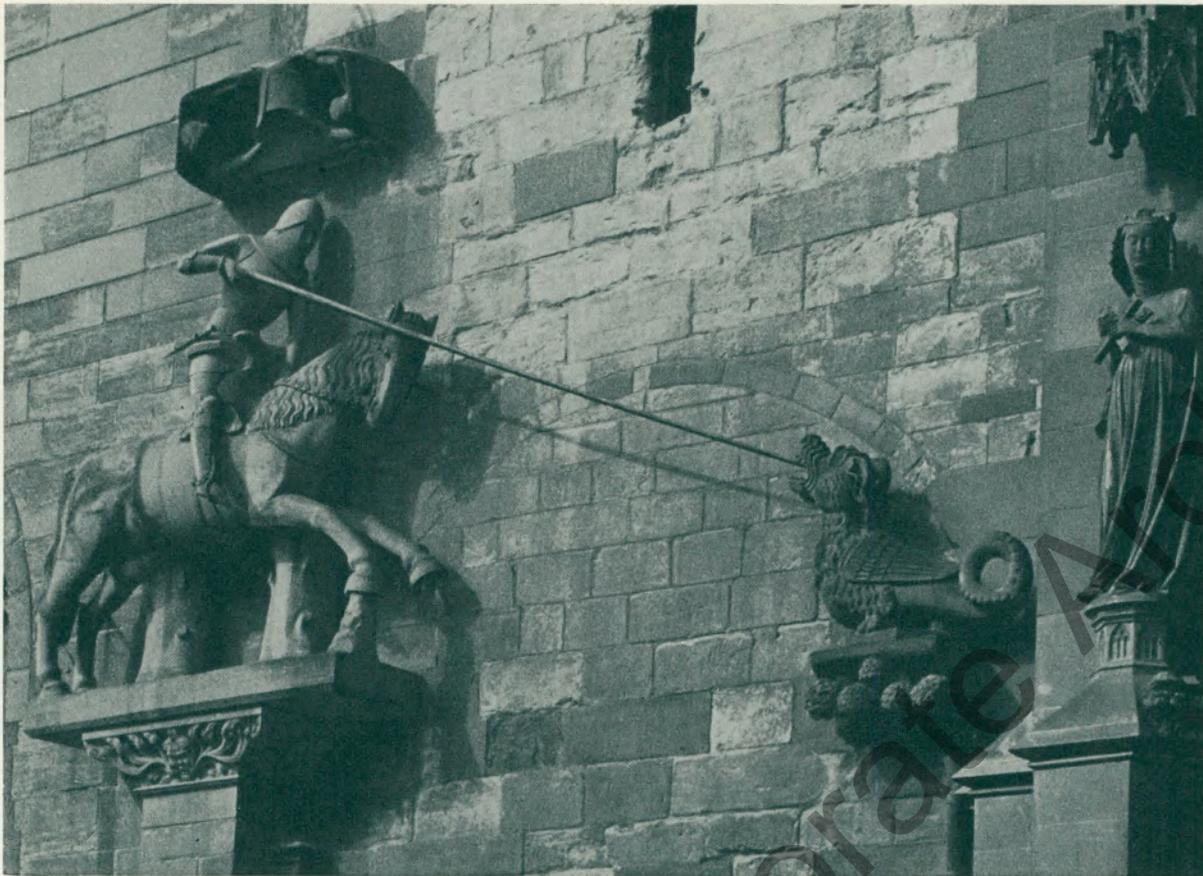
Ein anderes Mal fahre ich morgens mit der Vorortbahn zur Stadt. Dummerweise habe ich meine Monatskarte vergessen, so daß mir nichts anderes übrig bleibt, als für die Fahrt besonders zu bezahlen. Gerade will ich dies am Fahrkartenschalter tun, da ruft mir der Kontrollbeamte, der mein vergebliches Suchen nach der Monatskarte gesehen hat, zu, ich möge doch einfach morgen meine Karte zeigen, das genüge doch! — Etwas beschämt denke ich an meine ganz anders gearteten Erfahrungen bei gleichen Gelegenheiten in der deutschen Heimat!

In ein riesengroßes, funkelnagelneues Kino haben mich meine Gastfreunde geschleppt. Es sei das größte und schönste und (natürlich!) teuerste der Welt, und der beste Film der Saison ließe dort, den müsse ich unbedingt gesehen haben. Mit großer Skepsis folge ich der Einladung — man kennt ja den amerikanischen Geschmack, der mit seiner naiven Freude am Sentimentalen unsereins ziemlich unerträglich ist. So wars denn auch eine kitschige Ansammlung von strahlenden Helden, blutrünstigen Abenteuern, rührenden Liebeszenen und den unvermeidlichen happy ends. Und doch sind meine Freunde, die sonst guten Geschmack haben, derart beeindruckt,

daß ich meine vernichtende Kritik noch rechtzeitig unterdrücke und höflicher Weise gleichfalls Erschütterung markiere. — Anschließend daran treffen wir uns in einer kleinen Freundesgesellschaft, die mir zu Ehren eingeladen ist. Es sind durchweg Leute von Kultur und Erziehung, die ich da kennenlerne. Nachdem das soeben genossene Kinostück ausgiebig und mit allseitigem Interesse besprochen worden, kommt irgendwie die Rede auf den Weltkrieg, den zwei oder drei der Anwesenden mitgemacht haben, natürlich auf Seiten der Alliierten. Dementsprechend ist auch ihre Auffassung und Darstellungsweise: frisch-fröhlich und ganz oberflächlich. Schließlich wird mir die Sache zu dumm und ich greife ein, indem ich ein paar ernste Bilder von der deutschen Not, der Hungerblockade, den entsetzlichen Gefangenenlagern und anderen tragischen „Rehrseiten“ des Krieges gebe. Während des Erzählens erlebe ich noch einmal diese furchtbaren Zeiten, werde tieferregt und fürchte meine Zuhörer zu stark erschüttert zu haben, weshalb ich mit einer kleinen heiteren Episode ende. Mit dem überraschenden Erfolge, daß diese dürftige, dumme Geschichte dröhnend belacht wird, während die tiefe Tragik des Erzählten nicht den geringsten Eindruck hinterlassen hat; denn sofort wendet man sich wieder dem Tagesklatsche zu. — Ablehnende Scheu der Amerikaner vor allem Unerfreulichen!

Ich bummle durch die Stadt oder versuche es wenigstens. Denn bei dem wahnsinnigen Geheze ist ein behagliches Bummeltempo unmöglich. Man fällt sonst wenig angenehm auf, wird rücksichtslos angestoßen und kriegt eine Wut auf diese geschäftsgierigen, gefühllosen Geldmaschinen, die nur an sich und ihren Eigennutz denken. Innerlich wütend, sehe ich mich schon wieder aufgehalten, — wird vermutlich wieder irgend so eine kindliche Straßensensation sein! Näherkommend erblicke ich eine Volksansammlung vor einem Neubau. Was denn da los sei, frage ich einen Vorbeihastenden. „Unglücksfall und Sammlung, I guess“, erwidert er eilig, halb englisch, halb deutsch. Neugierig werdend, trete ich zu der Menge vor dem Neubau, von dem sie gerade einen verunglückten Arbeiter wegtragen. Aber weshalb gehen die Leute nicht weiter, wo doch das Sensationschauspiel vorbei ist? Jetzt erst erkenne ich, daß da ein kleiner Tisch auf der Straße steht, darauf eine offene Zigarrenschachtel mit einem rasch geschriebenen Zettel: „For his widow“ (Für seine Witwe). Und dort hinein fliegen die Dollarscheine und Silberstücke der Vorübergehenden, — von denen keiner weiß, ob diese Sammlung „legitim“ oder notwendig ist, und ob das Geld überhaupt in die richtigen Hände kommt! — Amerikanische Gutmütigkeit und Großzügigkeit!

Im Speisesaal eines der großen Hotels bei den Niagara-fällen. Ich habe mein Mittagessen beendet und Kaffee bestellt. Da kommt der Kellner und fragt, was für einen „drink“ er mir bringen dürfe: Champagner, Cherry, Rheinwein oder was sonst? Erstaunt sehe ich ihn an, weil es hierzulande allgemein nicht üblich ist, nach dem Essen und Kaffee noch derartige Getränke zu sich zu nehmen. Doch, ich müsse unbedingt etwas nehmen, erwidert der Kellner eifrig, sonst würde ich den Herrn dort beleidigen. Damit weist er auf einen strahlend-vergnügten dicken Mann am anderen Ende des Speisesaales, der inmitten einer fröhlich zechenden Gesellschaft sitzt und mit hochgehobenem Glase die ihm gänzlich unbekanntesten Gäste des ganzen Lokals tischweise anproftet: „Three rounds for everybody!“ (drei Runden für jedermann). Er hätte heute ein gutes Geschäft gemacht, und da solle sich jeder Mann mit ihm freuen, erklärt mir der Kellner diese — keineswegs ungewöhnliche — echt amerikanische Szene!



Der heilige Georg am Münster zu Basel.

Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

Diese „Offenbarung“, ein neues Werk des großen Schweizer Erzählers, ist ein freudiges Bekenntnis zu Deutschland, zu seinem Volk und den in ihm wirkenden Kräften. Deutsche Landschaft ist, nach den Worten des Dichters, kein geographischer und auch kein ästhetischer Begriff, sie ist ein Lebens- und Schicksalsbegriff. So ist auch die „Sommerfahrt“ kein Reisebericht im gewöhnlichen Sinne, obwohl sie uns durch das ganze Reich, vom schweizerischen Grenzland bis nach Ostpreußen, in einsame Waldgebiete und Stätten alter Kultur wie in die von Chemie und Technik beherrschten Gebiete Mitteldeutschlands, führt, sondern ein Bild deutscher Vergangenheit, deutschen Seins und deutschen Werdens, das unermesslichen Reichtum an Schönheit und Kunst, Tüchtigkeit und Wissen ausstrahlt und erschließt.

Geleitet von dem Bestreben, die „Offenbarung“ unseren Lesern auch in künstlerisch gestalteten Bildern nahezubringen, haben wir unsere ständige photographische Mitarbeiterin mit der bildlichen Ausgestaltung beauftragt. Die uns vorliegende Ausbeute dieser soeben beendigten „Fahrt auf den Spuren Jakob Schaffners“ scheint uns Gewähr für das von uns erstrebte Zusammenklingen von Wort und Bild zu bieten.

Copyright: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

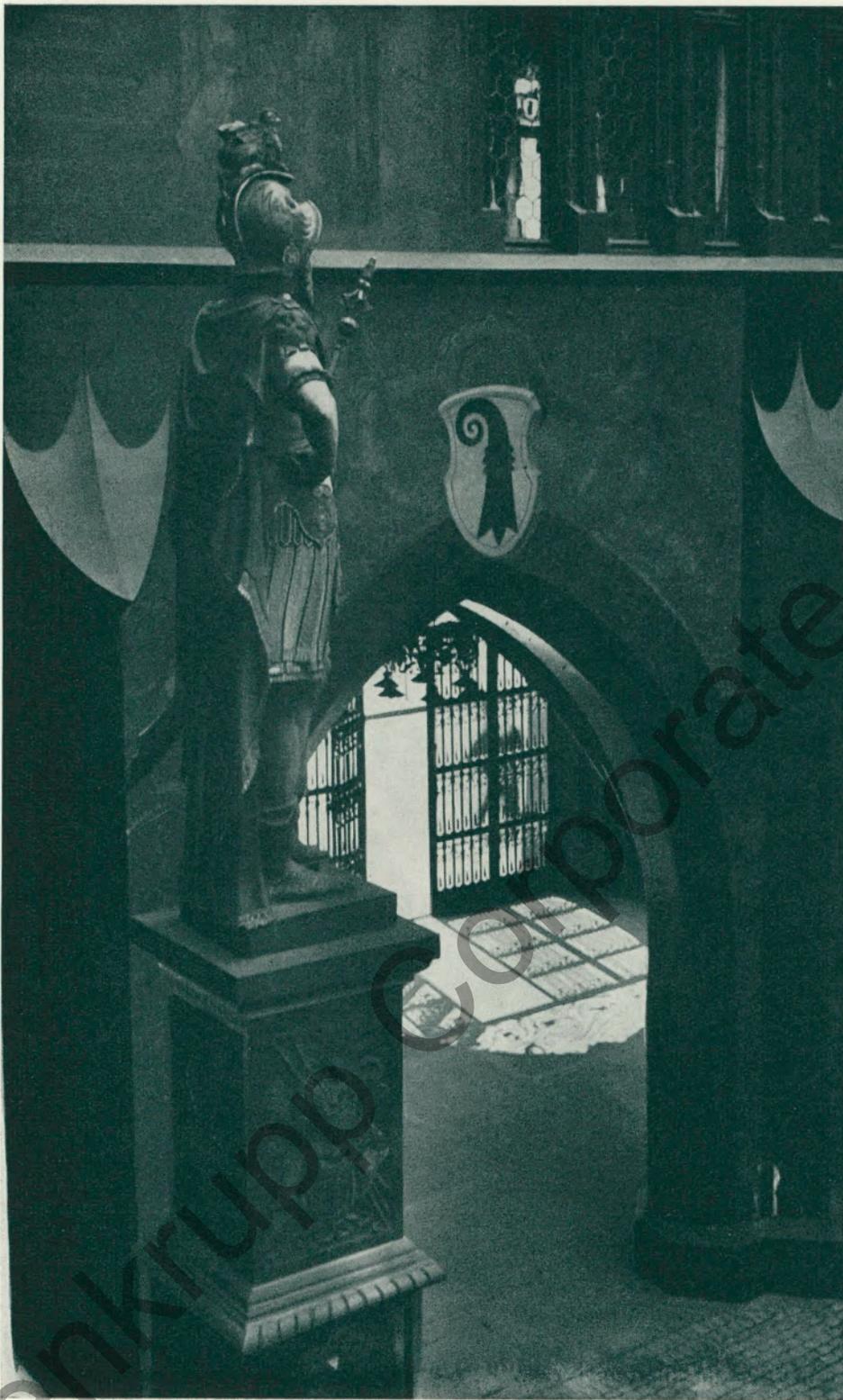
Vorwort.

Es ist mir nicht ergangen wie einem Seher im Altertum, der vorgehabt hatte, ein Volk zu verfluchen, und der es segnen mußte, sobald er es zu sehen bekam. Angesichts des Gegenstandes dieser Sommerfahrt, den ich schon sehr lange kenne, hatte ich von vornherein überhaupt nur zu hoffen und zu glauben. Der Gegenstand ist das deutsche Volk. Es ist mir auch nicht gegangen wie Saul, der ausging, eine Eselin zu suchen, und der ein Königreich fand. Auch dies Königreich — oder dies heimliche Königreich — bewohne ich seit langem; ich brauche es nicht erst zu suchen. Etwas anderes ist mir widerfahren. Nachdem im Reich eine junge Generation die Geschicke des Landes in die Hand genommen und uns ältere Vorkämpfer eigentlich überflüssig gemacht hat, ging ich nach der Schweiz mit dem Plan, nunmehr in meiner engeren Heimat den letzten Fuß zu fassen und daselbst meine letzten Werke ganz für mich zu

schreiben. Aber anstatt dazu die Vorbereitungen zu treffen, ließ ich mich vom Geist noch einmal an den Haaren packen und sozusagen im Sturm über das ganze weite deutsche Land bis nach Königsberg und zurück führen: „Sieh und sage aus!“ Was bei dieser äußern Vogelschau nun erblickt und bei der innern im Geist erlebt worden ist, davon zeugt diese Fahrt.

Mich dünkt, es ist jetzt sehr leicht, das deutsche Volk zu schelten, und es gehört ein wenig Mut oder Nicht-anders-Können dazu, für dies Volk zu sprechen. Eigentlich bin ich nicht frei von Sorge bei der Herauslassung eines solchen Bekenntnisses, aber ich kann nicht anders. Es ist da ein Muß, dem ich gehorche, ob es nun aus einem Wahn geschieht oder aus einem vernünftigen Handlungsgrund heraus. Wer heute etwas Wesentliches zu wissen glaubt in dem großen Prozeß um Deutschland, der ist zur Aussage verpflichtet.

Rheinfelden, im September 1934.



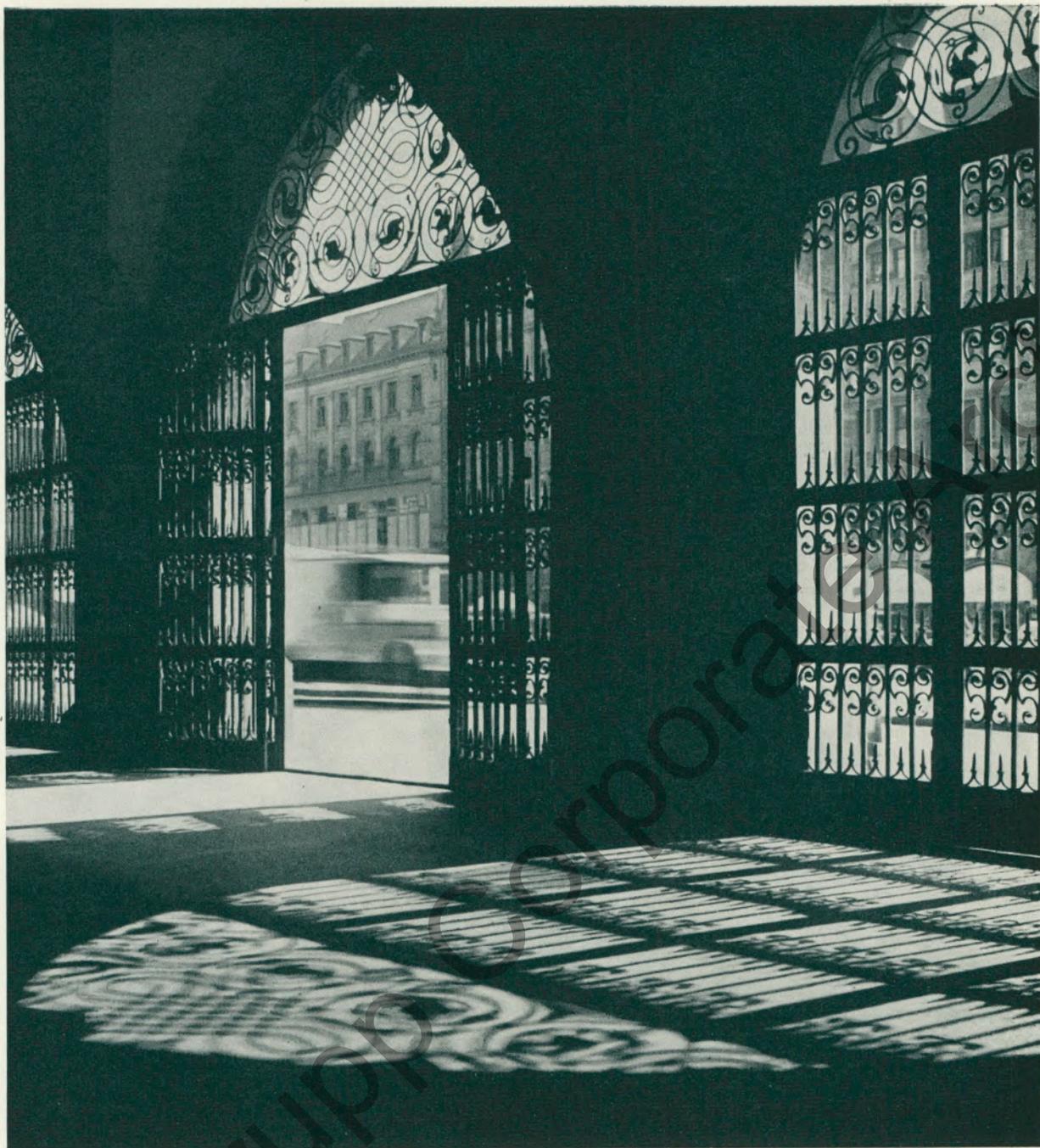
Im Hof
des Rathauses
zu Basel.
In der Mitte das Stadtwappen.

Suche nach einer Heimat.

Basel.

Zur Heimat gehört es für den Mann, daß er in einer Landschaft ein Stück Boden und darauf ein Haus, wenigstens ein Häuschen hat, wo er frei schalten und walten kann. Eine solche Heimat hatte ich zehn Jahre bei Weimar. Als ich kaufte, war es noch zu früh, in mein Vaterland zurückzukehren. Die Dinge im Reich hatten mit der Schaffung der Festmark eine neue Wendung genommen, die zuerst abgewartet werden mußte. Mein Geschäft als Bücherproduzent geht nun einmal

hauptsächlich im Reich vor sich; die Schweiz kann mich nicht ernähren. Dazu war ich in führender Stellung an der Entwicklung von Berufsverbänden interessiert. Für all das und für meine Lage zum Vaterland schien mir die Weimarer Gegend gut im Mittelpunkt zu liegen. Da haben wir zehn Jahre gearbeitet und uns durchgebracht, meine Lebenskameradin und ich. Ich habe gebaut und geschrieben. Sie hat Haus und Garten besorgt. Unsere Jungens wuchsen heran. Liere kamen und gingen. Regierungen tauchten auf und gingen unter. Die wirtschaftlichen Verhältnisse verengten sich, anstatt sich zu erweitern. Um mir die Last zu erleichtern, richtete



Blick durch die schmiedeeisernen Rathhaustore.

ich zuerst im Dachgeschoß und dann im ersten Stock des Hauses eine abgeschlossene Wohnung ein und vermietete sie. Als es geschehen war, entdeckten wir, daß wir uns wohl erleichtert, aber uns auf dem eigenen Grundstück fremd gemacht hatten. Menschen, die uns nichts angingen, erhoben Ansprüche, bewegten ihre Figuren im Hof, ließen ihre Kinder im Garten herumlaufen, und mit der fruchtbaren Einsamkeit war es aus. Der Garten forderte Arbeitskräfte, die bezahlt sein wollten und desto mehr ins Gewicht fielen, je mehr wir mit zunehmenden Jahren auf sie angewiesen wurden. Diese Last versuchten wir durch Verpachtung zu erleichtern, aber damit verlor der Besitz allen Sinn. Schweren Herzens entschlossen wir uns zum Verkauf, der eingeleitet wurde. Indessen traten wir diese schicksalhafte Reise an, die auf der Suche nach einer neuen Heimat unternommen wurde. Sie führte uns zuerst nach Basel.

Basel. Hier bin ich geboren. Hier habe ich die erste Kind-

heit verlebt. Hier habe ich meine Jünglingsnöte durchgemacht. Basel, Ziel meiner Mannessehnsucht in der Fremde, Traum meiner Seele, seltsame, unerfaßliche Stadt, ob es mir diesmal gelingen wird, dich zu fassen?

Da liegt sie an den beiden Ufern des Rheines, durch den ewig rauschenden Strom in sich getrennt, durch fünf Brücken in sich verbunden. Hoch über dem linken Ufer steht das Münster, heilig lobend mit seinem roten Sandstein im Sonnenuntergang, wie eine weitschauende Wacht nach Nordosten. Was liegt im Nordosten? Deutschland. Näher: das alemannische Land, von dem Basel die heimliche Hauptstadt ist. Basel ist eine Hauptstadt ohne Hoheitsgebiet. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Sein Raum ist kein großer Entfaltungsraum wie Zürich oder Bern. Es hat halb Europa erfüllt mit dem Ruhm seiner Universität beim Ausgang des Mittelalters. Erasmus von Rotterdam hat hier gelehrt. Paracelsus

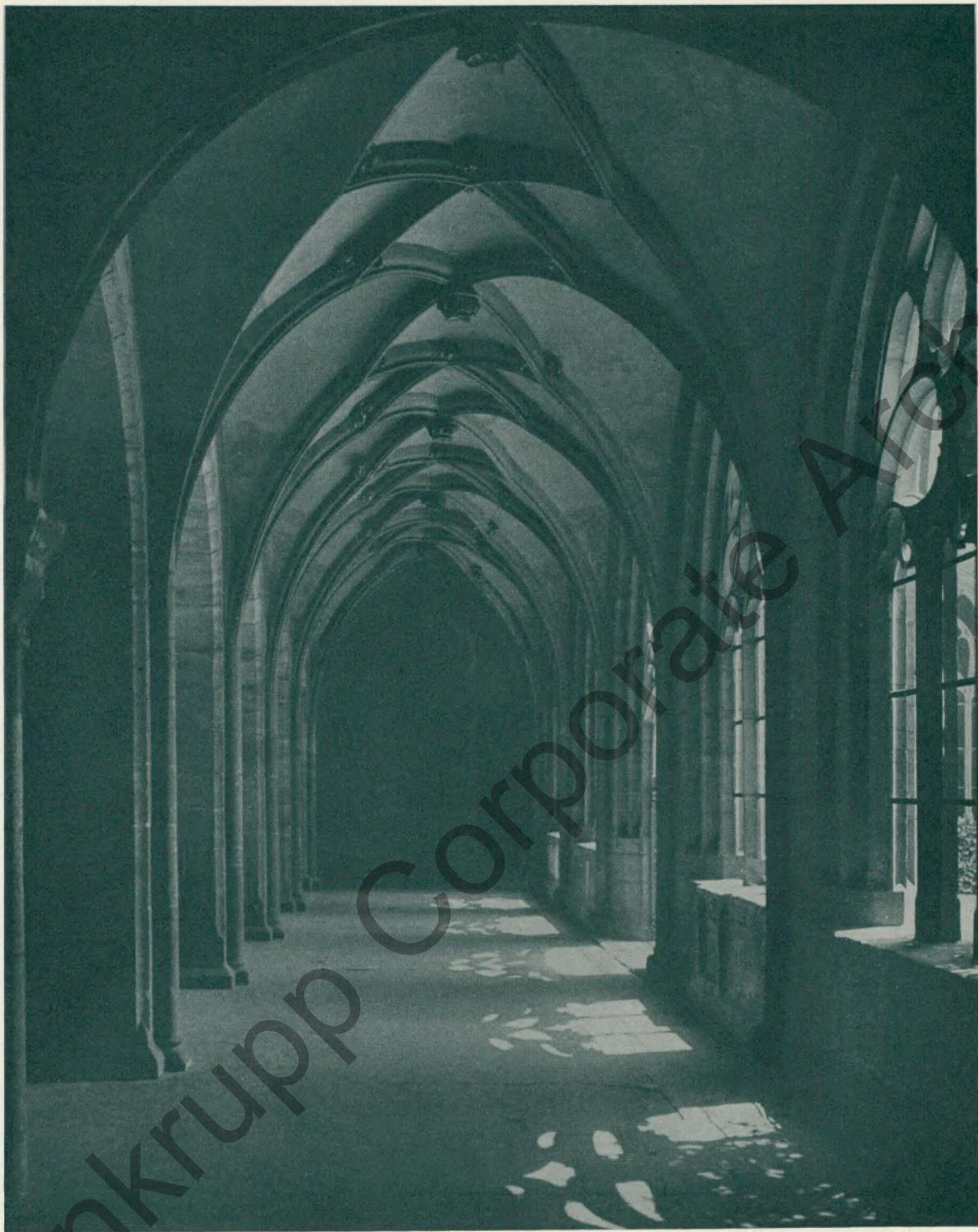


Rathhausturm.

hat hier mit der Pest gekämpft. Die Namen Holbein, Böcklin, Jacob Burckhardt und Bachofen haben die geistige Landschaft behauptet und erwehrt, nicht zu nennen die lange Reihe weniger berühmter Männer, die Bibeldrucker, die Volkshilffreunde, ebenfalls nicht zu vergessen die kulturelle Überlieferung der Bürgerschaft. Aber Ländereien hat sie nicht erobert, ja, die einzige Herrschaft, die sie besaß, hat sie noch im neunzehnten Jahrhundert verloren, das sogenannte Baselbiet. Wenn diese Platz also bestehen und wirken will, so kann er es nur mit den Mitteln des Geistes.

In dieser Stadt suche ich eine neue Heimat, nachdem ich

die alte, die Kinderheimat, verloren habe. Auf einem Basler Friedhof liegen die Gebeine meines Vaters. Kein Stein bezeichnet die Stätte. In dem Grab liegt sogar längst ein neuer Toter, dessen Knochen sich mit den Überresten meines Vaters mischen werden, bis wieder einer anklopfen wird: Platz da unten! Auf einem Berg im Kanton Baselland steht ein Hof, von dem mein Vater stammt und auf dem noch mein Großvater gewirtschaftet hat. Sein Nachfolger aus der Seitenlinie ist längst gestorben. Dessen Sohn hat das Feld geräumt. Jetzt sitzt ein Fremder darauf, hinter dem bereits die Umrisse seines Folgers mahnend heraufsteigen. So ist das Leben.



Im Kreuzgang des Münsters zu Basel.

Schauend und suchend gehe ich durch die Stadt. Das ist die Straße, in welcher Johann Peter Hebel geboren wurde. Da habe auch ich das doppelstimmige Licht dieser Welt erblickt, fast im gleichen Haus. Aber mein Kindheitsparadies habe ich drüben in der kleineren Stadt. Ich war nie in Basel, ohne hinüber zu wallfahren.

Auch jetzt wieder nehme ich den Weg über den Rhein. Ich suche ja die neue Heimat; vielleicht, daß mir der Geist der alten einen Fingerzeig gibt. Ich bin ja so herzweit, so gefährlich offen, so erschütterungsbereit, daß ich jeden Wink verstehen würde. Aber ich erlebe eine Erschütterung anderer Art:

Das ganze Kindheitsgelände ist wie durch einen bösen Zauber vom Boden verschwunden. Wo ich vor fünfzig Jahren allein spielte, spielen jetzt viele Kinder, die in den vielen neuen Häusern wohnen mit den neuen kleinen Gärten. Sehr still geworden, kehre ich um. Vorbei. Gewesen. Nie werde ich wieder hierherkommen. Ich habe keine Kinderheimat mehr.

Ich sehe jetzt ein, daß ich, solange ich im „Ausland“ war, und soweit ich mich manchmal von der Denkweise meiner daheimgebliebenen Landsleute entfernte, mich doch immer irgendwie auf die Kinderheimat verlassen habe als auf eine feste Stellung, auf die ich zurückgreifen konnte, wenn es darum

ging, Nachprüfung zu halten. Wenn unser Leben sinnvoll und natürlich verlaufen soll, so muß es in Übereinstimmung mit unserer Kindheit bleiben, auch wenn wir scheinbar noch so hoch „steigen“. Es ist keine gute Rasse, die später etwas anderes wird, als sie beim Beginn war. Ich habe zeitlebens als Grundlage meines Wesens die sichere Wurzelung im Boden betrachtet, aus dem ich gewachsen bin, ich habe dies Elementarverhältnis sogar bewußter gepflegt und entschiedener betont als viele andere, die im Land blieben und sich dessen darum nicht einmal bewußt wurden. Weil ich je und je das Volk als die Quelle aller Natur und Geistigkeit vertrat, das Volk auf seinem Boden und in seiner Geschichte, wurde ich als nationalistisch, im Krieg als alldeutsch und später als hitlerisch gewertet. Weil ich gleichzeitig aber für diesen Boden des Volkes die Freiheit forderte und den klassenmäßigen Privilegien die Berechtigung absprach, galt ich als bolschewistisch. Ich war nichts als schweizerisch demokratisch. Ich sprach kein anderes Weltbild aus, als das, für welches die Alten in diesem Land kämpften und ihr Leben daransetzten. Im Grund ist es dasselbe, das jetzt im Reich seinen breiten Durchbruch feiert: Ein freies Volk auf freiem Grund. Dies aber sind die Ursachen, aus denen mir der Verlust der Kinderheimat einen Eindruck macht in dem Augenblick, in welchem ich meine Altersheimat suche.

• • •

Aber die Heimat des Menschen Jakob Schaffner, die Heimat der Seinen, wo liegt sie? Du wirst weiter suchen müssen, alter Sucher und Wanderer. Eines von ihren schönen Kokokohäusern kannst du dir nicht kaufen, und als kleiner Mann unter ihnen zu leben, wäre nicht ratsam. Immer wird der Rhein aus seinem Waldtal hervorrauschen und sich an den Brücken brechen, um dann stolzer und breiter der Ebene entgegenzufließen, seiner neuen Heimat. Immer werden die roten Türme des Münsters ins Abendlicht aufstauen wie goldene Fackeln. Immer weiter wird der heilige Georg im Siebelfeld den Drachen erstechen. Wie seit Jahrhunderten werden die drei Gebirge in die engen alten Straßen der Stadt hereinschauen, der Jura, der Schwarzwald und die fernen Vogesen. Die Flüsse werden heranwallen wie in früher Zeit, die Birs, die Wiese und der Birsig, und diese Stadt wird gleich vergangenen Jahrhunderten eine Stadt der Ströme sein. Immer wieder werden hier die Akazien und die Linden blühen, wie sie es dies Jahr während des Schubertfestes in feierlicher Mächtigkeit tun — am Rhein, auf den Plätzen, Straßen entlang, in Tälern und auf Höhen. Die ganze Luft ist erfüllt von ihrem duftschweren Glanz. Wo du stehst und gehst, was du denkst und fühlst, überall weht Lindenduft hinein, überall überschwebt dich das Blütenwunder der Akazie. Wie von alters werden weiterhin alte Burgen auf waldigen Höhen stehen und sonntags junges Volk herauflocken. Durch die Straßen der Stadt wird werktags der Atem der Arbeit wehen, sonntags der Klang der Glocken und nachts das Flüstern der Liebe, im kommenden Jahrhundert wie in den vergangenen. Man wird, vielleicht immer noch immer die vornehmste Stadt der Schweiz, Mozart spielen und Schubert hören, während die Heutigen zur Sage geworden sind. Man wird kämpfen, irren, fehlgreifen, sich behaupten. Man wird Entscheidungen hinausschieben, Neues ablehnen, bis man von ihm erobert wird, das kommende Große des Jahrhunderts bekämpfen, dem Großen zufließen. Man wird glauben, suchen, hoffen, streben — durch Blut und Tränen unabtreibbar der Stimme folgen, die das Lied des Lebens singt. Denn so müssen wir sein, wenn der Geist der Erde uns lieben soll.

Du aber, alte Stadt, wirst immer so viel Unglauben haben wie Glauben. Deine Zweifelsucht wird deinem Mut ewig die Waage halten. In deine Neigung zum stillen Verlauf kann

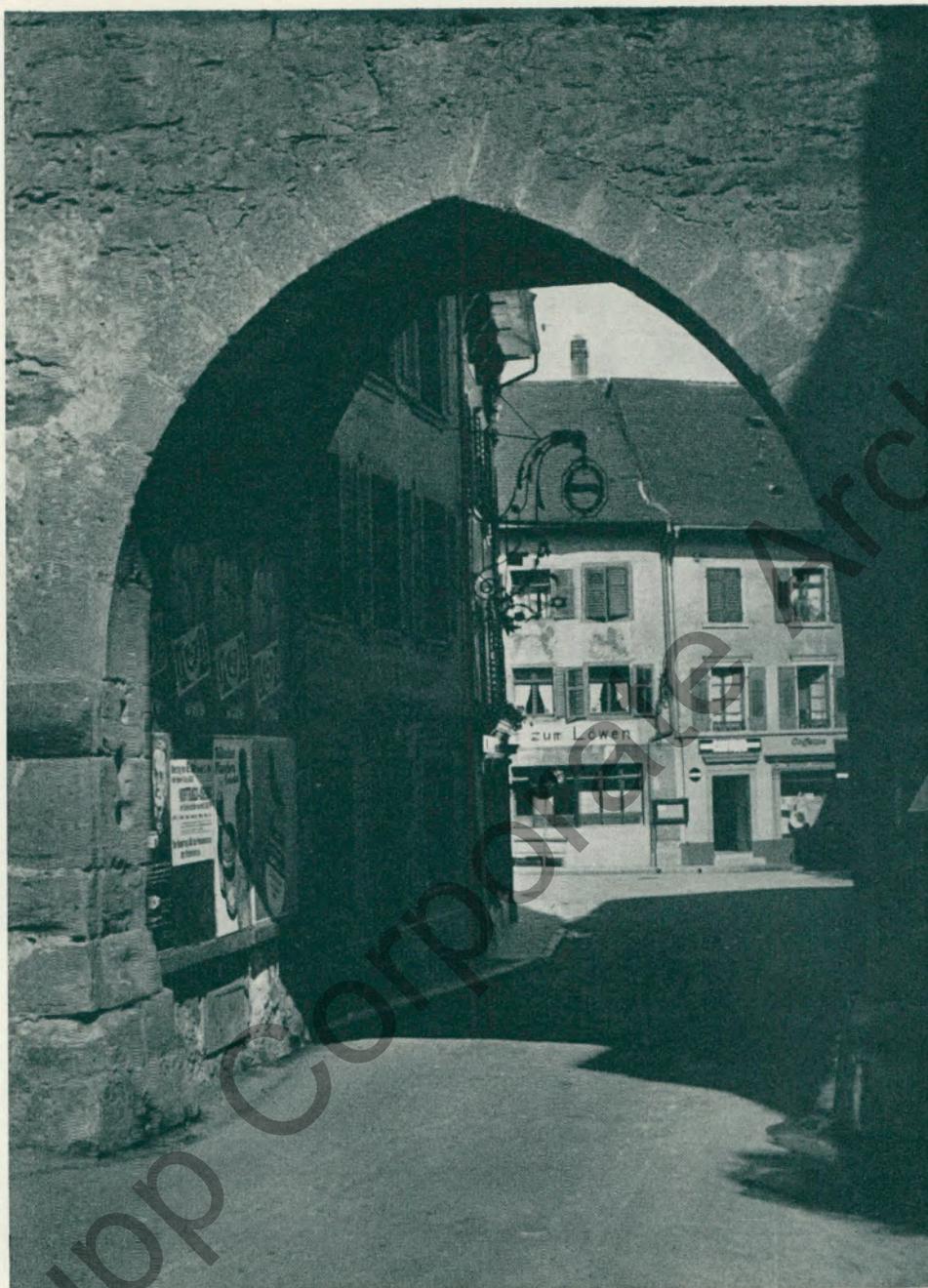
der Sturm des neuen Werdens nicht anders als zerstörend einbrechen. Geschmack- und geistverhaftet, wie du bist, wirst du die harten Entschlüsse und die unnachsichtlichen Taten anderen überlassen. Nur eines können wir sein: Hammer oder Amboß. Weiter wird durch deine Talgründe die leise süße Schlawheit deines Klimas wehen, die dich im Verein mit deiner Inzucht so empfindungsreich und skeptisch gemacht hat. Deine Hugenottentöchter werden Französisch sprechen und den letzten Pariser Schick tragen mit einer leichten defakenten Note, während dein Volk Deutsch spricht. In deinen Adern werden die drei Blutssysteme, aus denen dein Wesen besteht, das keltische, das römische und das deutsche, wie von je Visionen des Widerspruchs hervortreiben, Totentänze und Fastnachtszüge. Immer wieder wirst du das leise Unterlegenheitsgefühl deiner Mischrasse und deiner Lage durch großmütige und geniale Leistungen ausgleichen. Noch viele Holbein, Hebel und Jacob Burckhardt mögen dir erstehen. Ich aber setze meinen Stab weiter — auf der Suche nach meiner Heimat, die ich bei dir nicht haben kann. Der Geist der Erde segne dich für und für, du Besitzerin meiner Sehnsucht und Verwalterin meiner Träume. Gehe gut um mit meinen lieben Schemen! Und so, um mit dir zu sprechen: „Adieu!“ Auf mich kannst du dich verlassen unbedingt und immer — genau so, wie ich mich auf dich — nicht verlassen kann. Aber wir kennen uns, denn wir stammen von den gleichen Eltern und aus demselben Schicksalshaus.

Ein überraschender Entschluß.

Mutterdorf.

Zwei Stunden oberhalb von Basel auf der deutschen Rheinseite liegt das Dorf Wyhlen. Dort ist meine Mutter geboren. Dort habe ich das schönste, reichste Jahr meines Lebens verbracht. Der Vater war tot, die Mutter weit; aber ich hielt mich an die Großeltern und an Onkel und Tanten, lauter phantasiereiche und spannende Leute. Ich hielt mich an das alte Häuschen, an den kleinen Garten mit den alten krummen Zwetschgenbäumen, an die Mühle gegenüber, an den grünen Hang dahinter mit den Weilchen und Schlüsselblumen im Frühling, an die katholische Kirche, wo ich den Ministranten machte, an die Kapelle zur Himmelspforte, wo der Großvater Küster war, und an Feld und Wald. Dorthin lenkte ich meine nächsten Schritte.

Das Dorf liegt am Südhang des Schwarzwaldes. Gleich hinter den obersten Häusern setzt der Wald an, der dann nicht mehr abreißt bis gegen Heilbronn hin. Ziemlich steil geht es den Dinkelberg hinan. Auf der Höhe liegt ein altes Kloster. Eine klösterliche Siedlung bewacht drunten schon den Eingang dazu, die Himmelspforte, eine Station der katholischen Priester, wo sie von Zeit zu Zeit geistlich überholt werden. Zu meiner Zeit lag der Bahnhof eine Viertelstunde vom Dorf entfernt; jetzt setzt es gleich breit und neu an und geht lückenlos weiter nach allen Seiten, lauter Arbeiterhäuser der Sodafabrik und hinzugekommener neuer Werke. Es ist nicht mehr das alte Dorf. Ich will mich zur frühen Kirche retten mit dem grauen Turm, dem einfachen Satteldach und dem Storchennest darauf. Ein neuer Bau steht da, werkmäßig, barock, ohne Geheimnis, ohne Alter; meine Kindheitskirche ist abgebrannt. Störche haben sich nicht wieder angesiedelt. Ich gehe weiter. Droben im Dorf weiß ich das alte Häuschen an der scharfen Biegung der Hinterstraße, ein Prellstein an der Ecke, der Garten über der Straße, die an seiner Aufmauerung hinaufsteigt, an der anderen Straßenseite der Brunnen und der offene Mühlenbach, in dem wir stundenlang herumwafeten und uns manchmal die Füße zerschnitten. Da steht das Häuschen und sieht mich an mit seinen guten Augen. Es hat einen frischen Bewurf. Der Garten ist verschwunden;



Rheinfelden,
Stadtfor.

an der Stelle steht ein Anbau mit flachem Dach. Das Häuschen darf nicht zu mir sagen: „Ich bin immer noch dasselbe. Und du?“ Ordentliche Leute scheinen jetzt darin zu hausen. Ich rieche ein wenig hinein. Da steigt wie immer die steile Holzstiege hinauf. Zu ebener Erde ein Zimmer und eine Kammer, droben zwei kleine Zimmer und eine Kammer. Die Diele ist zugleich die Küche. Aus der Küche geht man wieder ebenerdig ins Gäßchen hinaus, weil inzwischen die Straße um eine kleine Stockwerkshöhe gestiegen ist. Entfernte angeheiratete junge Verwandte sind es, die jetzt darin hausen. Hier starben meine Großeltern, der unterhaltsame kleine Mann, der in der achtundvierziger Revolution die Sense getragen hatte, dann Küster und Gemeindevorsteher, den ich auf seinen Gängen begleitete, wenn ich irgend loskam, und die gichtbrüchige kleine Frau mit ihren Krücken, die so viele hübsche Geschichten wußte. Droben in der hinteren Kammer kam meine Mutter zur Welt. Seltsam das alles. Aus der Stube zu ebener Erde ging eines Abends mein Onkel davon geradenwegs in den Rhein; man

fand seine Sachen, von ihm hat man nie mehr etwas gesehen. Wirklich, seltsames Leben.

Draußen plätschert wie einst der Brunnen, aber der Bach ist zugedeckt, und die Mühle hat sich in ein gewöhnliches Bauernhaus verwandelt. Vorbei. Gewesen. Ich gehe weiter. Die Kapelle der Himmelspforte hat sich nicht verändert. Sie ist es jetzt, die das bedeutungsvolle Wort an mich richtet. Ach, ich habe mich eigentlich auch nicht verändert, alte Kapelle. Wir haben beide unsere Stöße erlitten. Wir haben Fuß verloren und haben ihn ersetzt. Wir haben einiges Werkzeug ausgetauscht. Aber neben dem Altar und den Holzstufen sehe ich die dreifache Schelle, die ich bei der heiligen Messe geschlungen habe, damit die Leute knien und sich bekreuzigen sollen; es ist noch die alte. Die fasse ich jetzt an, und ein Schauer geht mir durch den Leib, während ganz leise und wie im Traum die Glöckchen aufseufzen. Schon ein wenig ratlos sehe ich mich um. Die Tränen dringen mir nach den Augen. Noch einmal das frohe fragenlose Kind von damals sein? Was hülfte es? Der Weg müßte doch wieder ge-



Der Rhein bei Rheinfelden.
Im Hintergrund alter Wachturm.

macht werden. Es gibt kein Zurück, es gibt nur ein unaufhaltbares „Weiter!“ Auf einer Bank bemerkte ich ein altes zerlesenes Gebetbuch; das nehme ich an mich. Ich bezahle es reichlich durch einen Einwurf in den Opferstock, und dann mache ich, daß ich hier hinauskomme. Ich bin aufgewühlt und weiß nicht wie. Vielleicht wäre es trostlos und gut, wieder einmal richtig zu weinen; es ist lange her seit dem letztenmal. Aber wir sind nicht mehr sieben Jahre alt und nicht einmal mehr zwanzig. Im Dorf treffe ich ein Schulmädchen, schwarzäugig, rank, dunkel; das könnte meine Mutter wieder im Frühzustand sein. Ich spreche es an und frage nach dem Namen. Es heißt weder Müller noch weiß es irgend etwas von der Familie der Müller. So sieht man eben hier aus, wenn man vom schwarzen Geschlecht ist. Gegenüber auf der Schweizer Seite, gleich am Rhein, stand eine römische Stadt von etwa siebzigtausend Einwohnern; das Amphitheater ist ausgegraben nebst einigen Tempelresten. Rings herum war alles tief keltisch. So sind wir im Grund noch. Seltsam: ich habe sicher römisches Blut in den Adern und habe immer die Römer verabscheut, in der Schule schon, obwohl der Lehrer wollte, daß wir sie verehren; ich verweigerte ihm fest und trotzig den Gefallen. Dagegen war ich stumm und grenzenlos begeisterungsbereit für die Hohenstaufenkaiser, über die wir so wenig hörten, und für die ganze alte Zeit. Das Kind hat wie das Tierchen seine Witterung.

Ein altes Städtchen.

Ich habe begriffen: Heimat ist auch hier: gewesen. Noch ein liebender Blick an den Waldhängen hinauf. Wie auf-

regend duftete damals im Winter das Klosterholz von den frischen geschlagenen Bäumen! Das Farrenkraut im Wald, die Stechpalmen und der hohe Buchs, aus dem sie ihre Besen machten! Vorbei. Im Bahnhof ein dunkelrassiges angetrunkenes Bürschchen, das sich wichtig macht: das könnte ebenso gut ich gewesen sein. Der Geist behüte dich, holder Waldwinkel! Durch tiefe, glückliche Friedenszeiten rausche der Rheinstrom lange! Segen und Gedeihen mögen deine Felder tragen, wenn ich längst nicht mehr bin. Ich bin ein Mann für mich und habe meine Richtung. Ich habe meine Aufgabe, meinen Ernst, meine Kraft und mein Werk. Damit läßt sich leben in allen Zeiten. Weiter, Sohn dieses Erdensinkels, unverdrossen! Drüben erheben sich die Bauten des Kraftwerkes. Ich gehe hinunter: auch der Rhein hat ein anderes Gesicht. Weit hinauf gestaut, wirkt er eher wie ein See. Es ist kein Grund zum Klagen; eine Schönheit ist durch eine andere verdrängt. — Drüben winkt der Wartenberg mit der Ruine. Der Hartwald flüstert rauschend von vergangenen Zeiten, von gewesener Liebe und Liebesnot. Von aller Liebe treibt uns das Leben davon; auch von der tiefsten und dauerhaftesten trennt uns einmal der Tod. Noch aber leben wir und suchen. Was suchen wir eigentlich hier drunten? Ach, von allen sucht keiner etwas anderes als seine Heimat.

Etwas weiter droben am Rhein steht ein altes Städtchen, einst Freie Reichsstadt, noch 1800 österreichisch, seither schweizerisch. Auch dort hängt ein Schleierchen von meiner Jugendzeit. Eine leicht gebogene alte Straße mit engen Bürgerhäusern dem Rhein entlang, mit schmalen krummen Gassen, die alle nur nach einer Seite von ihr ausgehen. Auf der



Wachturm
der
Konturei Beuggen.

Stromseite stehen die Grundmauern im Wasser. Alte Tor- und Türme aus der Reichzeit. Ein Stück Stadtmauer, eine Strecke alter Graben. Auf der Höhe der Türme altersschwarze Holzbühnen zum Auslugen. Eine Brücke, zu meinen Zeiten noch aus Holz und Stroh gedeckt, die über den Rhein nach Deutschland hinüberführt. In der Mitte des Stromes eine Felseninsel, die einst ein Kastell trug. Gegenüber der Schwarzwald. Das ist Rheinfelden, das einen kümmerlichen, vielsinnigen Winter lang einen jungen Burschen in seinen Mauern hatte, der mehr zu Kopfflausen aufgelegt war als zu gründlicher Arbeit.

Die Konturei.

Eine kleine Stunde von Rheinfelden aufwärts liegt das graue Mauerrund der alten Konturei, ein Tor oben, eins unten, ein Graben im Halbkreis, ein hoher, vierseitiger, massiger Turm mit einem Storchennest darauf, das lange Gebäude der Konturei, ein Teil aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, einer aus dem siebzehnten, schätze ich, eine

kleine Kirche, Tag und Nacht das Rauschen des Rheines dem Fundament entlang, droben die waldigen Höhen des Dinkelberges: Das ist nur vollends die Urheimat meiner Seele, die Armen-Kinder- und Erziehungsanstalt Beuggen.

Ja, hier bin ich klein gewesen und unmündig und der göttlichen Musik voll, ich könnte auch sagen: des musikalischen Gottes. Um den Dinkelberg wehen noch meine Träume. Jemandem muß noch der letzte Seufzer meines letzten Kinderliedes nachzittern. Dort um den Turm flattert etwas herum, das nach einem zerfledderten Gelächter von mir aussieht; ich habe gern zehacht. Was dort unter dem Busch im Schatten hockt, könnte schon ein Weinen von mir sein, das eigensinnig ist und nicht sterben will. Ich habe nicht viel geweint. Mein Teil war mehr die nagende Trauer, der fressende Kummer, die klingende Schwermut, dann und wann eine klare Wut, die sich in einem Anschlag entlud, und was ich nicht aussprechen konnte, das dichtete oder komponierte ich. Ich zeichnete und malte es auch oder sang es frischweg in den Wind. Das

Schwerste und Geheimste betete ich; nicht einmal der geübteste Verhörer unter den Lehrern hat es zu erfahren bekommen.

Hier habe ich einsam Klavier gespielt, ein altes, schetterndes Tafelklavier, dort das Harmonium getreten. Dort haben wir miteinander sechs Stunden jedes Tages getrauert, gekümmert und gefront zwischen Schweinsborsten, Bürsten, Besen und häßlichen Wollschuhen für alte Leute, brennende Petroleumlampen über uns bis zehn Uhr und von vier Uhr an schon wieder, gevogtet und geängstigt von einem rothaarigen Unhold. Längst vorbei. Aber vielleicht leben in den Winkeln noch einige Kinderflüche von mir; Kinderflüche sind langlebig. Vergessen ist nichts, aber das Leid hat sich in Rührung verwandelt. Vergeben? Verziehen? Nein. Und was heißt das: Verzeihen? Geschehen ist geschehen. Sie wußten nicht, was sie taten, und glaubten, im Sinn des Rechts und Guten zu handeln. Alle glauben wir, im Sinn des Rechts und Guten zu handeln, wenn wir überhaupt von einem Geist geleitet sind und einer Idee folgen. Die Idee war damals: „Durch irdische Niedrigkeit zur himmlischen Herrlichkeit!“ Unvergeßliches hat meine Seele erlebt im Zug dieses Grundsatzes. Mein Geist läppte die Flügel und machte die ersten Flugübungen. Meinem Leib ging es schlecht. Ist es richtiger und besser, wenn es dem Leib gut geht, während die Seele verkümmert und der Geist verblödet? Die Welt lebt vom großen Zug des Herzens und von der Hoheit des Gedankens, darüber wollen wir uns keinem Irrtum hingeben.

Dieser Platz hat es in sich. Da gingen vor Jahrhunderten die Deutschritter ein und aus. Zu kämpfen hatten sie hier ja nichts. Bekämpft war worden drunten in Palästina gegen die Türken. Bekämpft wurde wieder nach der tatenlosen Zwischenzeit im Land der heidnischen Preußen. Aber die Regeln galten hier wie überall, diese Regeln, die einen Orden groß und ein Land urbar gemacht haben. Ohne Regeln kommt kein Ding auf der Erde zur Höhe, ob es Orden oder Persönlichkeiten, Pflanzen oder Völker sind. Die ruhmreichsten Erscheinungen lebten unter den strengsten Regeln. Und dann kamen wir arme kleine Epigonen und trieben unser gottseliges Wesen, ein wenig kümmerlich, ein wenig kleinbürgerlich; aber etwas von dem alten Geist wehte noch um uns, und hie und da, in besonders weihvollen Stunden, fühlten wir auch ein Spürchen der alten Haltung in unsern schlecht entwickelten Körpern. Wir sind in der Folge weit auseinandergeflogen. Kaum einer weiß noch vom andern. Welche sind verschollen, welche verdorben, welche zu bescheidenen Erfolgen gekommen. Aber ein Gemeinsames wird an uns allen noch zu verspüren sein, wenn man das Geschick hat, uns aufzutauen und unsere Tiefen zu rühren, wo das Verschämte des Mannes ruht und das Geheimste seiner unverwelklichen Kindheit: eben jene Spur von Deutschritterhaltung und die geheime Umwehung eines zur Sage gewordenen Geistes. Wir haben ein bißchen mehr Verbindung mit dem gewesenen Großen als die meisten andern. In uns lebt das schöne Mittelalter ein klein wenig stärker.

Jetzt beginnen die grauen Mauern drüben zu reden. Oh, es ist noch die alte Sprache, die Sprache der Deutschritter in ihrer besten Zeit — und die Sprache des Begründers der Kindertanz, Christian Heinrich Zellers. In Ehren und Ehrfurcht sei sein Name genannt wie der Name jeder großen Seele und jedes reinen Geistes, die eines gotthaften Wollens voll sind.

„Schau nur herüber, ewiges Kind dieser Heimat! Hier geht die große Geschichte weiter, diese Geschichte voll von Not und Kampf, voll Sturm und tiefem Drang, voll von heldenhaftem Bemühen, umgeben rings von sicheren Feinden, von unzuverlässigen Freunden, von kühlen Neutralen. Rufe dir ins Gedächtnis zurück, was du hier erlebt hast von den Frühtagen bis — ja, bis gestern, bis heute, den schweren Gemütsdruck jahrelang vor dem Krieg, den Vulkanausbruch, die Revo-

lution, das bittere Ringen um die neue Form, bis zum Durchbruch des Neuen in Deutschland, auf welches die Welt mit Ärger und Spott antwortet und mit einer feindseligen Beschäftigkeit. Und du? Wirst auch du dich fortan still zurückziehen zu den vorsichtig Schweigenden und klüglich Abwartenden? Oder wartet nicht an der späten Kurve noch einmal eine Pflicht zum Reden und Bekennen auf dich? Ja, lockt es dich nicht zur allgemeinen, großen Rechenschaft, bevor du dich gänzlich ergibst dem, was das Deine im innersten und letzten Sinn ist?“

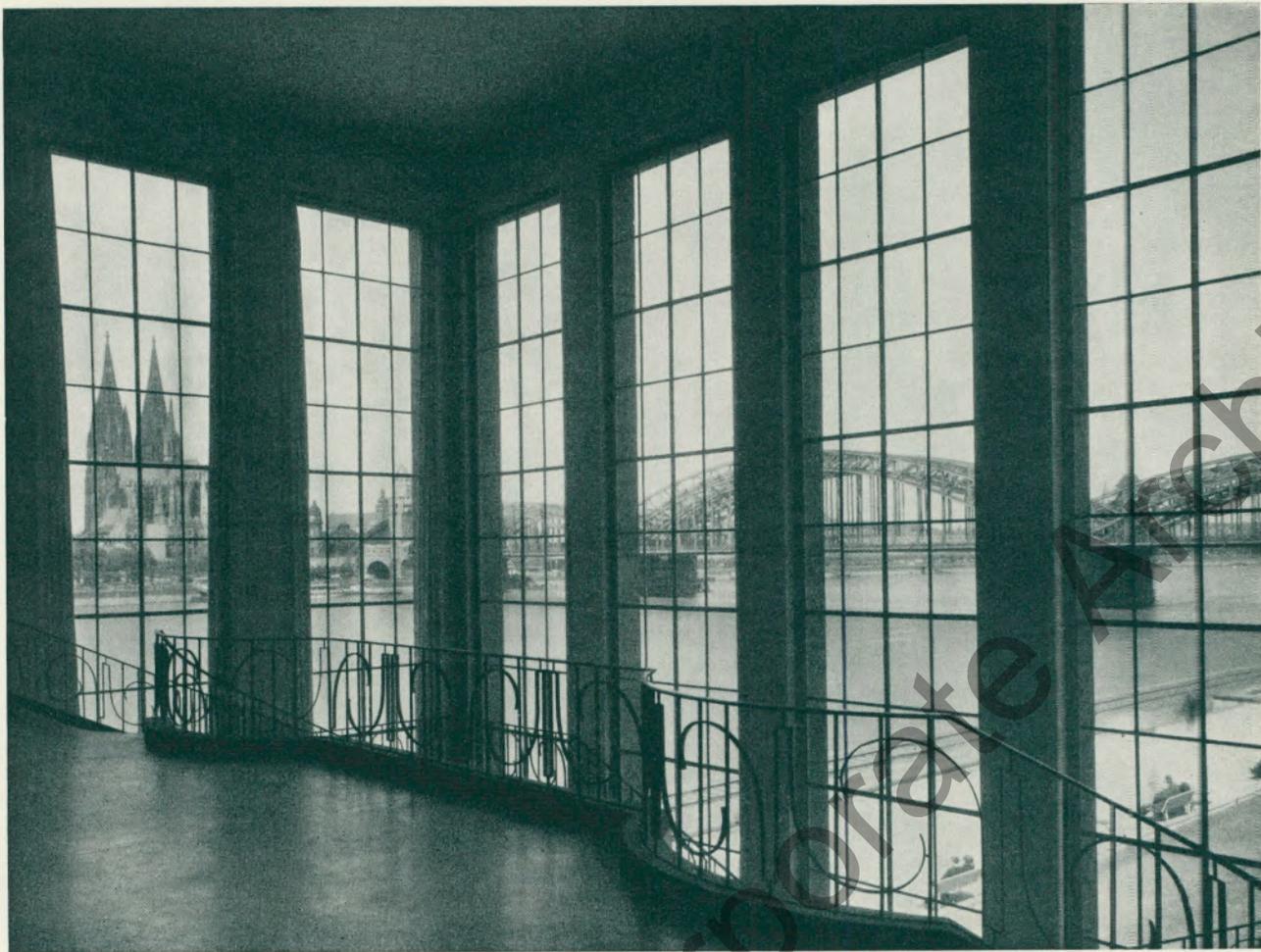
Der Entschluß.

Ich schaue und horche. Der hohe, graue Turm wird geradezu zum Wahrzeichen, als ob er sich aufheben und mir vorangehen wollte. Die alten Mauern ragen und fordern. Die waldigen Höhen winken und reden mit zu. Der weite blaue Himmel dieses Frühsommers weht Sonnenglanz, jäh aufschießende Unternehmungslust und Tatensfreude durch das Land. Wir sprechen und erwägen. Mag man über und gegen mich sagen, was man will, so bin ich doch nie ein Mann gewesen, der sich einer Pflicht und einer Notwendigkeit entzogen hat. Aber ich weiß auch, in was ich hineingehe. Ich bin kein Knabe mehr wie in den Zeiten, als ich dort drüben meine Träume spann und meine ersten Abenteuer bestand.

Ein anderer Zug ist da noch, der freundlich zu einem überraschenden Entschluß leitet. Ich selber stehe hier in meinem Kindheitsland. Aber das Kindheitsland des Menschen an meiner Seite befindet sich mitten im Kampfgebiet der Ordensritter, und wir sind in dem Alter, in welchem das Kindheitsland überhaupt wie eine Vision des versunkenen Atlantis vor unsern ernster gewordenen Augen wieder aufsteigt. Das lockt und zieht nun unaufhörlich und will seinen Gehorsam haben. Nun, schlechter als die biblische Ruth ist keines von uns. Dein Kindheitsland ist mein Kindheitsland, wie das meine dir zur Seelenheimat geworden ist. Zwei gemeinsame Heimaten haben wir miteinander aufgebaut und wieder drangeben müssen. Heimatlos schweben wir zwischen unsern Früh- und Spätzeiten. Sind wir zugleich auch besitzlos geworden, so wollen wir für alle Wechselfälle um so fester und sicherer Fuß haben in dem, was unser unverlierbarer Besitz ist. Am Ende ist dies auch der Menschheit und aller Seelen ewiges Erbgut. Das Leben führt uns seine Wege glimpflich in liebender Strenge und wird immer im rechten Augenblick mit dem Notwendigen dasein.

Ein wenig kenne ich sie ja schon, die tiefe, ferne, mythenhafte Landschaft, wo die Zinnen und Türme der Deutschritter ragen. Aber wo die Stätten deiner Kindheit dämmern und träumen, wo dein Flüsschen, die Trinke, sein Wasser der Weichsel zuträgt, und wo du diese selber breit und fremd, herzbewegend und schiffetragend aus den fernen Karpaten herabfluten und der Ostsee zuwallen sahst, das habe ich nur erlebt in deinen Erzählungen. Ich weiß, im Winter ist sie tief hinein gefroren. Im Frühjahr kracht sie mit Kanonenschlägen auf und donnert, gefährlich sich hinwägend, mit mächtigen Eischollen zwischen den hohen Ufern und den künstlichen Dämmen dahin, schadenstiftend und naturmächtig und mit gewaltiger Stimme ankündigend, daß nach dem dortigen langen, schweren, harten Winter der Frühling eingezogen ist, vier Wochen später als hier.

Jetzt aber ist Ende Juni, und wir wollen sehen, wie er im Sommer aussieht, dein Strom, in dem sich die roten Burgen der Ordensritter spiegeln. Wir wollen noch einmal quer durch dies sagenhafte Land fahren von Basel bis Königsberg. Das ist der überraschende Entschluß im Angesicht der Deutschritterkomturei. Am gleichen Tag sprechen wir mit dem Freund. Er ist mit seinem Wagen bereit und zu jedem Abenteuer aufgelegt. Einige Tage später treten wir in einer stillen kühlen Morgenfrühe die Sommerfahrt an. (Fortsetzung folgt.)



Lichtbilder: Haus der rheinischen Heimat.

Blick aus dem „Haus der rheinischen Heimat“ auf den Kölner Dom.

Das „Haus der rheinischen Heimat“.

Von Professor Walther Lotting.



Treppenkonsole.
Rheinland, 17. Jahrhundert.

Das Museum früherer Zeit ist durchaus der Kultur im engeren Sinne gewidmet, wie sie in der Kunst ihren Niederschlag findet. Die Kunst ist aber nicht das einzige Zeugnis der Kultur; denn diese umfaßt das ganze Leben eines Volkes, seine Politik, seinen Glauben, Arbeit, Wehrhaftigkeit, Brauchtum und Wirtschaft.

Diesem erweiterten Gesichtsfeld begannen schon, allerdings in landschaftlich enger Begrenztheit, die deutschen Heimatmuseen zu dienen. Das „Haus der rheinischen Heimat“ erweitert diesen Blick vom Heimatboden aus zum gesamtdeutschen Kulturkreis.

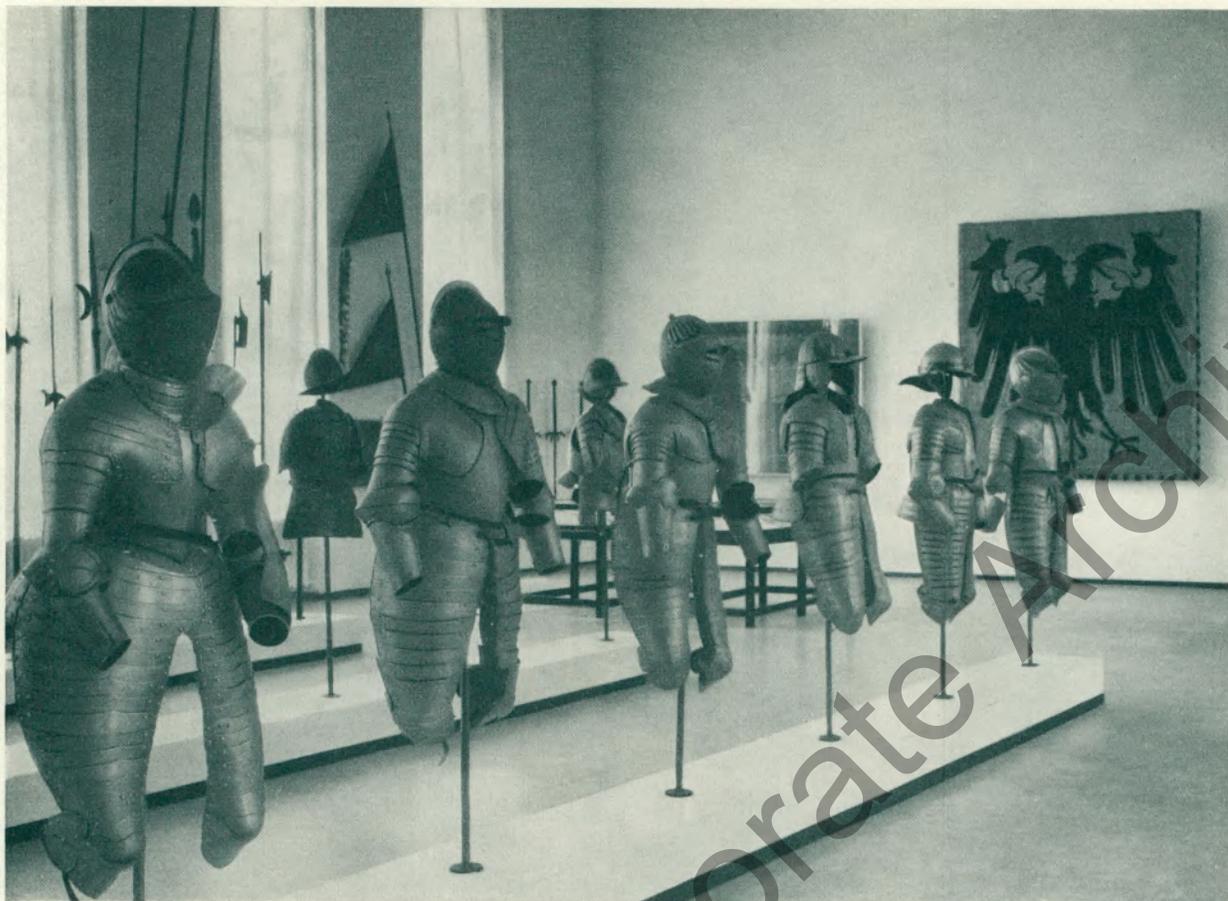
Es ist nicht zu leugnen, daß ein Teil der Museen eine Kumpelkammer toter Schätze, bestenfalls eine Materialiensammlung für den wissenschaftlichen Sachmann war. Die Geschichte erschien hier in ihren faßbaren Zeugnissen oft Selbstzweck; die Einzelheiten als der großen Sammlungen, an sich berühmt und wertvoll, traten in einseitiger Betonung für sich selbst hervor. In dem neuen Museumstyp wird jeder Gegenstand wichtig nur in seinen Beziehungen



Treppenkonsole.
Rheinland, 17. Jahrhundert.

In Köln hat vor kurzem ein Museum seine Pforten geöffnet, das sowohl hinsichtlich seines Darstellungsbereiches wie auch in Aufbau und Zweck etwas ganz Neues darstellt.

zur Gesamtheit, jede Vergangenheit lebendig nur in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. So läßt diese Schau den Besucher Geschichte im unmittelbaren Umgang mit den Jahrhunderten



Der Waffensaal.

Im Hintergrund das seidene Banner der Stadt Köln um 1500.

erfahren durch Belichtung der großen Zusammenhänge. Das wird dadurch erreicht, daß dem Aufbau der Sammlung nicht einfach landschaftliche oder fachliche Gesichtspunkte zugrunde gelegt sind, sondern in einer organischen Verbindung geschichtlicher und ständischer Gliederung die Arbeit der einzelnen Stände in ihrer kulturellen Bedeutung, zu geschlossenen Entwicklungsreihen zusammengefaßt, das ganze Werk trägt. So wird das Museum ein Wegweiser auf der Straße vom Gestern zum Morgen, überzeugt den Besucher durch sinnfälliges eigenes Schauen und gedankliches Verbinden und lehrt ihn die Kräfte kennen, die unsere Welt — mag sie sich eng oder weit gestalten — geformt haben. Damit erhält diese Schau einen ausgesprochen lehrhaften Charakter zur Erfassung der Gegenwart in den Zeugen der Vergangenheit. Sie fügt dem Mut zur Gegenwart und dem Glauben an die Zukunft als wertvolles Fundament die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, der Tradition und vor der Verknüpfung unseres Daseins mit Boden und Brauch der Ahnen hinzu.

Mit diesem lehrhaften Zweck hing die Notwendigkeit zusammen, bei aller Breite des wissenschaftlichen Unterbaus die eigentliche Schau auf das schärfste auszuwählen und mit rücksichtsloser Klarheit aufzugliedern. Wie gewaltig trotzdem der auf über 11 000 Quadratmeter Raum verteilte Reichtum des Gebotenen ist, möge ein kurzer Gang durch die Hallen wenigstens andeuten.

Den Untergrund aller Kulturentwicklung bildet der historisch-politische Aufbau des Landes, wie er sich in Deutschland durchweg aus der Sippen- und Geschlechterverfassung ergeben hat. Da die Früh- und Vorgeschichte nicht aus anderen Museen herausgelöst werden sollte, beginnt die Darstellung dieser Entwicklung mit der Karolingerzeit, also nach der Abzweigung des Deutschtums von der größeren germanischen

Rassengeschichte. Gewaltige Grabsteinreliefs verkörpern im ersten Saale die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches als Träger der Kaisermacht. Die verhängnisvolle Entwicklung, die das Kaisertum später nehmen sollte, wird angedeutet durch das Grabdenkmal Rudolfs von Habsburg aus dem Dom zu Speyer. Es weist auf jenes Geschlecht hin, das die nüchternen Hausmachtpolitik des Landesherrn an Stelle des mittelalterlichen Idealismus auf den Kaiserthron setzte und so den verhängnisvollen Weg des Reiches zur Vielstaaterei einleitete, die erst in unsern Tagen endgültig überwunden ist.

Damit treten die die deutsche Geschichte beherrschenden Mächte in unser Bewußtsein. Neben den weltlichen Ständen vom niederen Adel bis zum absoluten Landesherrn steht gerade im Rheinland bedeutungsvoll die Kirche. Sie verdankt ihren politischen Einfluß einerseits der Verbindung von Kirchenfürst und Landesherrn, wie sie besonders das geistliche Kurfürstentum verkörpert, andererseits dem Reichtum und der Macht des dem Adel angehörigen Stiftsklerus und schließlich der religiös-sozialen Arbeit der Orden, die für Deutschland am Rhein ihre kräftigsten Wurzeln hat. Hinzu kommen seit den Tagen der Salier die mächtigen rheinischen Städte mit ihrer wehrhaften, selbstbewußten Bürgerschaft und — als Grundlage der gesamten kulturellen Entwicklung trotz vielfacher Unterdrückung im Rheinlande weit mehr als in andern deutschen Gauen — ein freies deutsches Bauerntum mit stammesgebundener Kultur und reichem Brauchtum. Dazu tritt in der Neuzeit mehr und mehr die Wirtschaft mit ihrer Arbeiterschaft, ihrer Technik und ihren Erfindungen in den Vordergrund. So erstehen die fünf Hauptabteilungen organisch vor uns, in die die Schau, geschichtliche Zeitfolge mit der ständischen Gliederung verbindend, die unerhörte Fülle des Darzustellenden formt.



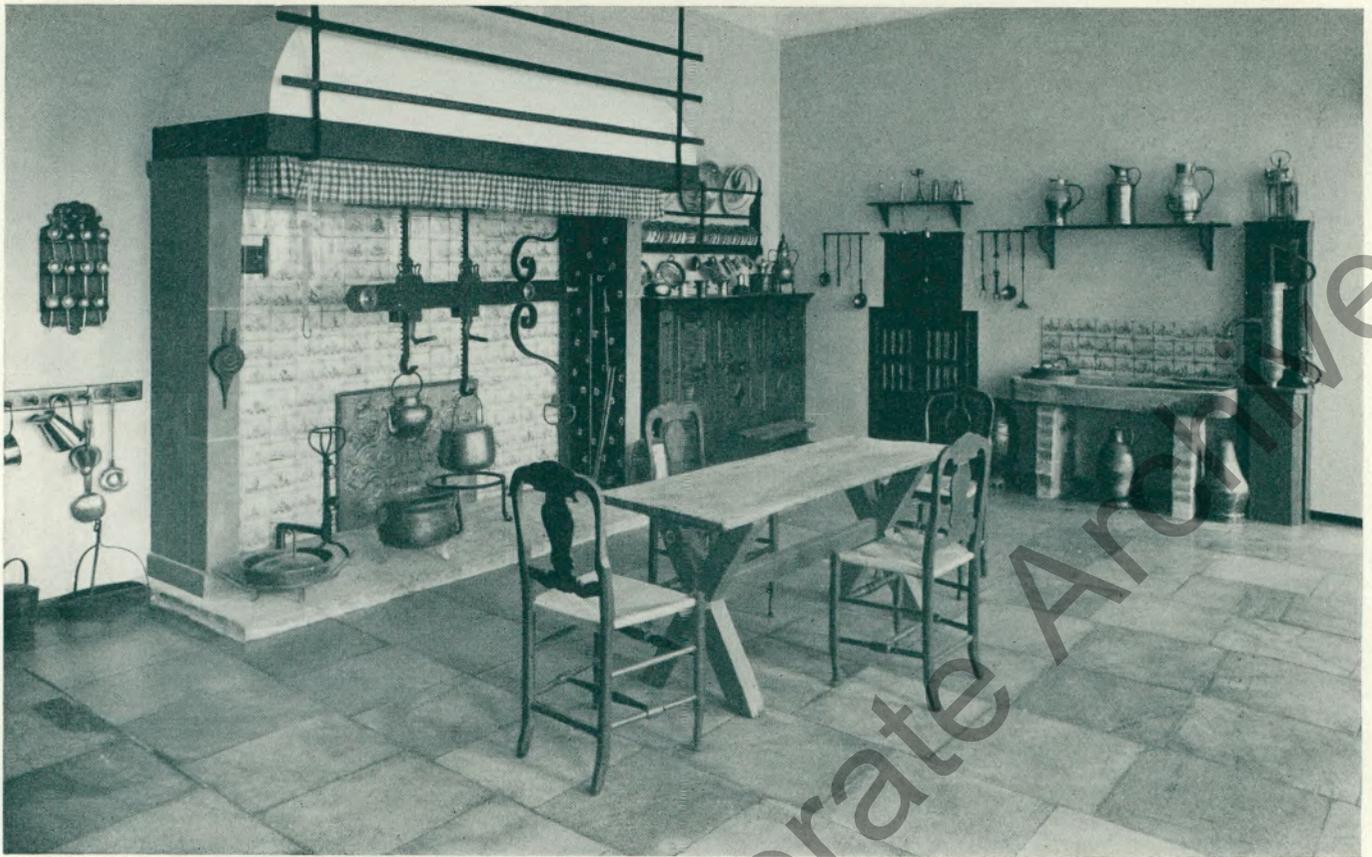
Der
Kurfürstensaal.
Im Vordergrund:
Konrad von Hochstaden,
1238 bis 1261.
Im Hintergrund liegend:
Friedrich II.
von Saarwerden,
1370 bis 1414.

Das große Modell der Kaiserpfalz von Aachen, umgeben von einer Reihe von Schautafeln, versetzt uns in die Zeit der Reichsgründung, und im nächsten Raum zeigt sich Burg Trifels, die romantische Ruine an der Hardt, dem Beschauer ehrfürchtig als Herberge der Synode des Reiches, der Reichskleinodien. Da grüßen sie von den Wänden in naturgetreuer Nachbildung, das Pallium und der Reichsapfel, die Königs- und Kaiserkrone,zepter und Zeremonienschwert, das Schwert des heiligen Moritz, Schuhe und Sandalen — Symbole einer versunkenen Zeit und doch lebendig als Zeugen tausendjährigen Ideals einer nach Einheit ringenden Nation. Bamberg und Speyer reden von Kaiserherrlichkeit, und an die Jugendschilderung Goethes erinnern die Krönungsbilder aus dem Frankfurter Römer des 18. Jahrhunderts.

Deutschland zerfällt in landesherrliche Territorien. Auch das Rheinland wird ein Territorium der Kölner Erzbischöfe. Davon erzählt das Grabdenkmal Philipps von Heinsberg, des Nachfolgers Rainalds von Dassel im Kanzleramt, der mit Friedrich Barbarossa bei Legnano stritt, Heinrich den Löwen

befiegte, dafür Herzog von Westfalen wurde und dem Kaiser mit schönem Andank lohnte. Leider fehlen die das Original im Dom umgebenden Mauern mit Zinnen und Türmen, die daran erinnern, daß gegen ihn zuerst die Kölner Bürger jene gewaltige Mauer aufzuführen begannen, die bis 1881 das Weichbild der Stadt bestimmte und ihr zur Stellung einer Freien Reichsstadt maßgebend mitverhalf.

Es ist nicht gerade ein rühmlicher Weg, den die Erzbischöfe von Köln in der Reichspolitik einschlugen. Ihnen wie den Mainzer Kirchenfürsten lag nur die eigene Macht am Herzen. Den Streit um das Recht der Kaiserkrönung zwischen Mainz und Köln symbolisiert das Bild des Mainzer Erzbischofs Siegfrieds III. von Eppstein, der seine Härde krönend über die jämmerlichen Begerkönige des Staufers Friedrichs II., Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, hält. Ihr wahrer Beschützer war der Kölner Konrad von Hochstaden, der als Begründer des „ewigen Doms“ einen nicht um Deutschland verdienten Nachruhm erlangt hat. Sympathischer ist einer seiner Nachfolger, Friedrich II. von Saarwerden, bedeutend als



Küche eines Kölner Bürgerhauses.
Anfang des 19. Jahrhunderts.

Oberhaupt der heiligen Geme und Schützer des Landfriedens, zu dessen Durchführung er in dem Köln benachbarten Bona die Burg „Friedestrom“ erbaute. Die im Abguß hergestellten Grabmäler dieser Kirchenfürsten sind von hohem künstlerischem Wert.

Und weiter rollt das Rad der Geschichte. Die Welt des Rokoko, der frohen Sinnlichkeit und des fürstlichen Absolutismus umfängt uns in den Räumen, die dem Bayern Clemens August I. gewidmet sind, dem Erbauer des Bonner Rathhauses und der Schlösser in Bonn und Brühl. Diese wie die Lustschlösser zu Poppelsdorf und Favorite zeigen im Modell die bizarre Schönheit dieser Epoche, Gemälde von Anton Graff, Winter und anderen Künstlern in Porträts fürstlicher Herren und Damen ihre Pracht. Neben dem Adel und Fürstentum stehen als schaffende Mächte der rheinischen Geschichte die Kirche und die Bürgerschaft. In höchst origineller Weise deutet im Eingang zu diesen Abteilungen ein Modell der Pfarrgemeinde Klein St. Martin in Köln die Doppelstellung dieser mittelalterlichen Körperschaft als zugleich religiöser und politischer Urzelle an.

Die größten und schönsten mittelalterlichen Kirchen des Rheinlandes sind Stiftskirchen, von denen einige, wie St. Gereon in Köln, in vorzüglichen Modellen gezeigt werden. Besonders lehrreich ist die Darstellung der Kölner „Domfreiheit“, die eindringlich die kulturelle Bedeutung der Kirchenorganisationen aufzeigt. Deren bedeutendste sind die Orden, denen daher große Sorgfalt gewidmet ist. Die Benediktiner sind mit St. Maximin in Trier, einer vorbildlichen Rundanlage, und St. Pantaleon in Köln vertreten, die Kartäuser bringen neben dem Jülicher Kloster das sehr instruktive Modell ihrer Abtei in Köln. Für die Missionierung besonders des östlichen Deutschlands sind die Zisterzienser wichtig geworden, auch berühmt als Bodenkultivierer und Lehrer der

gotischen Baukunst im ostdeutschen Backsteinbau. Von ihren Abteien Alten-Camp und Alten-Berg aus gehen die Siedlungen, wie eine sehr lehrreiche Karte zeigt, weit in den Osten, in die Mark, nach Polen und Schlesien. In der Mark sind die Kirchen von Chorin, Lehnin, Zinna und Himmelpfort noch heute berühmt. Die kolonialisatorische Arbeit der Herren vom Deutschen Ritterorden ist durch die Ballei Koblenz — an dem nach ihnen benannten „Deutschen Eck“ — und die Kommende Siersdorf bei Aachen vertreten. Ganz anders als die Tätigkeit dieser sozial- und wirtschaftspolitisch wichtigen Orden stellt sich die der Jesuiten dar. Sie liegt, abgesehen von ihrer dogmatischen und politischen Wirksamkeit, in erster Linie auf dem Gebiet des Unterrichts. Das ehemalige Marzellengymnasium in Köln hat hier reiches und anschauliches Material geliefert.

Wesentlich andere Gebiete sind es, auf denen die Bedeutung der evangelischen Kirche im Rheinland sich durchsetzt. Die Entwicklung der Reformation, des Gesangbuches, der kirchlichen Geräte gruppiert sich um die Darstellung der lutherischen Kartäuserkirche in Köln und der reformierten Kirchen in Emmerich und Barmen. Die bergische Kirche von Gruiten betont auch baulich die Verbundenheit von Kirche und Gemeindehaus im reformierten Glaubensleben. Schautafeln zeigen die Ausstrahlungen des rheinischen Protestantismus nach Süd- und Mitteldeutschland, der Schweiz und Holland und den gerade für die Gegenwart so wichtigen Einfluß der eigenartigen rheinischen Kirchenordnung.

Die fundamentalste Leistung der rheinischen evangelischen Kirche ist die Diakonie. Man darf nicht vergessen, daß Düsseldorf und Kaiserwerth die Keimzellen einer evangelischen inneren Mission und Krankenpflege gewesen sind, die bei den beschränkten Mitteln im Vergleich zum Reichtum der katholischen Kirche ein hoher Ruhmesitel praktischer und heroischer Glaubensbetätigung auf evangelischer Seite bleiben werden.



Kölner Barockdielen mit Wendeltreppe.
Haus Engelberg, Köln. Ende des 17. Jahrhunderts.

Es ist nur selbstverständlich, daß auch die „Herrnhuter“ in Kaiserswerth und Neuwied vertreten sind und ein besonderer Raum den Wirkungsstätten der weiblichen Diakonie gewidmet ist.

Das Rheinland darf für sich in Anspruch nehmen, trotz Hanfa und Bayern die ältesten und in einem Falle wenigstens größten Stadtgemeinden des Mittelalters gehabt zu haben. Entsprechend dem schon hervorgehobenen sehrhaften Charakter des Museums geht hier die Schau aus von den verschiedenen Entstehungstypen der rheinischen Städte. Birburg, Bonn und Boppard repräsentieren neben Köln die aus Römerlagern erwachsenen Städte, wobei auffällig ist, daß in Bonn den Kern der mittelalterlichen Stadt nicht das eigentliche Lager, sondern die „Canabae“ bilden, der Krämer- und Händlerbezirk, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß das schöne Bonn eigentlich — aus einem Judenviertel entstanden sei. Es folgen Kirchenstädte wie Xanten und Emmerich, befestigte Territorialstädte wie Hainsberg und Jons, als typische Burgstadt Nideggen in der Eifel und schließlich als befestigte Residenzen des 17. und 18. Jahrhunderts Jülich und Ehrenbreitstein. Weit friedlicher wirkt die Mauer der Industriestadt Krefeld, die nur der Akziserhebung diente, und im Modell der Wupperstadt Barmen erkennen wir das Zusammenwachsen eines solchen Industrieortes aus ländlichen Einzelhöfen. Diese außerordentlich instruktive Modellschau wird ergänzt durch eine meisterhafte Darstellung der Städteheraldik, die die Bedeutung sämtlicher Wappen nach geschichtlichen, symbolischen und territorialen Gesichtspunkten zusammenfaßt.

Einen bedeutenden Raum beansprucht naturgemäß die Verlebendigung der städtischen Wehrhaftigkeit. Hier fesselt

zunächst das wohl einmalig erhaltene Original eines Stadtbanners — es ist das Kölner — aus dem Jahre 1450! Überreich ist die Schau der Panzer, Feldstücke, Schützenymbole, der „Landwehren“ bei Aachen und Frankfurt und anderer Befestigungen. Die Turmwindmühle in Xanten, vergleichbar der, die früher in Köln auf der Ullrepforte stand, diente wahrscheinlich der Nachrichtenübermittlung. Einen besonderen Saal nimmt die Entwicklung der Wehrverfassung der Stadt Köln ein. Aufgebaut auf der Organisation des religiös-politischen Kirchspiels, geht sie 1396 mit dem „Verbundbrief“ des Stadtschreibers Gerlach vom Hauwe an die Zünfte über; in der Reichsmatrikel von 1521 steht Köln mit einem Gesamtaufgebot von 322 Fußsoldaten und 30 Reitern an der Spitze des gesamten Kurfürstentums. Nicht minder vielseitig ist die Darstellung der Verwaltungsaltertümer wie des Zunftwesens. Neben der politischen Zunft, der „Gaffel“, stand in Köln die wirtschaftliche, das „Amt“. Wir treten ein in die Werkstätten der Nagelschmiede, der Woll- und Seidenweber, der Töpfer — „Uleren“ genannt —, der Gold- und Silberschmiede und anderer Gewerbe und glauben, den Pulsschlag des tätigen Lebens unserer Vorfahren leise erklingen zu hören. Die Eichmaße, Ellen und Waagen, die vielen Gewichte zeugen von regem und ehrlich organisiertem, streng diszipliniertem Handel, und die Modelle und Schaubilder der großen Kaufhäuser in Mainz, Köln und anderswo reden von vergangener Reichtum. Unheimelnd wirkt ein Kramladen aus Revelaer mit seiner hölzernen Theke, und manchem Besucher wird es ein Erlebnis sein, ein echtes zweiteiliges „Kerbholz“ als einfachsten Typ doppelter Buchführung in die Hand nehmen zu dürfen.

Im Fortschritt der Jahrhunderte tritt das Zimmer und mit ihm die Entwicklung des Mobiliars in der Kultur des Bürgertums immer stärker in die Erscheinung. Barock und Rokoko repräsentieren mit dem Biedermeier die bürgerliche Kultur in besonderem Maße. Als Beispiele erscheinen das von Geyersche Haus in Köln und das heutige Waisenhaus, das Palais des Bankiers Canto. Prachtvolle Portale, Wandbekleidungen, die Barockdiele mit der Treppe vom Rinkenhof und dem Kamin aus dem Schuhmacherzunftthaus, das Nachener Zimmer mit Gobelins und Eichentäfelung, Bildertapeten, Hochzeitsgeschenke, Puppenstuben, dann der berühmte Salon Pallenberg, Preisträger der Pariser Weltausstellung von 1867, und vieles andere geben einen plastischen und eindringlichen Gesamteindruck vom Wachsen dieser bürgerlichen Wohnkultur mit ihren Werten — und ihren Schwächen.

„Hinaus aus der Stadt!“ Eine ganz andere Welt umgibt uns, sobald wir die Räume der Landwirtschaft betreten, an deren Spitze mit Recht das edelste Erzeugnis des Rheinlandes, der Weinbau, gestellt ist. Da sehen wir die Entwicklung der Kelter von der riesigen Baumkelter über die Holzspindel- und Eisenspindelkelter zur modernen hydraulischen Presse. Klare und übersichtliche Schaubilder zeigen nicht nur die Besitzverteilung der Rebengelände, die Beziehungen zwischen Bodenart, Lage und Weingüte, sondern auch die hochinteressante Verflechtung des Weinbaus mit der gesamten Industrie sowohl als Konsument wie auch als Rohstofflieferant für die chemische Industrie. Einen fröhlichen Lehrkursus, der dem Kenner „das Wasser im Munde zusammenlaufen“ läßt, bilden die Etikettereien, die die Entwicklung der „Marken“ nach Landschaften wie nach der Stilgeschichte der bedeutungsvollen kleinen Schilder zeigen, und die historische Glaschensammlung ergänzt diese heitere Schule. Modelle von Winzerhäusern und -trachten führen in die allgemeine ländliche Kulturentwicklung über. Wir durchwandern die Siedlungstypen der Kölner Bucht und des Bergischen Landes, besuchen den kleinadligen Bauernhof der Burg Merzenich, tun einen Blick in die Bauernhöfe des Westerwalds, des Hunsrücks und der Eifel und hören, wenn wir die hohen Hainbuchhecken sehen, die sich schützend vor das Strohdach des Hauses im Hohen Venn stellen, den scharfen Eifelwind daherbrausen. Dann dürfen wir aber auch wirklich in ein niederrheinisches Haus treten mit der behaglichen Obkammer neben der Küche und das schöne bäuerliche Gerät bewundern. Die Entwicklung des Pfluges und des bäuerlichen Wagens durch die Jahrhunderte hindurch wird in zahlreichen Modellen und Tafeln aufgezeigt, ebenso die Tierrassen, das Wachsen der ländlichen Genossenschaften usw. Den Abschluß dieser Reihe bilden die Organisationen des Reichsnährstandes, die Kammer und die früheren landwirtschaftlichen Vereine. Den Übergang zur Industrie, deren Dar-

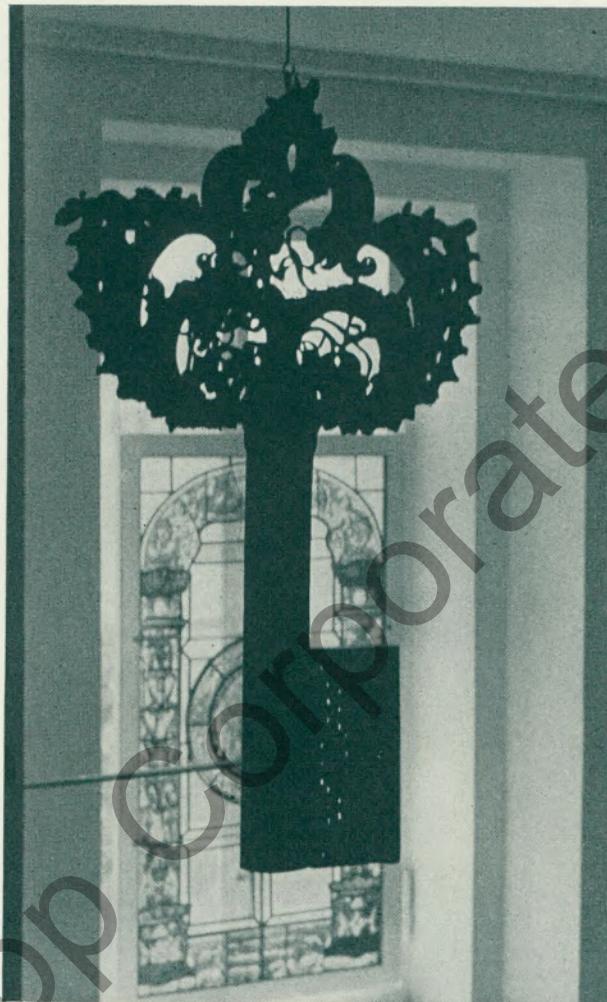
stellung aus Raummangel heute noch nicht durchgeführt werden konnte, bilden die verschiedenen Mühlen, wie die Brückenmühle bei Konstanz, eine Ölmühle, Schiffsmühle und eine alte Papiermühle der Firma Zanders in Bergisch-Gladbach. Für die fünfte Abteilung, die Darstellung der Entwicklung der rheinischen Wirtschaft und ihrer Arbeiter, mangelt es, wie gesagt, heute noch an den nötigen Räumen. Immerhin hat die Verwaltung des Museums wenigstens einem für das Rheinland besonders wichtigen Ausschnitt des Wirtschaftslebens, dem Verkehr, durch Zusammendrängung der andern Abteilungen Platz geschaffen und seine Entwicklung außerordentlich klar und plastisch aufgezeigt.

Die „gute alte Zeit“ wird repräsentiert durch Modelle der Postwagen, Reisepässe, Ausrüstungsgegenstände des „Schwagers“ und anderes. Die Fortschritte der Eisenbahn sind plastisch vom ersten „Train“ von 1836 bis zum Rheingoldzug dargestellt. Ist doch das Rheinland gerade auf dem Gebiet des Verkehrs vielfach bahnbrechend gewesen, so durch die erste deutsche Kleinbahn im Bröhlthal, die erste Bergbahn zum Malberg bei Bad Ems, die erste Städtebahn in der Rheinuferbahn und die erste Schwebbahn in Wuppertal. Einen vollen Eindruck vom modernen Verkehr des Rheinlandes gibt das Riesenmodell des Knotenpunktes bei Böhwinkel, wo sich Eisenbahnbrücke, Schwebbahn und Straßenbahn schneiden.

Erschöpfend trotz strengster Auswahl ist auch die Entwicklung des rheinischen Brückenbaus zur Anschauung gebracht von der Schiffs- und Holzbrücke — besonders interessant ist die bedeckte Brücke von Säckingen — über Steinbrücken und Kettenbrücken zur modernsten Hängebrücke. Und was auf dem deutschen Strom es an Schiffen je gegeben hat, die Heuck, das niederrheinische Triebschiff, die mächtigen Rähne, die romantische „Wasserdiligence“

und der ehrwürdige Raddampfer „Seeländer“ von 1824 bis zum modernsten Bergnügungsdampfer, eine gewaltige Schiffsflotte, tritt uns lebhaftig entgegen. Wir vertiefen uns in die Form der Hafenanlagen von Köln und Duisburg und bestaunen mit einem leichten Gruseln die gefährlichen Felsenklippen am Boden des „Binger Lochs“, von Meisterhand haarscharf der Natur nachgeformt. Und überall geht uns in dieser Schau das Wort Arnolds nach: „Der Rhein Deutschlands Strom!“

Gewaltiges ist hier bisher schon geschaffen, Großes harret noch der Lösung. Noch liegt ein weites Gebiet unvollendet vor den Schöpfern des Museums: die Darstellung des industriellen Aufbaus. Dazu bedarf es der opferbereiten Mitwirkung nicht nur der Industrie, sondern aller Kreise des rheinischen Wirtschaftslebens. Gelingt auch diese Aufgabe, so wird das Rheinland mit Stolz sagen können, daß es wie kein anderer deutscher Gau in diesem Hause einen Führer hat zu den heiligen Quellen deutscher Kraft, zur Heimat- und Volkskunde und damit zur Heimatliebe, aus der das Höchste erwächst: echte Liebe zu Volk und Vaterland!



Das Zunftzeichen der kölnischen Schlosser.
Schmiedeeiserner Schlüssel. Rheinische Arbeit um 1760.



Friedrich der Große nach dem Gemälde von C. V. Rode.
Geschenk des Königs an seinen Kammerdiener Fredersdorf.

Der Alte Fritz ein Goldmacher?

Ein kleiner Beitrag zum 180. Todestag des großen Königs
von J. H. Diekmann.

Man kennt diesen König alleindurch seine Taten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber, was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht.“ Diesen Ausdruck tat der französische Philosoph Jean Lerond d'Alembert nach seinem Besuch in Sanssouci im Jahre 1763. Und damals mit Recht. Heute ist uns auch der Mensch in Friedrich dem Großen nähergebracht. So besitzen wir beispielsweise in dem Briefwechsel Friedrichs mit seinem Kammerdiener Fredersdorf einen Beleg für ein geradezu ideales Vertrauensverhältnis zwischen Herr und Diener. Durch die Unmittelbarkeit des Eindrucks vermittelt uns dieser Briefwechsel nicht nur ein Bild des großen Staatsmannes und Feldherrn, sondern vor allem Wesenszüge von so großer Reinheit und Tiefe, die uns diesen großen Geist menschlich lieb gewinnen lassen.

Es soll hier nicht näher auf den Inhalt dieser Briefe eingegangen werden. Nur so wie seien hier zur Betrachtung herangezogen, die sich — es mag schier unglaublich klingen — mit dem Goldmachen befassen.

Zunächst aber noch ein paar Worte über Michael Gabriel Fredersdorf. Geboren im Jahre 1708, war er in der Rheinsberger Zeit Friedrichs Kammerdiener, stieg nach dem Regierungsantritt im Jahre 1740 zum „Geheimen Kammerier“ und entfaltete als solcher eine einflußreiche Tätigkeit, die weit über den Rahmen seines Amtes hinausging. Der Grund hierfür ist wohl in dem unbedingten Vertrauen zu suchen, das Friedrich ihm entgegenbrachte. Aber das nicht allein. Fredersdorf war krank und schwächlich. Die rührende, bis ins kleinste gehende Fürsorge Friedrichs für das Wohlergehen seines Getreuen läßt sich nur mit dem Verhältnis eines Vaters



Bildnis

M. G. Fredersdorfs
auf einer ihm vom König
geschenkten Tabaksdose.

Original im Hohenzollernmuseum
zu Berlin.

zu seinem Kinde vergleichen. Immer und immer wieder mahnt er Fredersdorf, sich zu schonen und sich von Quacksalbern fernzubalsten:

„... ich meins gewisse guht mit Dihr, und wann ich einen Menschen finden könte, der Wirklich im Stande Dihr zu helfen wehre, so Wolte ich im vom Japan Komen lassen.“

Diese und viele andere Auslassungen in den Briefen des Königs beweisen seine stetige Anteilnahme an dem schweren Leiden Fredersdorfs. Heilung hat er wohl nie gefunden. Im Frühjahr 1757 schied er aus dem Amte, und zu Anfang des Jahres 1758 erlöste ihn dann der Tod von seinen Schmerzen. Vielleicht haben die Aufregungen während des schweren Kriegesjahres 1757 ihn seiner letzten Kräfte beraubt.

Die Briefe, die sich mit der Goldmacherei beschäftigen, beginnen im Sommer 1753. Als erstes tritt uns das Rezept eines Adepten entgegen, der Fredersdorf ein Angebot machte, Gold herzustellen. Er verlangte eine Reihe Zutaten, unter anderem auch Gold (!). Offenbar hat Fredersdorf dem König von diesem verlockenden Angebot Mitteilung gemacht, aber der König lehnt ab:

„gesundheit ist besser, wie alle Schätze der Welt. flege Dihr erst, daß Du besser wirst, dann Könen wihr goldt und Silber Machen. und wann Du ja quacksalbern wilst, So Mache liber Proben mit goldt und Silber, als wie mit allerhandt verfluchte Medecinen auf deinen leib! es ist kein Schertz damit; und wenn Man einmahl toht ist, so Kömt Keiner, Der einem Wieder auf-Wäket.“

Aber diese Ablehnung fruchtet nicht. Mitte September muß Fredersdorf erneut den König mit seinen alchimistischen Plänen bedrängt haben.

„ich sehe Wohl, daß ich noch vihl in der Welt zu lernen habe. ich habe mein-Tage nicht von das blutige Lam¹⁾ gehöret! wenn es nuhr goldt macht, so ist schon recht!“

So lautete die lakonische Antwort des Königs darauf. Aber die Goldmacher traten bald direkt an den König heran. „Hier Krige ich einen Mistiriosen brif“ (mysteriösen Brief), schreibt er an Fredersdorf. Der König will aber keine Verhandlung mit dem Goldmacher und verweist ihn an Fredersdorf:

„Die goldtmachers Komen nuhn von allen Enden! was werden wihr reich werden, ist es nicht in der thaht, So ist es doch in gedanken! mihr deücht, wenn wihr Erwachen Werden, so wird der Traum sich von selber

verlihren! und wirdt das beste bei der Sache seindt, daß wihr doch nicht noht haben werden, von hunger zu Sterben.“

Fredersdorf ist aber schon ganz für die Goldmacherei eingenommen. Anscheinend hat er dem König auf den „Mistiriosen brif“ ein empfehlendes Gutachten geschickt. Aber Friedrich lehnt noch immer ab:

„deinen brif habe ich gestern abendt Empfangen. ich bin wie Tomas, lege ich nicht meine finger in Seine Setten-Mahle, so glaube ich nicht.“

Und wenige Tage später:

„Es ist mihr lieb, daß du wieder besser bist. nuhr nicht an ausgehen gedacht, bis der Dominé Cotheni²⁾ es erlaubet. dan Mache goldt und Silber in der größten Menge! der Mensch³⁾ Schreibet vihl von gott, ich habe Keine guhte opinion Davon! gottbewahre Dihr!“

Aus dem Briefwechsel entpuppt sich nun der Goldmacher als eine Frau Nothnagel. Wenn auch der König noch immer nicht glauben will, so zeigt die Stelle in einem Brief an Fredersdorf, „... Du hasseß mihr baldt ferführet!“, daß die Goldmacherpläne doch Eingang in seine Gedankenwelt gefunden haben.

Tatsächlich hat nun Fredersdorf den König „ferführet“. Er gestattete, daß die Goldmacherin ihn besuchte:

„wann sie mihr sprechen wil, so kan sie umb 3 uhr in Mans-Kleidren drüben in der Camer Komen.

Insonsten ist aber der Hauptton dieses Briefes noch Ablehnung und Unglauben:

„... alleine sei nicht so leichtglaubig und pretendire nicht, daß man Dinge, die gegen der Nahtur seindt, möglich machen kan. gottbewahre Dihr, nim Dihr nuhr wohl in acht!“

So lautet seine Warnung an Fredersdorf. Aber der Besuch der Frau Nothnagel hat doch einen gewissen Eindruck auf den König gemacht:

„ich habe die person gesprochen. sie Schwehret leib und Sehl, daß sie alles erfüllen wil, was sie gesaget hat. ich habe ihr gesaget, ich glaubte nicht ein wort davon. sie bleibet darbei, und versichert Mittwoch ein Stück fertig zu haben.“

Jetzt beauftragt er Fredersdorf, mit dem Manne der Frau Nothnagel einen Vertrag über das Goldmachen abzuschließen. Nun wird es ernst:

„wann woher die frau goldt Machen Solte, So schike

¹⁾ Das „blutige Lam“ dürfte wohl soviel wie „Stein der Weisen“ bedeuten.

²⁾ Herr Dr. Cothenius.

³⁾ Offenbar der Verfasser des „Mistiriosen“ Goldbriefes.

Wegen der Sache wundert mich, daß noch keine Antwort aus der großen Münze (da) ist, die hätten doch lange schon seit Contag mit ein par Marc goldt können fertig werden! und wenn auch hier (durch den Goldschmied) alles gemacht ist, so kan man doch nicht Juditeiren (endgültig urteilen), ehr als man die Nachricht aus Berlin (aus der Münze) zurüke hat. ich bin (um) so Mehr darum verlegen, daß (weil) lauter Stürmische aspecten (Anzeichen) sich hervor thun, und (deshalb) das, was Man thun wil, baldt geschehen Mus, oder es Mögte zu Späth werden! gott bewahre Dibr! Schreibe mir nuhr, ob von fincken (dem Münz-Rendanten) Antwort gekommen

Ausschnitt
aus einem eigenhändigen Brief
Friedrichs des Großen
über die Goldmacherei:



„Wegen der (Goldmacher-) Sache wundert mich, daß noch keine Antwort aus der großen Münze (da) ist, die hätten doch lange schon seit Contag mit ein par Marc goldt können fertig werden! und wenn auch hier (durch den Goldschmied) alles gemacht ist, so kan man doch nicht Juditeiren (endgültig urteilen), ehr als man die Nachricht aus Berlin (aus der Münze) zurüke hat. ich bin (um) so Mehr darum verlegen, daß (weil) lauter Stürmische aspecten (Anzeichen) sich hervor thun, und (deshalb) das, was Man thun wil, baldt geschehen Mus, oder es Mögte zu Späth werden! gott bewahre Dibr! Schreibe mir nuhr, ob von fincken (dem Münz-Rendanten) Antwort gekommen.“

keine andere posten in der Müntze⁴⁾ und darbei gescriben, ich hâte das golt vohr mir Komèn lassen. So kan keiner uns in die Carten Kuken!“

Welches Vertrauen hatte der König doch zu Fredersdorf!
„Was du mir Vergangen von der frau gesaget hast, gibt mir wirklich hoffnung; und Glaube ich, wann die letzte probe goldt ist, daß man darauf Stah machen Kan. ich denke, daß dieße Woche die Sache Clar werden mus. wann Du was davon hörest, So schreibe mir doch, denn auf die grentzen⁵⁾ fangen die umstände wieder an verworren zu werden. gott bewahre Dibr!“

Jetzt vergißt der König in seinem freudigen Eifer alle Zweifel. Er unterschreibt sogar den Vertrag selbst und findet die Bedingungen „sehr billich“. Die Goldmacherin hat nun tatsächlich eine Probe eingereicht:

„Ich bite Dibr, Schreibe mir doch, ob das stük, was du mir vergangen gewisen hast, wirklich goldt gewesen ist, und ob die frau gewisse meinet, Mohntag einen Centener zu machen. ich Kan mir es nicht Einbilden, und glaube noch, daß es im großen nicht angehen Wirdt.“

⁴⁾ Staatliche Prägeanstalt.

⁵⁾ D. h. in der auswärtigen Politif

Und weiter:

„Mit dem goltmachen, deucht mir, wirdt der berg eine Maus zur welt bringen. ich habe noch keinen glauben daran. schreibe mir doch Mohntag, ob der Centener Wahr ist. wohr das ist, so werde alles zur augmentation⁶⁾ so veranstalten, daß ich Künftig früh-jahr den anfang mit allem machen Kan. wirdt nichts daraus, so mus man sich begnügen und nicht glauben, daß ohnmögliche Dinge Möglich seindt.“

Statt der Erfolge hat die Goldmacherin aber offensichtlich schwere Mißerfolge zu verzeichnen. In einem Briefe, wo wieder einmal die Krankheit Fredersdorfs erwähnt wird, sagt der König:

„das lasset sich so wenig zwingen und in 8 tage Cuhriren, als wie goldt zu machen. gedult und tzeit werden Dibr curihren, Charlatans und goldtmachers umbs leben bringen.“

Nach und nach treten die eigentlich niemals gänzlich beseitigten Zweifel wieder stärker zutage:

„ich wolte, daß dein goldtmacher zum Teufel wehre...“
So schreibt er am 25. Oktober 1753, und einige Tage später:
„Ich Wundere mich, Was Du Dibr vohr guhte vohrstellungen machen Kanst! sei doch nicht so leicht-

⁶⁾ Herstellung im großen.

gläubig! du Sehest ja selber, wie es mit der guhten frau gehet: stat 3 millionen, so sie machen Wolte, Kömt ein stük silber von 3 oder 4 thaler heraus! du wirst mit solchen leüten das Deinige alles durch-bringen. und wan ein charlatan zum lügner gemacht ist, So Kömt gleich ein anderer, dem Du glauben gibst. deine Intention ist recht guht, aber auf der Weiße Kömstu dein Tage nicht zum tzwek.“

Troß dieser Ablehnung gibt er Fredersdorf dann den Auftrag, das von der Goldmacherin hergestellte Probestück dem Rendanten Finck von der Berliner Münze zum Prägen zu geben:

„aber ich bin fast gewis und überzeuget, daß es wieder Windt⁷⁾ Sein Wirdt.“

Der König kann gar nicht abwarten, bis der Bescheid von der Münze kommt:

„... wundert mich, daß noch Keine antwort aus der großen Müntze ist, die hätén doch lange schon Seit Sonntag mit ein par Marc goldt Können fertig werden!“

Bald nachher tritt seine Ungeduld wieder in einem Brief hervor:

„ich bin zwischen der ungewisheit und den Zweifel. gehet es gut, so mus man es recht pro Dignitaté⁸⁾ nutzen, ist es nichts, so habe ich mich es wohl vorgestellt. ist es aber goldt, so mag es Spröd sein oder nicht, so ist es eben guht.“

Die Unruhe des Königs hat ihren Grund in der drohenden Kriegsgefahr:

„... ich Weis alles⁹⁾, und mehr, wie mich lieb ist.“

Schon trifft er Vorbereitungen, neue Regimenter mit Hilfe des erhofften Goldes aufzustellen:

„so-baldt ich Clar Sehe, So! gehe ich ferne darauf loß. und Sol der Teufel den hollen, der an Preussen oder Frisland mit der Nasen an-Kömt!“

Bezeichnend ist, daß er die Aufstellung über die beabsichtigte Vermehrung seines Heeres um 17 000 Mann, die ihn insgesamt 1 154 000 Taler kosten, zuerst Fredersdorf unterbreitet. Im gleichen Brief kommt er aber wieder auf die Goldmacherei zu sprechen. Sein Glaube an den Erfolg ist augenblicklich stärker denn je.

„das goldt und Silber habe ich gesehen, ich weis aber nicht, woher es Möchlich ist! ich habe von Meiner jugent an schweigen gelernt, und werde gewisse nicht von einer Sache Sprechen, die, Wann sie Wahr ist, Michr Schahden thuen Könte, wenn man sie wüste, oder, wann sie nicht wahr ist, michr ridicul woher der gantzen Welt machen würde.“

Und dann kam die große Enttäuschung. Der wohl einige Tage später geschriebene Brief läßt darüber keinen Zweifel:

„ich Sehe Wohl, mein lieber fredersdorf, Du wirst

Dein Tage nicht Klug werden! Kaum ist ein goltmacher ad absurdum gebracht, So hastu schon einen anderen wieder. glaube doch die leüte alle nicht! gebe nuhr die frau ihr Silber wieder und Sage sie nuhr, ich Wünschte sie mögte sich einen guhten forraht davon machen. dergleichen chimere¹⁰⁾ da Komt nichts mit heraus. der neuë goldt-macher wirdt vielleicht gahr mit betrug heraus-gehen und Dühr noch umb Deine baken-berén¹¹⁾ bringen. ich habe alle meine plans verbrennet; und werde in die erste 10 jahr Keine Neüen machen! gedenke an Deiner gesundtheit, das ist besser, als an solche narenposten, da gewisse nichts mit heraus-Kömt.“

Damit ist das Kapitel „Nothnagel“ abgeschlossen. Datiert dieser letzte Brief etwa um die Mitte des Monats November 1753, so tritt in einem Schreiben Fredersdorfs aus dem Anfang Dezember der Name „Drop“ auf, der an den König eine Forderung von 8000 Talern hat. Auch Drop ist, wie aus späteren Briefen hervorgeht, Goldmacher. Ende Februar 1754 klagt der König in einem Brief:

„Deine vertzweifelten Goldtmachers quelen mich umb geldt; schicke den herren trop¹²⁾ seinen brif nuhr mit meine Marginalia zurüke. ich weis nicht, was michr woher ein theüfel geplaget hat, Seinen Närschen Accordt zu unterschreiben; Nun Sitze ich und Kan ihm nicht bezahlen.“

Diese Schuld hat den König noch lange bedrückt, bis es ihm endlich gegen Ende 1754 gelang, auch diesen Goldmacher los-zuwerden.

Aber schon vorher hatte der König unter die Goldmacherei einen energischen Strich gezogen:

„ich glaube an keine goldtmachers mehr in mein leben! ... ich habe alle meine Närsche projecter verbrennet; ich habe michr Sehr geschämet und michr alle die Narenpossen aus dem Kopf geschlagen.“

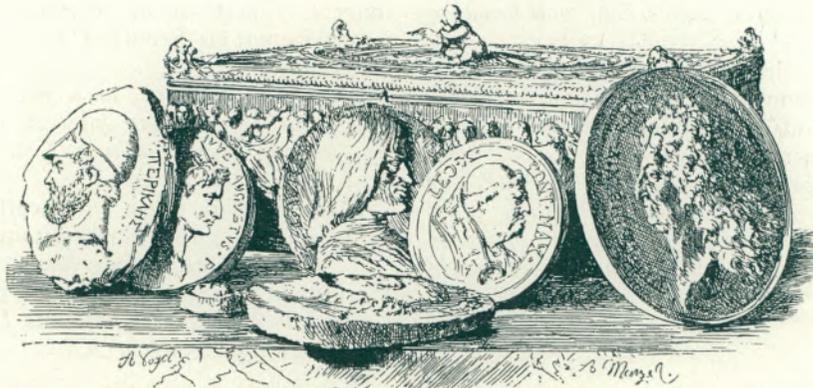
Es erhebt sich nun die Frage: Ist es nicht eine Herabwür-digung Friedrichs, ihm eine Beschäftigung mit alchimistischen Dingen zuzutrauen? Die Tatsache besteht. Auch mußte der König, daß er sich „woher der gantzen Welt ridicul“ machen würde, wenn seine Pläne bekannt würden. Nein, Friedrich hielt die Goldmacherei für möglich, weil ihm jedes Mittel recht erschien, das sich zum Wohle des Staates auswirken konnte. Seine Neigung zur Skepsis und Mißtrauen und seine Furcht vor der Lächerlichkeit konnten ihn nicht davon abhalten, sich in solche Versuche einzulassen. Sein Entschluß hierzu war eine sittliche Tat; wie so oft, bewies er auch hier, daß er der erste Diener des Staates war.

¹⁰⁾ Hirngespinnsten.

¹¹⁾ Bäckbeeren = Vermögen.

¹²⁾ Drop.

Schrifttum: Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf. Herausgegeben von Johannes Richter. Berlin-Grunewald. Verlagsanstalt Herm. Klemm, A.-G. (1926).



Bignette.

Aus Adolf Menzel: Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen.

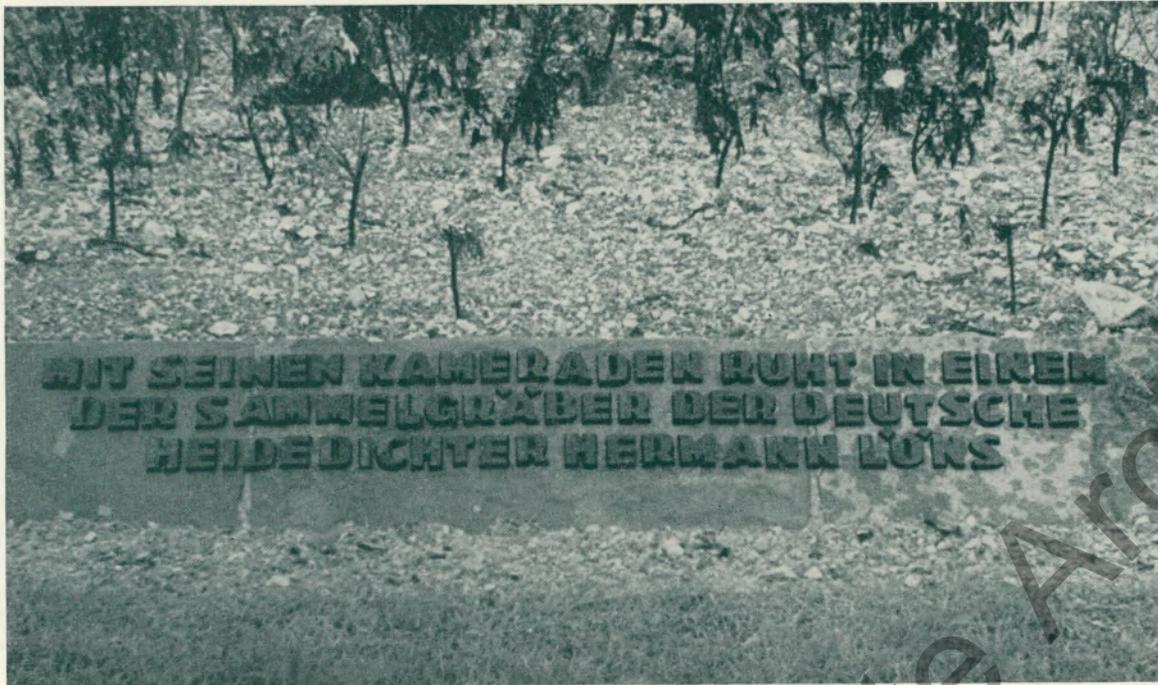


Bild: Hans Heiling.

Gedenkstein für Hermann Löns auf dem Sammelgrab bei Loivre.

Hermann Löns' Heimkehr in die Heide.

Ein Erinnerungsblatt zum 60. Geburtstag des Heidedichters (geb. 29. August 1876)

von Hans Heiling.

Wenn man von Reims nach Nordwesten blickt, dann sieht man hinter der weiten Borebene der Stadt mit dem weinfrohen Klang des Champagners und des Rotweins Hügellisten in der Ferne verschleiern. Sie tragen alle gelbbunten Herbstwald, und die Dörfer in den Falten dieses Luches sind neu und nicht gerade sehr geschmackvoll aufgebaut. Da drüben lief die Front vor Reims, am Aisnekanal weiter zu den Höllengraben vor Berry-au-Bac und hinüber zum blutgetränkten Chemin des Dames.

In diesem Hügelland, das heute in seiner Lieblichkeit gar nicht mehr an den Krieg erinnern würde, wenn es nicht die dunkle Perlenkette der Soldatenfriedhöfe in seinem grünen Kleid bergen würde, ist unser Dichter Hermann Löns gefallen.

Als wir am Allerseelentage 1934 von der großen Straße nach Laon zum Aisnekanal einbiegen, liegt rechts vom Wege an der Ferne Choiffaur ein weiter Hang mit der herbstlichen Waldbekrönung. Auf diesem Acker ist am 26. September des Jahres 1914 der Kriegsfreiwillige Hermann Löns von der Kugel getroffen worden.

Wir wissen um sein Sterben. Ein Kamerad des Heidedichters hat es überliefert. Man war auf dem Vormarsch nicht mehr richtig weitergekommen und versuchte am noch neblig-sonnigen Morgen des 26. September den Berg zu stürmen. Hermann Löns, der als Bierziger und ungedienter Landsturm noch Kriegsfreiwilliger beim 73. Infanterie-Regiment geworden war, hatte man bislang geschont. Man mühte sich, ihn dem deutschen Volk zu erhalten, aber er, der Stürmer und Dränger, wollte an den Feind. „Auf Ihre Verantwortung“, hatte der Kompanieführer damals gesagt. Und nun stürmte Hermann Löns den Hang mit und kam gleich in heillos starkes Feuer hinein. Mitten im Höllenlärm hörte sein Kamerad einen leisen Laut hinter sich: „Ich hab' eins gekriegt!“ Das waren die letzten Worte von Hermann Löns. Er ist gleich darauf tot gewesen, denn der Schuß war in die Schulter und dann ins Herz gegangen. Bis zum Abend lag er mit den anderen gefallenen Kameraden auf dem bleichen Feld. Dann ist man in der Ullensflucht, zwischen Tag und Dunkel, aus dem deckunggebenden Hohlweg herausgetrohen und hat Hermann Löns noch so gefunden, wie er früh gefallen war. Seine großen klaren blauen Augen sahen still in die Nacht. Man faltete seine Hände und grub ihn dort ein, wo er den Tod ganz nach seinem Wunsch gefunden hatte.

„Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen; bis zu meinem letzten Atemzuge will ich das. Alles, nur kein ruhiges Leben soll mir beschieden sein, und den Abschluß hätte ich gern unter Donner und Blitz.“ Sein Wunsch wurde ihm erfüllt! Schöner konnte er nicht sterben, schneller nicht ausgelöscht sein. Der große Jäger, das unruhevolle Herz war unter Blitz und Donner gestorben...

Vom Walde „les arbres des boulangers“, den einzelnen großen Bäumen, die damals dort standen, blühte ab und an ein Mündungsfeuer in jener Nacht. Aber als der Hügel über Hermann Löns sich wölbte, da lärmte schon im Morgengraue der Marktwart, und der Läufer ließ klagend sein Rufen erschallen.

„Und geht es zu Ende, so laßt mich allein
Mit mir selber auf einsamer Heide sein;

Das grüne Heidemoos mein Sterbebett sei,
Die Krähe singt mir die Grablitanei,
Die Totenglocke läutet der Sturm...“

Er starb, wie er sterben wollte, gewiß! „Die Faust am Pfluge oder in der Hand das Schwert!“ Und der Sturm hat vier Jahre dort geheult, der gräßlichste aller Stürme, der die Sensen des Todes mit sich führt und mit pfeifenden Granaten und surrenden Kugeln die grauen Soldaten niederfährt.

Vier Jahre hat über dem verschollenen Soldatengrab von Hermann Löns dieser Kriegsturm gewütet. Es lag kurz hinter der französischen Stellung über dem Dorf Loivre; und die Einschläge haben um ihn herum die Erde aufgewühlt, die Laufgräben gingen links und rechts vorbei. Sie haben ihn nicht gestört, wie ein Wunder ist's, daß sie ihn nicht in seinem Schlaf aufschreckten, und wie ein Wunder ist's auch, wie man ihn fand.

Die Erkennungsmarke hat ihn uns wiedergeschenkt! Jenes kleine Stückchen Blech mit Zahlen und der Regimentsbezeichnung, das wir alle um den Hals unter der Uniform, über dem klopfenden, kühlen Herzen tragen mußten.

Das feldgraue Heer war abgezogen. Über den verwüsteten Feldern sang wieder die Lerche den Frühling ein. Vom zerschossenen Walde her läutete

das Lied der Vögel. Am Kanal hatte sich der Kiebitz wieder einquartiert, und mählich hoben sich die Häuser aus Stein unter den schaffenden Händen in die Höhe. Der Krieg wurde vergessen, das Land vernarbte langsam. Die toten Soldaten wanderten zum Friedhof der deutschen Krieger, drei Kilometer westlich von Loivre, auf dem Rücken, über den heute noch die zweite Stellung läuft.

Ein Kriegerfriedhof entstand mit dem guten Geschmack deutscher Architekten. Alles atmete Sauberkeit. Blumen verblühten ihr buntes Leben zwischen den schwarzen Kreuzen, an denen ernste Koniferen stehen. Am Massengrab der tausend, neben dem riesigen Stein, steht zu lesen, daß der deutsche Heidedichter unter diesen unbekanntem deutschen Soldaten „sein Grab gefunden habe...“

Und die Heimat schickte dorthin ihre Liebe!

An einem kalten Dezembertage, vierundzwanzig Stunden vor Silvester 1932, pflügte der Bauer Jules Cohier aus Loivre sein Feld. Es lag droben an den Bäckerbäumen, und er mußte höllisch aufpassen, daß nicht auch sein Pflug an eine Granate stieß, die im Acker noch zu Duzenden herumlag. Seinem Nachbar hatte es das Leben gekostet...

Da haßt die Pflugchar; der Bauer reißt die Pferde zurück, nimmt das Pflugeisen aus der Spur, stößt vorsichtig mit der Peitsche im Boden herum und legt die Erde frei. Aha, ein Soldatenstiefel! Da noch einer! Hü — seine Furche läßt die Stelle frei. Heute abend noch wird er seinem Freund Adrian Renaud, dem Wächter des Kriegerfriedhofes, mitteilen, daß er einen deutschen Soldaten gefunden habe. Dann erhält er den Finderlohn von vier Francs.

Adrian Renaud, der gewissenhafte und wirklich pflichtgetreue Wächter, bettet den toten Soldaten, ein ganz gut erhaltenes Skelett, aus. Auf seinen Brustknochen liegt eine ovale Blechmarke, das Wichtigste bei solchen alltäglichen Funden. Und darauf steht:

NR. 73. 4. Rp.

309

Er birgt den Fund in seiner Tasche. Die Ausbettung wird vorsichtig vorgenommen, ein Sarg steht bereit, und nun geht es zum Friedhof, und im Grab 2128 werden die Gebeine des Soldaten 309 beigelegt.

Anfang des Jahres 1933 wandert die Erkennungsmarke mit dem Lageplan zum Etat civile militaire nach Châlons und von dort nach Paris zum Ministerium, das die deutschen Kriegergräber unter sich hat.

Der alltägliche Weg: von dort nach Spandau zur deutschen Zentrale der Kriegergräber. Und nun werden Listen gesucht, gefunden und studiert. Nummer 309 Kriegsfreiwilliger, Musketier Löns, Hermann!

Die Erkennungsmarke hat uns den Dichter wiedergegeben. Hermann Löns war gefunden.

Am 12. Mai 1934 bekommt Adrian Renaud, der Friedhofswächter, von seiner vorgefertigten Dienststelle die Order, das Grab 2128 mit einem Kreuz zu versehen, das die Inschrift tragen sollte: Löns, Hermann, Musketier, NR. 73. 4 Rp. 1914.

In Deutschland aber, nein in der ganzen Welt, brachten die Zeitungen Bilder von Hermann Löns mit der Nachricht, daß das Grab des Dichters nun gefunden sei, und daß er auf dem Soldatenfriedhof in Loivre am Aisnekanal neben seinen Kameraden aus Hannover schlafe.

Von da ab hat eine Wallfahrt zum Grabe des Dichters eingesetzt. Bis zum Tage der Ausbettung waren fast tausend Personen am Kreuz von Hermann Löns gewesen, hatten Blumen und Kränze gebracht, hatten sein Gedenken mit Worten und mit seinen Liedern gefeiert. Und viele von ihnen haben in das bescheidene Büchlein geschrieben, das der Friedhofsverwalter ihnen vorlegte. Delmenhorst, Kassel, Frankfurt am Main, Mülheim an der Ruhr, Düsseldorf und vor allem Hannover findet man da. Der Name Hermann Löns wurde am 12. Mai auf das Kreuz geschrieben, am 26. Mai waren schon 114 deutsche Kriegsfreiwillige am ersten Kameradschaftstreffen des Bundes „Wir Kriegsfreiwillige 1914/15“ zum Grab des Dichters gekommen.

Nun wird der Strom der Menschen, die Hermann Löns ehren wollen, zur Heide, zu dem Steinsarkophag im Walde bei Fallingbosten wandern müssen, denn die Gebeine von Hermann Löns wurden dort würdig und feierlich beigelegt.

Über den Bergen des Chemin des Dames stand der ferne Regen. Bald

schüttete er auch sein Gießen auf uns, als wir nun in Loivre einfuhren, Man wartete bereits auf unser Kommen. Heraus aus dem Auto und mit aufgespannten Regenschirmen auf den französischen Bauernwagen, den Monsieur Cohier gestellt hatte! Der Sarg wird aus dem Auto gehoben, eingedeckt, und nun geht es auf einem unglaublichen Wege zum Soldatenfriedhof.

Alte Erinnerungen an solche schlammigen Löcher und an die weiße Kalkmilch auf den Wegen! So tapfte man einst auf den aufgeweichten Feldern vorn zum Laufgraben und zur ersten Linie. Ist's die graue Regenwand und der rollende Nebel — man streicht sich über die Augen — oder sind's wirklich die grauen Kolonnen, schmutzig und zermürbt, die da zum Kanal heruntersteigen und uns eine schmale Gasse für unser Fahrzeug lassen? Ist's nicht, als wenn sie noch einmal ihren toten Bruder grüßen wollen, den wir heimholen in den Heidefrieden der Heimat...?

Der Nebel braut, der Regen klastcht. Monsieur Cohier ruft sonderbar laut sein Hü und Hott.

Dann sind wir auf dem Friedhof. Der Beamte des Etat civile militaire, Lucian Brunot, hat das halbe Meter Erde vom einfachen Bretterfarg, in dem Hermann Löns ruht, heruntergeschaukelt. Er wartet auf uns, auf die vielen Bescheinigungen und Papiere, und nun geht es an die Ausbettung.

Wir haben weiße Chrysanthemen mitgebracht, ganze Hände voll. Wir treten vor den Sarg der Gebeine von Hermann Löns, grüßen ihn mit erhabener Hand und legen ihm die Blumen als den letzten Gruß seiner deutschen Heimat, für die er sein Leben ließ, in den Sarg.

„Und geht es zu Ende, so laßt mich allein...“ Der Zinksarg wurde verlotet. Die amtlichen Funktionen waren bald erfüllt. Das Kreuz von seinem Soldatengrab soll mitwandern, sehr zum Bedauern der Franzosen. Nun wird der Deckel des Holzarges verschraubt.

Hermann Löns tritt die Heimfahrt in die Heide an...

Die Sonne hat das Regengrau vertrieben. Sie spiegelt sich, schüchtern noch, im Kanal, auf dem die Zucker zur Marne fahren, die uns Schicksalsfluß geworden ist. Sie leuchtet über den Höhen von Cornissy und Hermonville, die Hermann Löns am Morgen seines Soldatentodes im Frühglanz des herbstlichen Leuchtens vielleicht so sah wie wir.

Nun heben wir seinen Sarg vom Wagen in das wartende Auto. Es gibt ein Händeschütteln mit den Männern, die uns in der Kameradschaftlichste Weise bei diesem letzten Dienst für den toten deutschen Dichter halfen. Und dann rollt unser Wagen in die weite Champagne, zur Snipp und gen Kethel. Das Land ist weit und die Heimat noch fern. Überall ragen die Monumente der französischen Truppen aus dem Gelände. Und überall stehen die schwarzen Kreuze in den Friedhöfen längs der Front. Endlos und mahnend...

Wir aber fahren mit unserem Kameraden in den Abend hinein. Er grüßt ihn in den Vorbergen der Ardennen und im Tal der Maas mit dem strahlendsten Leuchten des scheidenden Tages.

Und wir fahren ... fahren ... fahren ... Als die belgische Zollschranke sich hinter uns senkte und der deutsche Zollbeamte den Leichenpaß prüfte, da holte er seinen Chef und dessen Familie aus den Federn. Sie standen ergriffen vor dem Sarge des Dichters, und sie grüßten als die ersten Deutschen den Toten in der deutschen Heimat.

Wir aber fahren weiter in den Gußregen der Nacht hinein. Die Scheinwerfer bohren sich in den Wasserdunst, doch mit jedem Räderrollen erobert wir für den Toten die deutsche Heimat.

Den langen, langen Weg zurück, den er einst im Begeisterungsturm des Jahres 1914 gezogen war.

Den langen, ach so langen Weg zurück, der ihm vom Schicksal beschied war. Vom Sterben im September des ersten Kriegsjahres bis zum Allerheiligentage zwanzig Jahre später, zwanzig Jahre! Und nun fährt er in seine geliebte Heide zurück, um ganz mit ihr vereint zu sein. Denn von Erde ist er genommen und zu Heideerde soll er wieder werden!

Um die Ahnenflucht ist er dort angekommen. Und der Brachvogel wird im Moor klagen und der Totenvogel wird zu hören sein. Der Marktwort wird traurig in den Machandelbäumen lärmern und die Krähen werden die Totenlitanei krächzen. Der Mümmelmann aber wird Männchen machen, wenn sie die Steinplatte auf das Grab des toten Dichters auflegen für immer und ewig.

Der Kriegsgefangenenstaat in Sibirien.

Von Kurt Aldag.

Wie alles, so hat auch der Weltkrieg zwei Seiten gehabt. Neben unendlichem Leid vermittelte er wertvolle Einsichten und Erfahrungen. Eine der wertvollsten, beglückendsten und für unsere Volksgemeinschaft segensreichsten ist die von der Wahrheit des Sages: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ und die von Würde und Wert der Arbeit. Wohl einer der größten Vorgänge dieser Art, weil Tausende von Menschen erfassend, spielte sich in der Kriegsgefangenenstadt Gorodok ab, die bei Krasnojarsk in Mittelsibirien lag und eigentlich „Wojenny Gorodok“, zu deutsch „Militärstädtchen“ genannt wurde. Dort waren bis zu zehntausend Kriegsgefangene untergebracht, darunter viertausendfünfhundert Offiziere. Das Leben auf jener Insel europäischen Seins nahm in den Wogen des russischen Bürgerkrieges geradezu phantastische Formen an, die wohl kaum je bei einem Gemeinwesen vorgekommen sind noch sich wiederholen dürften. Schon deshalb allein verdient diese Großtat deutscher Seele und deutschen Geistes der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der Staat der Kriegsgefangenen (und es war ein wirklicher, wenn auch eigenartiger Staat, in dem Künste und Wissenschaften blühten und sogar eine ganze Universität bestand, die 1919/20 über 1200 eingeschriebene Hörer zählte), war von der Außenwelt durch einen riesigen Bretterzaun abgeschlossen, der mehrere Kilometer Länge und vier Meter Höhe aufwies. Die Offiziere wohnten in großen, aber für die Zahl ihrer Bewohner sehr engen Ziegelbauten, die Mannschaften in Erdbaracken. Als im Januar des Jahres 1919 für einen neu angekommenen Transport von rund tausend Kriegsgefangenen der Raum innerhalb des Lagers zu klein wurde, sollten die „Neuen“ in neben dem eigentlichen Lager befindlichen Erdbaracken einquartiert werden, die aber zu diesem Zweck erst umzäumt werden mußten. Dadurch wurde ein Stück des alten Zaunes entbehlich. Unter Aufsicht eines russischen Offiziers ging man an seine Abtragung. Die Kunde davon verbreitete sich sogleich im ganzen Lager, und als der russische Offizier vom Mittagessen kam, hatten die Kriegsgefangenen schon in Windeseile den Zaun beseitigt und nicht mehr einen einzigen Splitter des kostbaren Holzes stehenlassen.

Erstaunen und Aufregung der Russen waren groß. Um empfindliche Strafen zu vermeiden, mußte der Zaun sofort wieder aufgestellt werden. Aber das ging nicht so einfach, denn bei der herrschenden Temperatur von 30 bis 40 Grad unter Null war die Erde steinhart gefroren. Wie sollten da die Pfosten eingetrieben werden? Doch die Erfindungsgabe der Kriegsgefangenen bewährte sich glänzend. Man hob nur ganz kleine, flache Gruben aus, stellte die Pföcke hinein, goß etwas Wasser ringsum in die Vertiefungen — und schon war das Holz fest angefroren. Latzen und Bretter, soweit sie nicht schon verbraucht waren, wurden querüber genagelt. Ein leidlicher Zaun stand wieder da.

Im Frühjahr allerdings verwandelten sich mit zunehmender Wärme die Fundamente der Pfähle zu Wasser. Bald war der ganze Zaun eingestürzt. Dieses Mal bestanden die Russen nicht so sehr auf Wiederaufbau, weil sie mit sich selbst genug zu tun hatten. Das Holz kam nun den verschiedenen Lagerindustrien außerordentlich erwünscht.

Die in Gorodok geleistete Arbeit war nicht nur aus Notwendigkeit des Erwerbs entstanden. Fast noch wichtiger als die materiellen zeigten sich die seelischen Beweggründe. Die Arbeit an sich war ein Glück, eine Erlösung, ein Stück Heimat.

Sobald es sich um Arbeit handelte, gab es weder soziale Unterschiede noch Rang- und Standesverschiedenheiten. Viele Generale arbeiteten als „Kuli“, wie es scherzhaft genannt wurde, unter der Leitung ehemaliger Mannschaftspersonen. Kein Befähigungsnachweis, keine Gewerbeberechtigung, nur Können und Tatkraft allein waren maßgebend. Reichtum und Armut entwachsen wieder dem Zustand vollkommener wirtschaftlicher Gleichheit.

In Gorodok mußten Maschinen erst erzeugt, aus dem Gedächtnis konstruiert, oft sogar neu erfunden werden. Ein großer Teil der Ausrüstung der Kolttschakarmee hatte hier seinen Ursprung. Fieberhaft ging Tag und Nacht die Arbeit. Gorodok versorgte Stadt und Land. Nur zum kleinen Teil wurden die Rohstoffe bezogen, das meiste lieferten die Abfälle, die jedermann sammelte. So wurden Ofen- und Lampenruß sorgfältig aufgehoben. Alte Töpfe, Konservendbüchsen, Geschirr, Glasherben, alles fand Verwendung. An der auf einem Platz des Lagers stehenden großen Vitafasssäule konnte man merkwürdige Ankündigungen lesen: „Ein goldener Ehering wird gegen Mehl oder Kartoffeln umgetauscht.“ — „Eine gut erhaltene leere Sardinendose ist abzugeben.“ — „Eine gut erhaltene Zigarettenschachtel gefunden. Zu erfragen bei Oberst K.“ — „Ein halber, noch vollkommen brauchbarer Hornkamm zu tauschen gegen ein Stück Leder oder einen zum Ausfliegen geeigneten alten Schuh.“ — „Insektenpulver gesucht. Bebe per Schachtel zwei Stück Zucker.“ — „Zwei Absaßeisen und vier große Schuhnägel zu verkaufen. Major N.“

Das Gemeinwesen lieferte Möbel in die Stadt von der einfachsten bis zur feinsten künstlerischen Ausführung. Die „Lagererschustereigenossenschaft“ beschäftigte Personal, wie es wohl kein Schuherzeuger der Welt je gehabt hat. Der Leiter war ein deutscher Unteroffizier, früherer Schuhmacher. Mehr als zwei Drittel seiner Arbeiter waren graduierte Doktoren. Aber trotzdem erzeugte die „Juristenschusterei“, wie diese Werkstätte am Rand

der Steppe im Lager genannt wurde, Schuhe, die weit über Krasnojarsk hinaus berühmt waren. In den Schneidereien waren die Verhältnisse ähnlich. Dort stückte ein Professor mit besonderer Geschicklichkeit Einfäse für Damenblusen. Ein Offizier, im Zivilberuf Chemiker, gründete eine große Zündhölzchenfabrik, für die er die Rohstoffe teilweise bis aus China und Amerika zu beschaffen verstand. Die Bignetten für seine vortrefflichen „Vulkan-Zünder“ wurden nach Entwürfen hervorragender Künstler in der Lagerdruckerei angefertigt. Ein Beamter stellte außerordentlich gute Geigen her; die Saiten wurden ebenfalls im Lager erzeugt. Drehbänke, Bohrvorrichtungen, Papierschneidemaschinen, Druckpressen und sogar Rotationsmaschinen wurden — hauptsächlich aus Holz — gebaut. Für den Antrieb nahmen die findigen Fabrikanten zunächst Hofcuricmen. Im Lager konnte man Wein, Bier, Schnäpse und Liköre trinken, die „Eigengewächse“ und Eigenzeugnisse aus Rosinen, Brot, Gerste und gedörrten Pflaumen waren. Eine rührige Tabakindustrie, leistungsfähige Druckereien, eine Farbenfabrik und verschiedene Luxusindustrien waren vorhanden. Selbst eine Klassenlotterie hielt man — natürlich ohne staatliche Bewilligung — ab. Drei adlige Kavallerieoffiziere stellten täglich 600 Holzschachteln für Schuhpaste auf selbstverfertigten hölzernen Maschinen her.

Das Schrifttum Gorodoks entwickelte sich auf eigenartige Weise. Schon 1915 gab es eine Art mündlicher Zeitung. Für 40 Rubel täglich wurde eine russische Zeitung eingeschmuggelt, übersetzt und vorgelesen. Später, als das Lager immer mehr Insassen bekam, wurden mehrere Abchriften hergestellt und nach Gruppen verlesen oder an Tafeln angeheftet. Das Verfahren genügte mit zunehmender „Bevölkerung“ nicht mehr. Die Zeitungen wurden hektographiert und schließlich gedruckt. Ein halbes Jahr lang schnitzte ein Oberleutnant mit einer alten Kasierklinge Lettern aus Holz; hervorragende Künstler fertigten Vinoleumschnitte für die Bebilderung an. Im Lager wurde auch ein Buch gedruckt, das, wenn jetzt noch ein Exemplar davon vorhanden sein sollte, großen bibliophilen Wert haben dürfte.

Daß in Gorodok eine ganze Universität bestand, die einen ausgesucht guten Lehrkörper hatte und zum Beispiel im Wintersemester 1919/20 über 1200 eingeschriebene Hörer zählte, ist schon angeführt. In jener Blütezeit gab es dort Kunstausstellungen und Theateraufführungen, 15 Kaffeehäuser, mehrere Orchester, Chöre und sonstige künstlerische oder wissenschaftliche Vereinigungen.

Wenn in Gorodok nach einer Blüteperiode wieder Not einkehrte, dann stand auf den Theaterplakaten zu lesen: „Erster Platz — fünf Holzscheite; zweiter Platz — ein halbes Liter Petroleum.“ Und die Künstler erhielten als Tagesgabe ein warmes Abendessen. Es gab Zeiten, da sich nur die Reichsten ein Hundegulasch als besonderen Leckerbissen erlauben konnten.

Gorodok hatte Sportplätze, ein vorbildlich ausgebautes Wohlfahrtswesen, eigene Polizei, ein Lagergericht aus erstklassigen Juristen und — zum Ausgleich der vielfältigen wirtschaftlichen Interessen — sogar ein Wirtschaftsparlament. Also ein richtiger kleiner Staat, der auch eigenes Geld ausgab. Die „Wadko“ nämlich, ursprünglich „Warenabteilung der Kriegsgefangenen Offiziere“, entwickelte sich zu einer großen Bank, der selbst Russen aus der Stadt mit Einlagen beitraten. Sie gab Geldscheine heraus, die draußen höher geschätzt wurden als das Revolutionsgeld. Ferner regelte sie das Kreditwesen und führte für das ganze Lager den bargeldlosen Verkehr ein. Von der „Wadko-Karte“ konnte man sämtliche Ausgaben im Lager und auch draußen in der Stadt abschreiben lassen. Die Wadko-Zentrale überwachte den Umlauf.

Doch bald ging es bergab mit Gorodok. Am 31. Juli fanden dicht beim Lager heftige Kämpfe statt, und tags darauf wurden neben den Baracken 600 junge Sibiriaken des 30. sibirischen Schützenregiments niedergemetzelt, weil sie einen Ausfall versucht und sich geweigert hatten, gegen die Not zu kämpfen. Damals wurde auch eine Durchsuchung des Lagers nach Waffen angeordnet. Obwohl diese ergebnislos blieb, wurde dennoch die Dezimierung einer Baracke befohlen, und 19 Offiziere wurden erschossen. 1920 brachte die Internierung von 30 000 Mann Truppen des geschlagenen Admirals Kolttschak den Flecktyphus ins Lager. Innerhalb dreier Monate starben 17 % der Kriegsgefangenen. Die Industrien versielen. Das Geld wurde für wertlos erklärt. Auf den Inseln im Jenissei scharrten jetzt, um etwas verdienen zu können, Gruppen von Kriegsgefangenen Offizieren Tausende von toten Pferden ein. Die schließlich entlassenen oder flüchtenden Gefangenen strebten über Schweden und Polen, ja über China und Indien in die Heimat. Erst 1922 verließen die Letzten das Lager.

Wer aus Gorodok heimkehrte, jenem tief in Sibirien gelegenen staatenähnlichen Gebilde am Rande der Steppe, wo es deutschem Wesen gelang, durch gemeinschaftliches Schaffen Zehntausende von Menschen der verschiedensten Stände soweit wie möglich froh und glücklich zu machen, der kam geschult und bereit für neue Lebensformen zurück. Gorodok war eine Stätte deutscher Kameradschaft, eine harte Schule der Persönlichkeit, wo die große Wahrheit gelehrt und gelebt wurde, die in Deutschland erst heute allgemein anerkannt wird: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“ All die zehntausende Soldaten, sämtlich dem deutschen Kulturkreis zugehörige Männer, die damals Kriegsgefangene in Sibirien leben mußten, haben gerade in Gorodok im besten Sinne kulturell vorbildlich gewirkt: durch die Tat.

Falschmünzer am Werk?

Von Hans Lehr.

„Da stimmt etwas nicht!“ flüsternten sich im Jahre 1885 viele Kannstatter Bürger zu und blickten sich bedeutsam an. In Familienkreisen, an Stammtischen und in den Läden der kleinen Stadt wurde geraunt und getuschelt, und allmählich schloß sich von selbst die Bemerkung an: „Man müßte doch einmal der Polizei einen Wink geben; etwas muß geschehen; wir alle sind für die Ordnung und Sicherheit in unserer Stadt verantwortlich!“

Geheimnisvolle Dinge mußten in dem Hause Laubenheimstraße Nr. 13 getrieben werden. Diese Hausnummer schon! Der „Deußer“ wohnte dort, ein aus Deuß zugezogener, angeblich in Schwaben geborener Ingenieur. Er besaß eine schöne „herrschaftliche“ Villa mit ausgedehntem Garten, der sich bis auf den Seelberg an den Kurpark zog. Oben stand ein einfaches Gartenhaus, so recht abgelegen und für undurchsichtige Zwecke geeignet. Sogar einen Gasanschluß hatte sich der Besitzer legen lassen. Wer in aller Welt konnte auf den Gedanken kommen, ein so abgelegenes Nebengebäude mit einer teuren Gasleitung versehen zu lassen? Dahinter mußte doch etwas stecken — —?! Kein Zweifel: Schwerwiegendes sollte vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen werden.

Der Besitzer war ein „Reingeschmeckter“, ein merkwürdiger Mann, der seine Mitbürger an seinem Leben nicht teilnehmen ließ. Im Gegenteil; er kümmerte sich um nichts und schien von seinem schönen Haus, seinem großen Garten und seiner Arbeit völlig genug zu haben. Bestimmt war das eine Auswirkung seines schlechten Gewissens, und der Mann traute sich nicht unter die Menschen. Eine „feste Stellung“ hatte er natürlich nicht. Die Götter mochten wissen, woher er das Geld für den Ankauf des Besitzums hatte. Aber wozu redete man überhaupt soviel und ging wie die Kage um den heißen Brei herum? Man sollte es ruhig aussprechen, denn etwas anderes kam ja gar nicht in Frage. Unzweifelhaft hatte der Mann sich seinen Reichtum „selbst gemacht“; eine andere Erklärung als die, daß Falschmünzer am Werk waren, konnte es schlechterdings nicht geben.

Nicht ausbleiben konnte es, daß das Geraune und Getuschle der Polizei zu Ohren kam. Ihre Aufgabe war es, Verdächtigem nachzuspüren und die Bürgerschaft vor Schaden zu bewahren. Beamte trugen zusammen, was man sich zuflüsterte; darunter war aber nichts Greifbares. Man versuchte also, an das verdächtige Besitztum heranzukommen. Das war schwer, bitter-schwer; der Verdächtige war bei der Auswahl des Geländes sehr vorsichtig gewesen. Vom Kurpark aus konnte man das merkwürdige Klopfen und Hämmern vernehmen; das war aber auch alles. Was tun? Dem Polizeikommissar wurde die Sache schließlich zu langweilig. Er beschloß, den Knoten zu durchhauen. Einen Besuch zu machen, hieße vielleicht, die Leute zu warnen; das Richtige war und blieb das Entappen auf frischer Tafel.

Als nachts wieder einmal die Fenster des Gartenhauses gänzlich abgeblendet waren, Klopfen und Hämmern aber verriet, daß die Übeltäter am Werk waren, verschafften der Kommissar und etliche Polizeibeamte sich mit schußbereiten Waffen in den Händen vom Kurpark aus Eingang in den Garten. Leise schlichen sie an das „Lörle“, eine einfache und schmale Tür im Mauerwerk. Wie erwartet, erwies sie sich bei sachtem Niederdrücken der Klinke als verschlossen. Einige Augenblicke überlegte der Kommissar noch; man mußte auf mancherlei Überraschungen gefaßt sein, vielleicht sogar auf einen Kampf. Dann schmetterte er sein bereits auf der Zunge angelangtes „Im Namen des Gesetzes, aufgemacht!“ gegen die Tür und rüttelte energisch an der Klinke.

Sofort verstummten drinnen die Geräusche. Was würde nun kommen? Werden die Kerle sich verteidigen? Erregt lauschten der Kommissar und seine Leute.

Schritte näherten sich der Tür. Eine Männerstimme fragte, wer da und was los sei; der Frager wartete die Antwort nicht ab, sondern öffnete. Zwei Männer in metallstaub- und ölverschmutzten Arbeitsanzügen erschienen. Sofort drängte der Kommissar sie zur Seite und eilte in das Haus, gefolgt von zwei Beamten, indes zwei weitere Polizisten die Verbrecher im Schach hielten und sie veranlaßten, den Vorausgeeilten zu folgen.

Nach kurzer Durchsuchung der Räume blieb der Kommissar verblüfft stehen. Nein, das war keine Falschmünzerwerkstätte. Die Zeichnungen

behandelten einen merkwürdigen Apparat, und alles, was auf Tischen und Drehbänken lag, hing mit dem aufgebauten Modell zusammen, dessen Zweck vorläufig nicht zu enträtseln war.

Die Gefangenen erschienen im Hauptraum. Erst jetzt sah der Kommissar, daß er zwei Männer Ende der vierziger Jahre vor sich hatte, deren Gesichtern man es auf den ersten Blick ansah, daß sie schon unendlich viel körperlich und geistig gearbeitet hatten und einem Ziel nachstrebten, das gewiß nicht auf der Ebene der Falschmünzerei lag. Sehr befangen erklärte er den Zweck der Anwesenheit der Polizei. Innerlich kochte er vor Ärger und Scham über die Blamage, zu der die Leuteschwärzereien ihm verholfsen hatten.

Die beiden „Verbrecher“ lächelten sich belustigt zu und zuckten die Achseln; sie waren daran gewöhnt, nicht verstanden zu werden. „Gottlieb Daimler“, stellte der eine sich vor und „Wilhelm Maybach“ der andere. Sie erzählten von ihren langjährigen Bemühungen um die Erfindung des schnelllaufenden leichten Verbrennungsmotors und erläuterten in großen Zügen das Modell und den Plan seiner ersten Verwendung in Verbindung mit einem Motorrad.

Er verstehe nichts davon, erwiderte der Kommissar ungläubig, und er könne die Bedeutung einer solchen Erfindung auch nicht einsehen; hätte man nicht Dampfmaschinen und Eisenbahn? Ob es wohl überhaupt Zweck hätte, so viel Geld, Mühe und Lebenszeit an diese Sache zu wagen, die sich nach seiner Meinung doch nie durchsetzen könne?

Daimler und Maybach schauten sich an und verstanden sich ohne Worte. Ihr ganzes Leben hatten sie gekämpft, und sie wußten, daß sie weiterhin würden kämpfen müssen. Die Erfindung wird gelingen, und dann wird der Erfolg sprechen, eindringlicher und überzeugender, als alle Worte vorher es vermöchten. Voll Glauben und innerer Sicherheit antwortete Daimler: „Herr Kommissar! Einst werden Sie sich dieser Stunde als einer der bedeutendsten Ihres Lebens erinnern; denn Sie sind einer der ersten Menschen, die den leichten schnelllaufenden Verbrennungsmotor, den ersten der Welt, gesehen haben. Ein neues Zeitalter wird beginnen, das des Motors. In einigen Jahren schon werden wir Tausende und in einigen Jahrzehnten viele Millionen von Motorfahrzeugen zum Fahren auf der Erde, auf dem Wasser, im Wasser und zum Fliegen haben. Diese Entwicklung wird allein möglich gemacht werden von diesem von mir unter Mitarbeit meines Freundes Maybach erfundenen Motor!“

Noch immer lächelte der Kommissar zögernd. Vielleicht hatte der Mann recht, vielleicht waren er und sein Freund auch Narren; ihm jedenfalls schien das letztere das Wahrscheinlichere zu sein. Gesehwindiges geschah hier nicht, also konnte er wieder gehen. Er entschuldigte sich höflich wegen des Eindringens.

„Wir werden bald wieder miteinander zu tun haben, Herr Kommissar!“ antwortete Gottlieb Daimler trocken. „In Kürze will ich die erste Probefahrt unternehmen. Die Kannstatter werden etwas zu schauen bekommen, und ich denke, daß es dann bei dem erwiesenen Interesse so hoch hergehen wird, daß Sie werden absperren müssen!“

Der Kommissar nickte und lächelte nachsichtig wie ein Arzt, der einem Kranken die Freude an einem eingebildeten Fortschritt nicht nehmen will. „Nun, wenn es so weit ist, werden wir wieder darüber reden“, antwortete er leichtsin.

Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach gingen nach der Verabschiedung gleich wieder an die Arbeit. Nichts störte sie mehr in der stillen Nacht. Sie sprachen nur wenig; denn nur ein geringer Mangel war noch zu beheben, dann würde der erste schnelllaufende leichte Verbrennungsmotor der Welt gestaltet sein.

Und dieser erste Verbrennungsmotor der beiden Pioniere war Vater der Triebwerke, die heute nicht nur unsere Kraftwagen treiben, sondern er ermöglichte auch die Lösung des Problems des Menschenfluges. Wenn heute unsere Flugzeuge mit donnernden Motoren über Länder und Meere ihre unsichtbaren Straßen ziehen, dann danken wir das nicht zuletzt den Männern, die man einst sogar für „Falschmünzer“ hielt.

J. H. van 't Hoff hält durch!

Zum 25. Todestag des ersten Chemie-Nobelpreisträgers.

Auguren haben schon viel Unglück über die Welt gebracht. Wenn sie — die angesehensten Gelehrten ihrer Zeit — van 't Hoff trotz aller Bemühungen nicht unterkriegen konnten, wenn er, im Gegensatz zu ihrem Urteil (das ein Todesurteil war) einer der größten Forscher aller Zeiten und der erste Laureat des Nobelpreises für Chemie geworden ist, so ist dies einzig darauf zurückzuführen, daß dieses Genie zugleich ein guter Menschenkenner und ein durch keinen Fehlschlag zu entmutigender Kämpfer war. Doch wieviele Genies, die kein so glückliches Naturell besitzen, mögen von Auguren schon vernichtet worden sein, zum Schaden der ganzen Menschheit? ...

*

Jacobus Henricus van 't Hoff, der am 30. August 1852 als Sohn eines Arztes zu Rotterdam geboren wurde, genoß zuhause eine gute Erziehung. Der Vater las im Familienkreise immer wieder die Werke Shakespeares vor, worauf es zurückzuführen ist, das Henri van 't Hoff bis an sein Lebensende ein heißer Verehrer der englischen Literatur, vor allem aber Byrons blieb (dessen Dichtungen er oft auswendig zitierte); überdies verpflanzten die Eltern die Liebe zur Natur und zur Naturbeobachtung in die Seelen ihrer Kinder, ein zweites Moment, das van 't Hoff über alle Klippen des Lebens hinweghalf.

Henri war ein guter Schüler; er absolvierte zunächst die Elementar- und dann eine (lateinlose) Mittelschule, und 1871, nach zwei- statt normal dreijährigem Studium, erlangte er das Technologen-Diplom des Polytechnikums in Delft. Dank seinen ausgezeichneten Fremdsprachkenntnissen konnte van 't Hoff schon als junger Student die wissenschaftlichen Werke berühmter Forscher und Denker des Auslandes im Original lesen; vor allem waren es die Bücher des französischen Mathematikers August Comte und des Engländers William Whewell, die ihn veranlaßten, sich ganz dem Studium der Beziehungen zwischen Chemie und Physik zu widmen; auf dem Gebiete der physikalischen Chemie hat er dann später die denkbar größten Erfolge erzielt.

Seine Hochschulstudien begann van 't Hoff an der Universität in Leiden, dann setzte er sie in Bonn fort (wohin ihn die den Rhein besingenden Lieder Heines, seines deutschen Lieblingsdichters, und der berühmte Chemiker August Kekulé verlockten); hierauf zog er nach Paris, wo er beim großen Forscher Wurtz lernte, um im Alter von 22 Jahren an der Universität zu Utrecht zum Doktor der Naturwissenschaften zu promovieren.

Noch vor Erlangung des Doktorgrades veröffentlichte van 't Hoff eine nur zwölf Seiten lange Schrift, durch welche die Stereochemie begründet wurde: sie klärt darüber auf, wieso organische Verbindungen von gleicher chemischer Zusammensetzung infolge verschiedenartiger räumlicher Lagerung ihrer Atome doch verschieden voneinander sein können. Aber diese Arbeit — die letzten Endes die künstliche Darstellung ungezählter chemischer Verbindungen, darunter auch wertvoller Arzneimittel, ermöglichte — blieb zunächst ohne Beachtung. Ja — van 't Hoff wurde ihrethalben sogar nicht ganz ernst genommen! Ein Augur, ein alter Schuldirektor, bei dem der junge van 't Hoff wegen einer Anstellung vor sprach, schreibt in einem Bericht an eine vorgesetzte Behörde:

„... Er macht den Eindruck eines Erfinders ... er ist vertieft in seine Entdeckung ... Er sieht schlampig aus ... Kollegen protestierten gegen seine Aoptation und sagten: das ist kein Mann für Breda ...“

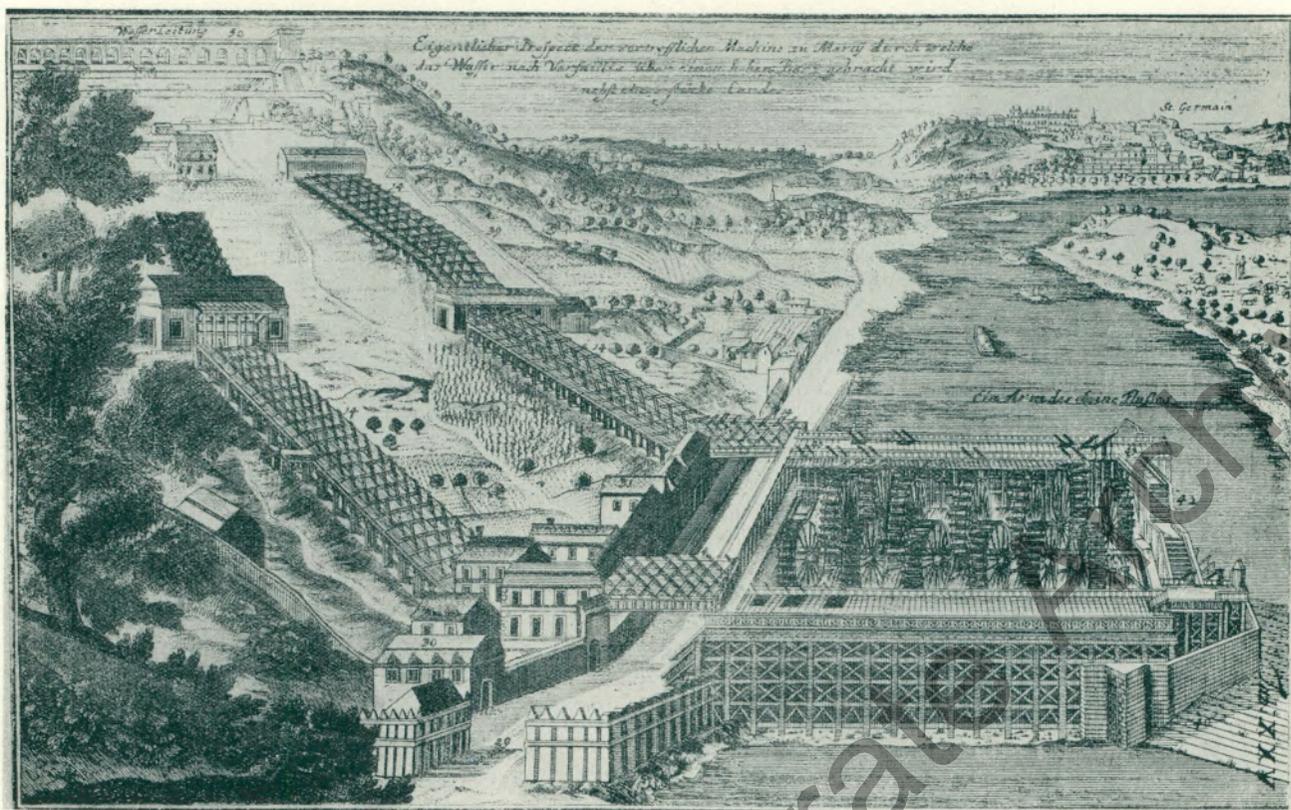
Schließlich aber bekam van 't Hoff doch eine kleine Anstellung: er wurde Hilfslehrer für Physik an der Tierarzneischule in Utrecht. Um diese Zeit erntete der junge Forscher die erste Anerkennung für sein Werk: kein Geeringer als Johannes Wislicenus, Professor der Chemie an der Universität Würzburg, lobte es als „außerordentlich geistvollen Versuch zur Erklärung bisher unverständlicher Tatsachen ... und deshalb von epochemachender Bedeutung“. Er ließ die Arbeit van 't Hoff's ins Deutsche übertragen. Doch Hermann Kolbe, Professor an der Universität Leipzig und Chefredakteur des „Journal für praktische Chemie“, vielleicht der allmächtigste Augur von damals, veröffentlichte daraufhin in seinem Blatte einen Aufsatz unter dem Titel „Zeichen der Zeit“, der wenigstens

auszugsweise hierhergesetzt sei, als Musterbeispiel einer hochnasigen, ungerechten und gehässigen Kritik:

„... Folge davon ist das Überhandnehmen des Unkrauts der gelehrt und geistreich scheinenden, in Wirklichkeit trivialen, geistlosen Naturphilosophie, von Pseudonaturforschern aus der Verirrungen des menschlichen Geistes beherbergenden Rumpelkammer wieder hervorgeholt und, gleich einer Dirne modern herausgeputzt, in die gute Gesellschaft einzuschmuggeln versucht ... Die kürzlich erschienene, von Phantasie-Spielereien strohende Schrift über ‚Die Lagerung der Atome im Raume‘ ... Ein Dr. van 't Hoff, an der Tierarzneischule zu Utrecht angestellt, findet an exakter chemischer Forschung keinen Geschmack. Er hat es bequemer erachtet, den Pegasus zu besteigen (offenbar der Tierarzneischule entlehnt) und zu verkünden, wie ihm auf dem durch kühnen Flug erklimmen chemischen Parnass die Atome im Weltenspaum gelagert erschienen sind ... Es ist bezeichnend für die heutige kritikarme und kritikhassende Zeit, daß so gut wie unbekannte Chemiker die höchsten Probleme der Chemie, welche wohl niemals gelöst werden, speziell die Frage nach der räumlichen Lagerung der Atome, mit einer Sicherheit beurteilen und deren Beantwortung mit einer Dreistigkeit unternehmen, welche den wirklichen Naturforscher geradezu in Staunen setzt ...“

Nun — trotz der vernichtenden Kritik Kolbes setzte sich die Lehre von der Stereochemie bald durch, und der Aufstieg van 't Hoff's begann: er erhielt eine Berufung an die Universität Amsterdam, an der er bis 1896 als Ordinarius für Chemie wirkte; während dieser Jahre konnte er viele wichtige Entdeckungen und Forschungsergebnisse beschreiben, die jahrzehntelang und bis zum heutigen Tag die theoretische, aber auch die angewandte Chemie beeinflusst haben. So fand er die Gesetze über die Geschwindigkeit, mit welcher verschiedene Körper aufeinander reagieren, und über das Streben der Atome zur Bildung chemischer Verbindungen und andere mehr. Merkwürdigerweise blieb aber auch das Werk, in welchem van 't Hoff alle diese genialen Entdeckungen darlegte, von den Wissenschaftlern unbeachtet, bis ein anderes Genie, Svante Arrhenius — später ebenfalls durch den Nobelpreis ausgezeichnet —, in einem Fachblatte auf die „großartigen Perspektiven“ hinwies, „die die Arbeit für die künftige Forschung geöffnet hat“. Ebenso war es Arrhenius, der als erster die Bedeutung einer anderen, die Chemie revolutionierenden Arbeit van 't Hoff's würdigte, nachdem sie von den Auguren in aller Welt über ein Jahr lang totgeschwiegen worden war: die Theorie von den verdünnten Lösungen, die dann zur Entwicklung einer exakten Methode zur Bestimmung der Molekulargewichte führte (das heißt der Gewichte der kleinsten Stoffmengen, die im freien Zustande existenzfähig sind). Wilhelm Ostwald — weiteren Kreisen durch seine Farbenlehre bekannt — ein genialer Kopf und großer Chemiker, der übrigens auch den Nobelpreis erhalten hat, verbündete sich nun mit van 't Hoff zur Förderung seiner neuen Lehren. Gemeinsam gaben sie die angesehene „Zeitschrift für physikalische Chemie, Stöchiometrie und Verwandtschaftslehre“ heraus. Bald darauf regnete es auch Ehrungen aus aller Welt — van 't Hoff hatte durchgehalten! Er wurde Ehrendoktor und erhielt Auszeichnungen über Auszeichnungen; in Amsterdam wurde ihm ein modernes Laboratorium erbaut, in Berlin ließ man nichts unberücksichtigt, den großen Forscher für die Akademie der Wissenschaften und für die Universität zu gewinnen — und tatsächlich leistete van 't Hoff, der bis dahin immer abgelehnt hatte, 1896 diesem Rufe Folge. Hier konnte er in Ruhe einige Bücher schreiben, die als Standardwerke der Chemie gelten und in viele Sprachen übersetzt wurden. Er hatte jetzt endlich Zeit, weite Reisen zu unternehmen, um vor Sachleuten seine Entdeckungen darzulegen und ihnen Anregungen zu weiteren Forschungen zu geben. Er konnte sich auch mit Problemen beschäftigen, die scheinbar abseits von seinem rein theoretischen Arbeitsgebiet lagen, zum Beispiel mit der Erforschung ozeanischer Salzablagerungen, die zur Erklärung der Entstehung des weltberühmten Staßfurter Kalisalzlagers führte, und andere mehr.

1901 wurde der Nobelpreis für Chemie erstmalig verliehen; er wurde van 't Hoff in Anerkennung seiner — dem Laien kaum vorstellbaren — gewaltigen und genialen Gedankenarbeit zuerkannt. Zehn Jahre später, am 1. März 1911, verschied van 't Hoff als ein Opfer der Lungentuberkulose, an der er seit vielen Jahren gelitten hatte. R. S.



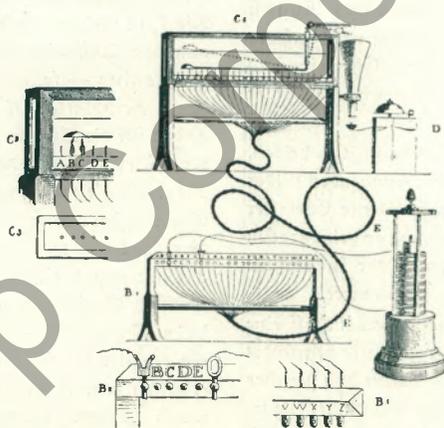
Die Wasserkraftmaschine von Marly aus dem Jahre 1685.
Aus „Congrès international des Mines“, Lütrich 1905.

Technische Gedenktage.

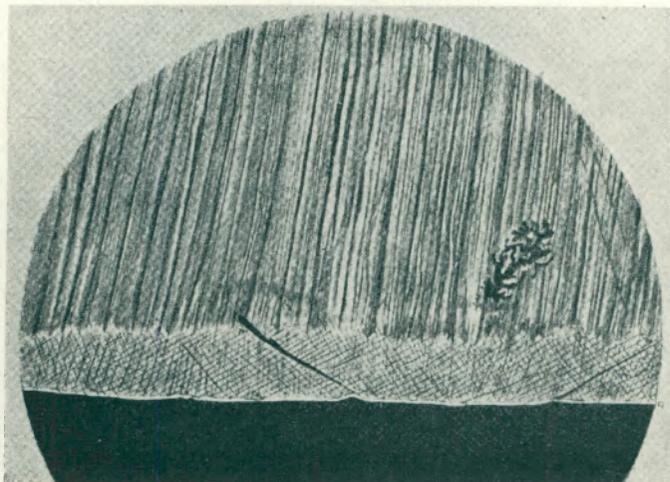
29. 7. 1708 starb in Bougival Rennequin Suallem. Als einfacher Zimmermann, aber mit großem technischem Verständnis ausgerüstet, baute er im Auftrage Ludwigs XIV. in den Jahren 1681 bis 1685 die größte Wasserkraftmaschine des 17. und 18. Jahrhunderts: die zum Betriebe der Wasserkünste in Versailles dienende „Maschine von Marly“. 14 Wasserräder von je 12 Meter Durchmesser dienten dazu, um 3200 Kubikmeter Wasser auf 162 Meter Höhe zu heben. Nach 132jährigem Betrieb wurde die Maschine im Jahre 1817 abgebrochen.

5. 7. 1809 konnte Samuel Thomas von Commering zum erstenmal mit Hilfe der Elektrizität ein Telegramm aufgeben. Commerings Apparat beruhte auf der Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Strom. In einem mit angesäuertem Wasser gefüllten Glasbehälter standen 25 senk-

Schneide eines Rasiermessers, mikroskopiert durch Robert Hooke im Jahre 1667.
Bildsammlung Dietmann.



Commerings Telegraphenapparat
aus dem Jahre 1809.
Aus „Buch der Erfindungen“, Leipzig 1897.



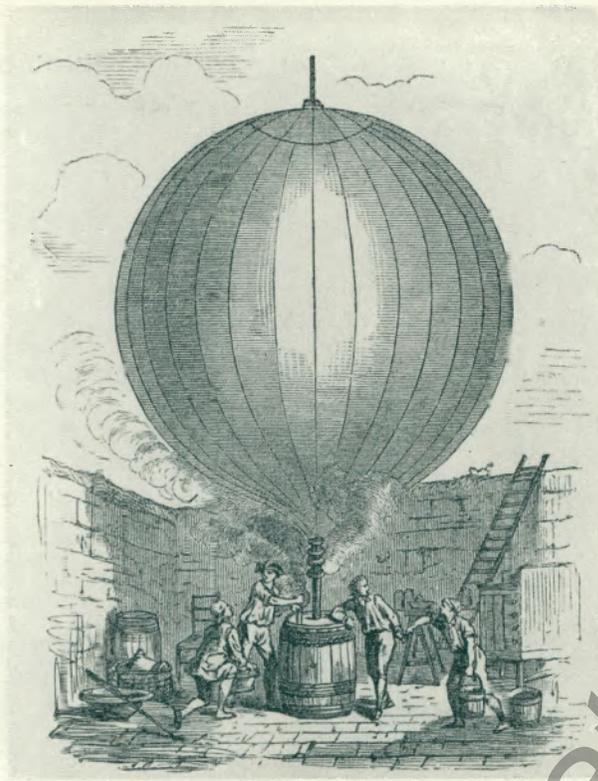
rechte Stiften, die den 25 Buchstaben des Alphabets entsprachen. Wurde nun ein Strom durch diese Stifte geschickt, so entstanden infolge der Wasserzersetzung Bläschen; und durch Beobachtung der Reihenfolge, in der die Blasen an den einzelnen Stiften auftraten, konnte man das telegraphierte Wort erkennen.

18. 7. 1635 wurde auf der Insel Wight Robert Hooke geboren. Seit 1664 war er Professor der Geometrie am Gresham College zu London und seit 1678 Sekretär der Royal Society. Er starb im Jahre 1703 in London. Im Jahre 1667 veröffentlichte er seine „Micrographia“, in der sein Mikroskop beschrieben ist, das wohl als das älteste zusammengesetzte Mikroskop gelten kann, und in der weiter eine große Anzahl Abbildungen der verschiedensten Gegenstände enthalten ist. Unter anderem untersuchte Hooke auch die Schneide eines Rasiermessers, deren Wiedergabe nebenstehend erfolgt.

27. 8. 1783 ließ der Physiker Charles in Paris den ersten Luftballon mit Gasfüllung steigen, nachdem der zwölf Wochen vorher von den Gebrüdern Montgolfier gebaute Ballon mit Heißluft betrieben worden war. Charles verwandte das im Jahre 1766 von dem Engländer Cavendish entdeckte leichte Wasserstoffgas. Diesem ersten Gasballon war jedoch ein trauriges Geschick beschieden.

Infolge der Ausdehnung des Gases plakte er in der Luft und kam im Dorf Gonesse wieder herunter, rief aber bei den Bauern eine große Bestürzung hervor. Das aus der Luft gefallene Ungetüm wälzte sich hin und her, und sie hielten es schließlich für ein Werk des Teufels. Mit Dreiflügel, Mistgabeln und ähnlichen Geräten vernichteten sie den Ballon und banden ihn zum Überfluß noch an einen Pferdeschweif, um ihn über das Feld schleifen zu lassen.

30. 7. 1796 wurde die gußeiserne Brücke zu Laasan in Schlesien dem Verkehr übergeben. Sie war die erste Brücke ihrer Art auf dem europäischen Festlande und wurde im Auftrage des Grafen von Burg- haus auf dem Eisenhüttenwerk zu Malapane durch den bekannten Eisenhüttenmann Baildon gegossen. Ihre Stützweite beträgt etwa 13 Meter, ihre Breite etwa 6 Meter, das Gewicht beläuft sich auf 960 Zentner. Nachdem die ersten Probebogen im Jahre 1794 gegossen worden waren und man die Sicherheit gewonnen hatte, daß eine gußeiserne Brücke den Anforderungen des Verkehrs entsprechen würde, ging man in Malapane sofort daran, die einzelnen Brückenteile zu gießen. Aber die Erdarbeiten, die notwendig waren, wie die Errichtung einer Brückenrampe sowie der Bau der Widerlager, konnten nicht so schnell fortschreiten, sodaß die Brücke selbst erst im Jahre 1796 errichtet werden konnte. Zum Andenken an diese erste eiserne Brücke wurde eine Bronze-



Der Aufstieg des ersten gasgefüllten Luftballons im Jahre 1783.
Aus „Buch der Erfindungen“, Leipzig 1889.



Die hundertvierzigjährige gußeiserne Brücke bei Laasan in Schlesien.

denkmünze geschlagen, die auf der Vorderseite das Bild der Brücke nebst Angaben ihrer Masse zeigt und auf der Rückseite in einer Inschrift darauf hinweist, daß der Reichsgraf von Burg- haus diese Brücke errichtet hat. Auch heute noch, nach mehr als 140 Jahren, tut die Brücke ihren Dienst.

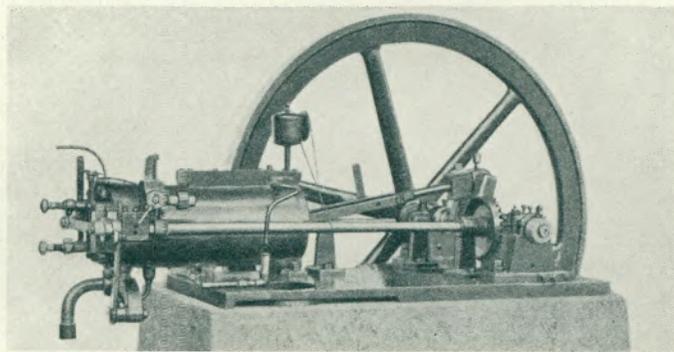
20. 8. 1769 starb der französische Schriftsteller Gabriel Jars, der uns in seinem Werke „Metallurgische Reisen“ ein Spiegelbild der Bergbau- und Hüttenkunde gegen Ende des 18. Jahrhunderts hinterlassen hat. Der Wert der Berichte von Jars liegt darin, daß sie wirkliche Ergebnisse sind, und daß die über die einzelnen Werke oder Verfahren gemachten Angaben auf persönlicher Beobachtung des Verfassers beruhen. Auch heute noch sind die „Metallurgischen Reisen“ eine wahre Fundgrube für den Geschichtsforscher.

4. 8. 1877 wurde Nikolaus August Otto die Viertaktgasmaschine patentiert. Schon bevor er die atmosphärische Gasmaschine zu Anfang der 1860er Jahre konstruiert hatte, baute er eine Versuchsmaschine, deren Arbeitsweise dem Viertakt entsprach. Er ging aber von dieser Bauweise wegen der starken Stöße der Maschine ab. Nachdem er aber erkannt hatte, daß die atmosphärische Maschine niemals für den Großbetrieb geeignet sein würde, griff er den Gedanken an die Viertaktmaschine wieder auf. Otto ist damit zum Schöpfer der modernen Gasmaschine geworden, ohne die es nicht möglich wäre, Automobile und Flugzeuge zu bauen.

J a h a d e.

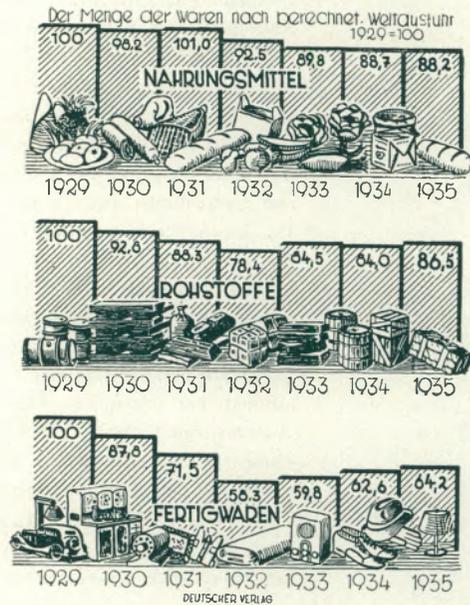


Das natürlich: . . .
Kohlewagen auf hölzernen Schienen um die Mitte des 18. Jahrhunderts.
Aus Jars: „Metallurgische Reisen“, Berlin 1777.



. . . und das künstliche Pferd.
Erste atmosphärische Viertakt-Gasmaschine von Otto aus dem Jahre 1876.
Aus Naffsoß: „Geschichte der Gasmotorenfabrik Deug“.

Die Struktur des Weltmarktes

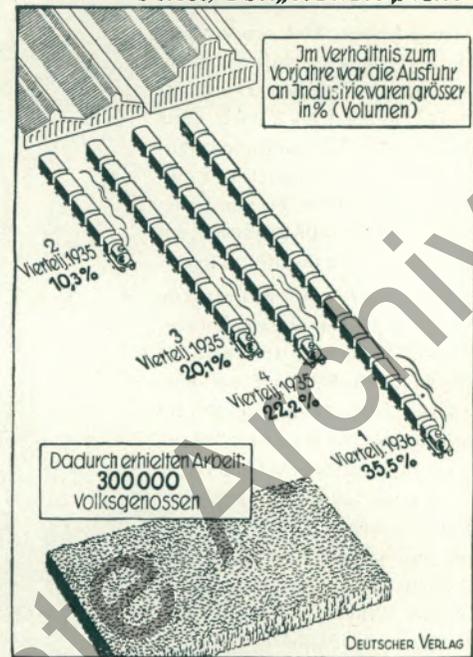


Der Weltmarkt im Jahre 1935.

Im vergangenen Jahre machte sich am Weltmarkt eine leichte Aufwärtsbewegung bemerkbar. Vor allem zeigte der Handel mit Rohstoffen und Fertigwaren eine sichtbare Belebung, während der Nahrungsmittelhandel einen, wenn auch geringen, Rückgang aufzuweisen hatte. Gegenüber 1932, dem Jahre des niedrigsten Standes des Weltmarktes, betrug die Zunahme bei Rohstoffen und Fertigwaren mehr als 10 Prozent. Gegenüber 1929 ist allerdings noch eine beträchtliche Differenz vorhanden, wobei jedoch zu hoffen ist, daß sie im laufenden Jahr eine weitere Verminderung erfährt.

Deutschland
und
die
Welt-
wirtschaft.

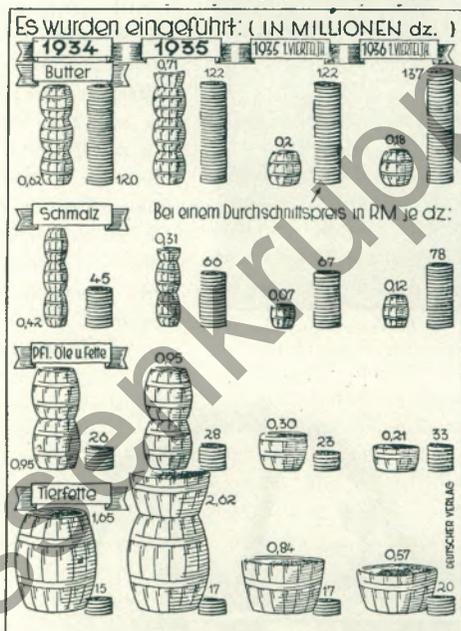
Ausfuhrsteigerung Durch Den „Neuen Plan“



300 000 Volksgenossen erhielten durch Ausfuhrsteigerung Arbeit.

Während der Inlandabsatz der Industrie von 1932 bis 1935 dem Werte nach um rund 87 Prozent zunahm, hatte die Ausfuhr im Jahre 1935 den Stand von 1932 noch nicht wieder erreicht. Seit Anfang 1935 ist aber ein ständiges Anwachsen der Industrierausfuhr zu beobachten. Nach den Berechnungen des Instituts für Konjunkturforschung erhielten durch die im Laufe der letzten zwölf Monate durchgeführte Exportsteigerung bereits wieder etwa 300 000 Arbeiter und Angestellte zusätzlich Lohn und Brot. Man sieht so den Erfolg der Außenwirtschaftspolitik, die durch den „Neuen Plan“ durchgeführt wurde.

Die Fetteinfuhr in Deutschland



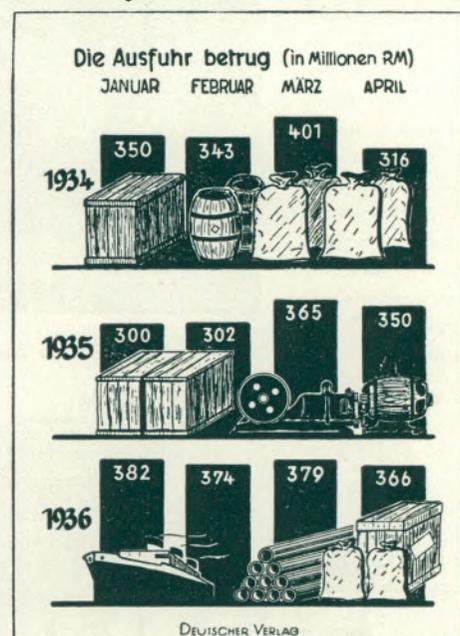
Der Devisenaufwand für die Fettversorgung.
Die Hälfte des Fettbedarfs des deutschen Volkes muß noch immer aus dem Auslande eingeführt werden. In den letzten Jahren ist nun die Belastung der deutschen Devisenbilanz durch die Fett-

einfuhr noch größer geworden. Einmal, weil infolge der Einkommenssteigerung in Deutschland der Verbrauch an Nahrungsfetten sehr stark angestiegen ist, dann aber auch, weil die Industrie viel mehr technische Fette braucht bei der erhöhten Produktion als früher. Der Devisenverbrauch ist dabei noch besonders angestiegen, weil die Weltmarktpreise für Fette seit 1935 ganz beträchtlich anstiegen und insbesondere sich Anfang 1936 erhöhten, wie im einzelnen aus dem Bilde zu erkennen ist. Bei der außerordentlichen Devisenverknappung, die durch die internationale Wirtschaftslage bedingt ist, bleibt es die Pflicht jedes deutschen Volksgenossen, mit Fetten aller Art sparsam zu wirtschaften.

Die Exportentwicklung in Deutschland nach dem „Neuen Plan“.

Das erste Jahresdrittel 1936 brachte auf dem Gebiete des deutschen Außenhandels eine weitere Zunahme des Exports gegenüber derselben Zeit der beiden Vorjahre. Der Ausfuhrerlös erfuhr gegenüber 1934 eine Erhöhung um 91 Millionen RM., gegenüber 1935 sogar um 184 Millionen RM. Damit ist der Erfolg der neuen deutschen Handelspolitik zur Genüge gekennzeichnet.

Günstige Exportentwicklung



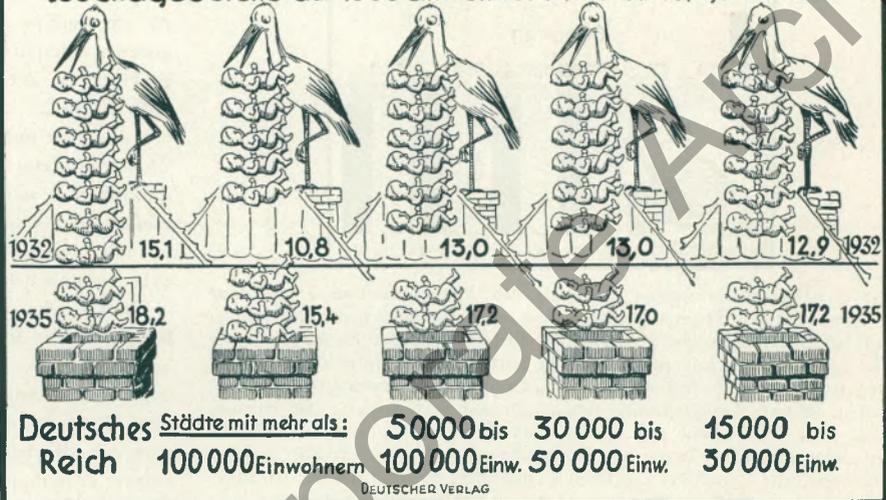
Der zielbewußten Wirtschaftspolitik der Regierung wird es gelingen, auch weiterhin die Ausfuhr in günstigem Sinne zu steuern und alle Möglichkeiten zu erschöpfen, die einen sichtbaren Erfolg garantieren lassen.

Die Kundschau

Die Zunahme der Geburten in den deutschen Städten

Geburten in Klein-, Mittel- u. Großstädten

lebendgeborene auf 1000 Einwohner (von ortsansässigen Müttern)



Die Geburtenbewegung in den deutschen Städten.

Wie aus dem Bilde ersichtlich ist, ist die Zahl der Geburten in allen Stadtgemeinden beträchtlich angestiegen. Dabei ist besonders hervorzuheben, daß in den Großstädten mit mehr als 100000 Einwohnern die größte Geburtenzunahme stattgefunden hat. In den Mittel- und Kleinstädten schwankt die Zunahme der Geburtenziffern zwischen 4,0 und 4,3. Die erfreuliche Zunahme in den Großstädten von 1932 bis 1935 dürfte wohl in der Hauptsache auf die hier besonders zahlreich gewährten Ehestandsdarlehen zurückzuführen sein. Im gesamten Reiche beträgt die Geburtenzunahme etwa 20 Prozent. Um den augenblicklichen Stand der deutschen Bevölkerungsziffer erhalten zu können, müßte eine weitere Erhöhung des Reichsdurchschnittes von 18,2 auf 21 je tausend Einwohner erfolgen.

Chemische Lösung der Rohstofffrage.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

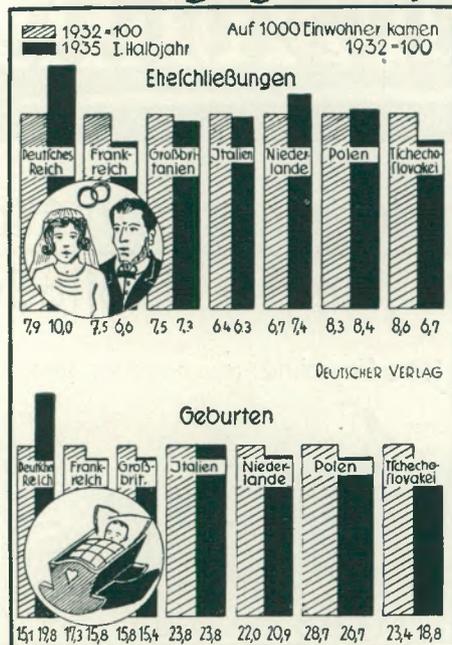
Das Reichstreffen Deutscher Chemiker stand am 9. und 10. Juli ganz im Zeichen der Fachgruppenvorträge; äußerlich kam das in der Übersiedlung in die Hörsäle der Technischen Hochschule zum Ausdruck. Da, wie gesagt, durch den Zusammenschluß die Zahl der Fachgruppen noch gewachsen ist, kann wohl niemand mehr eine Gesamtbilanz aller technischen Fortschritte aufstellen, die diese Tagung erbringt. Das Tröstliche dabei ist, daß damit ja nur eine kurzfristig gültige Zwischenbilanz gegeben wäre.

Wenn es vergönnt ist, mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Hauptversammlung der Chemiker mitzuerleben, dem entsteht allerdings aus den Zwischenbilanzen eine Vorstellung von dem atemberaubenden Tempo und der verbissenen Energie, mit der hier an schicksalbestimmenden Fragen deutscher Zukunft gearbeitet wird. Selbst wer gewissermaßen als unbeteiligter Zuschauer den Vorträgen folgt und offiziellen und privaten Diskussionen, kann sich diesem Fluidum nicht entziehen. Es ist, als wirkten diese so nüchternen Vorträge doch aufpeitschend wie eine Massenversammlung oder wie ein sportlicher Wettkampf. Eine chemische Formel wird wie eine Staffette herangezogen; nicht einer, viele greifen danach, tragen diese Fackel der Erkenntnis in eiligem Laufe ein Stück weiter, und jeder gibt sie wieder weiter an viele. Was für Erfolgsmöglichkeiten vermag die ermittelte Zusammenfassung eines Stoffes zu bieten, der zu unseren Rohstofforgen in gar keiner Verbindung zu stehen scheint. Was hängt daran oft an glückhaftem und widrigem Schicksal! Oft sind ja gerade Zwischenergebnisse, Umwege, die später vergessen sind, industriegeschichtlich besonders aufschlußreich. Aber nicht nur industriegeschichtlich; aus dem unmittelbaren Erleben heraus muß man eine solche Tagung als kulturgeschichtliche Quelle ersten Ranges ansprechen. Wenn man liest, welche gewagten Rekonstruktionen aus den spärlichen Funden früherer Zeiten mitunter gezogen werden, dann muß man es wirklich bedauern, daß diejenigen, die sich für die Zeit-

geschichte und die Kulturgeschichte verantwortlich fühlen, nicht solche Tagungen als unerschöpfliche Quellen regelmäßig und wohl vorbereitet besuchen. Es wird oft dem Techniker der Vorwurf gemacht, er kümmere sich nicht viel oder viel zu wenig um das, was außerhalb seiner Grenzen liegt. Könnte er nicht mit einer gewissen Berechtigung den Vorwurf den Hütern des geistigen Lebens zurückgeben? Was ist nicht alles über die geistige Einstellung des Technikers geschrieben worden! Wie viele von denen, die sich damit beschäftigt haben, mögen große technisch-wissenschaftliche Tagungen miterlebt und ernsthaft studiert haben? Es können, nach den Ergebnissen zu urteilen, nicht viele gewesen sein! Auf seinen Tagungen erlebt man den Techniker als Mensch, noch mehr als in seinem Werk, wo er immer im Schatten seiner Schöpfungen steht. Was dort noch als individuelle Eigentümlichkeit erscheinen kann, offenbart sich hier als allgemeiner Charakterzug: Gegenwärtige Schwierigkeiten gelten ihm nichts, die Zukunftsaufgabe alles. Erzielte Erfolge auszunutzen, überläßt er nur zu oft anderen; sein Blick bleibt in die Zukunft gerichtet. Frühere Erfolge ist er sofort bereit mit neuem Werkzeug noch einmal, noch besser, zu erarbeiten. So kann der Eindruck — entstehen in den zusammenfassenden Vorträgen kam das deutlich zum Ausdruck —, als stände man auf scheinbar so abgegrastem Feldern wie die Agrilkulturchemie wieder auf Neuland, auf jungfräulichem Boden. Fast versteht man da das unheimliche Gefühl, das viele gegenüber der rastlosen Technik und ihren Erzeugnissen, von denen die Maschine nur ein Symbol ist, empfinden.

Es handelt sich nicht etwa darum, den Chemiker als einen besonders interessanten Menschentyp darzustellen. Es geht darum, zu begreifen, daß die Welt nicht so bleiben kann, wenn mit solcher Leidenschaftlichkeit, solchem Wissen und Können und mit solchem Rüstzeug gearbeitet wird — an einer großen Aufgabe. Das ist ja das Mitreisende, Kraftgebende:

Die Bevölkerungsbewegung in Europa



Die Bevölkerungsbewegung war mit der Ausnahme von Deutschland in allen wichtigen Staaten Europas auch im Jahre 1935 mehr oder minder rückläufig. Staaten, wie Polen und die Tschechoslowakei, die bisher immer eine aufsteigende Linie zu verzeichnen hatten, haben unter den Auswirkungen der Wirtschaftskrise einen Rückgang der Geburtenziffern aufzuweisen. Selbst Italien konnte sich gerade nur noch halten. Als einziges Land zeigt Deutschland mit 19,8 je Tausend eine aufsehentliche Vermehrung der Geburtenziffer. Immerhin ist aber damit noch nicht erreicht, daß der augenblickliche Stand der deutschen Einwohnerzahl gehalten werden kann, denn dazu sind 21 Geburten je tausend Einwohner notwendig.

man sieht, wie all die großen und kleinen Erfolge wie ein Räderwerk ineinander greifen, um das deutsche Lebensschiff trotz widriger Stürme und Strömungen einer größeren Zukunft sicher entgegenzuführen, und man fühlt, daß der wiederholt zum Ausdruck gebrachte Dank an die heutige politische Führung aus vollem Herzen kommt. Es sind ja tatsächlich dem Chemiker und Ingenieur so gewaltige Aufgaben gestellt worden, daß es einem den Atem verschlägt, wenn man auf einer Hauptversammlung eines technisch-wissenschaftlichen Verbandes einmal ein totales Bild von der Inangriffnahme einiger dieser Aufgaben bekommt. Der deutsche Chemiker stellt sich — das mag die Welt ruhig wissen — auf die totale Lösung unserer Rohstofforgen ein. Was das bedeutet, kann man heute nur ahnen. Der Chemiker kann sich an dieses vielleicht vermessen erscheinende Unterfangen wagen, denn er hat das Vertrauen, daß die politische Führung das von ihm bereitgestellte Werkzeug mit Umsicht zum Wohle des ganzen Volkes und zum Wohle Europas einsetzen oder ruhen lassen wird. Die Beobachtung ausländischer Erfolge und ihre objektive Anerkennung gehört ja auch zur Berufsaufgabe des deutschen Technikers. Er sieht, daß auch andere Völker tüchtiges leisten, und er weiß internationale Zusammenarbeit aus vielfältigen Erfahrungen seines Faches zu schätzen. Wenn es also, wie im Sport und in der Wissenschaft, eines Tages auch in der Wirtschaft der Völker ehrliche Zusammenarbeit und friedlichen Wettstreit geben soll, so wird nämlich trotzdem das von der deutschen Chemie geschaffene Werkzeug nicht als überflüssig in die Ecke gelegt werden. Es wird uns und andere Völker reicher machen, indem es die uns von der Natur gebotenen Stoffe überbietet, dort, wo es notwendig ist. Das war so mit den Farbstoffen, und das wird so sein mit den Harzen, mit Gummi usw. Statt zwanzig natürlicher Harze und einiger Gummisorten haben wir schon heute vielleicht fünfzig verschiedene Kunstharze und feiner differenzierten Kunstkauschuk, als ihn uns die verschiedenen Erdteile bieten konnten. Chemische Lösung der Rohstofffrage? Heute gibt es noch keine Antwort auf diese Frage. Wenn sie aber nicht eines Tages durch internationale Zusammenarbeit überflüssig werden soll, wird der deutsche Chemiker nicht eher ruhen bis er sie mit „Ja“ beantworten kann.

Reise durch Japan.

Aus einem Aufsatz des bekannten französischen Dramatikers Francis de Croisset, Paris, in der „Revue des Deux Mondes“, Paris.

Welch ein Unterschied gegenüber China! . . . Seit meiner Ankunft in Kioto wiederhole ich mir diese paar Worte jeden Augenblick. Ich wiederhole sie mir nur, um mich besser von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Worin mag dieser Unterschied nur liegen? Zweifellos in der Anlage der Straßen, in der Architektur der Häuser und in der dunkleren Färbung der Tempel und Paläste. Hier ist alles weiß und schwarz; in China dagegen ist alles rot und golden. Oder besteht der Unterschied am Ende in der Kleidung? Die Gewänder der Frauen, denen ich begegne, sind unendlich malerischer und bunter als die der Chinesinnen, und doch hat alles weniger Farbe. Oder liegt es an den Gesichtern? Diese erinnern auffallend stark an die der Bewohner Südmias. Nein, der wesentliche Unterschied liegt anderswo, und ich werde ihn nicht dadurch entdecken, daß ich die Japaner, die einheimische Kleidung tragen, betrachte. Dazu muß ich schon die anderen anschauen, denn trotz meiner europäischen Augen habe ich den Eindruck, die anderen seien kostümiert. Warum hatte ich dieses Gefühl nicht in China? Weil die Lebensgewohnheiten der Chinesen den unsrigen viel ähnlicher sind als die der Japaner. Ein Jacketanzug behindert den Chinesen in keiner Weise, und er empfindet durchaus nicht das Bedürfnis, ihn, sobald er nach Hause gekommen ist, rasch mit einem Gewand zu vertauschen, um sich wohl zu fühlen. Die Chinesen setzen sich, essen und schlafen wie wir. Ganz anders die Japaner, die fremd erscheinen, wenn sie unsere Lebensgewohnheiten annehmen.

Die Chinesen sind plastischer, und — so seltsam diese Behauptung auch klingen mag — sie passen sich dem Leben des Westens unendlich viel besser an. Die Japaner tun dies nie; sie nehmen es auf sich und ahmen es nach. Ein Chinese ahmt unsere Lebensgewohnheiten nicht nach; er nimmt sie aus Neugierde an, aus Neigung, manchmal aus Notwendigkeit, oft auch aus Gleichgültigkeit. Der Chinese, den man für so rückständig hält und der es in mancher Hinsicht auch ist, fühlt sich zum modernen Leben und zum Westen geradezu hingezogen. Wenn die chinesischen Frauen unsere Mode annehmen, schaffen sie sie neu. So haben die eleganten jungen Chinesinnen von Peiping, Schanghai und Hongkong die prunkvollen Gewänder ihrer Mütter abgelegt und jene reizenden, sackartigen Röcke erfunden, die sie mit soviel Anmut tragen und die unserer europäischen Mode ähneln, ohne sie nachzuahmen.

Im Gegensatz hierzu begnügen sich die Japanerinnen, die mit der Zeit gehen wollen, damit, daß sie die neuesten Modelle unserer Schneider tragen. Sie haben nicht das Bedürfnis empfunden, für ihre Toiletten einen Kompromiß zwischen dem Osten und dem Westen zu schaffen, weil sie keinen Wert darauf legen. Wenn sie sich nach europäischer Mode kleiden, tun sie es nicht aus Neigung, sondern aus Pflichtgefühl, da diese bei bestimmten Anlässen die offizielle Tracht ist, und sicher auch, um den Beweis zu erbringen, daß sie sich wie die weißen Frauen zu kleiden verstehen.

Bei den Japanern findet man ein eigenartiges Gemisch von Hochmut und Minderwertigkeitskomplex. Wenn sie sich geben oder kleiden wie wir, so erscheinen sie wie Parvenus unserer Zivilisation. Sie sind ihrer selbst noch nicht ganz sicher und haben zu viele Entwicklungsstufen übersprungen. Ihre Elite ist viel zu intelligent, um das nicht einzusehen. Deshalb gibt es in Japan eine stetig wachsende Bewegung gegen diese eitle Sucht, den Westen nachzuahmen. In China ist gleichfalls eine solche Strömung zu erkennen, aber sie hat ganz andere Gründe. Amerika und Europa mögen den Chinesen gefallen, den Japanern werden sie nie zusagen.

Um die japanische Seele zu verstehen, muß man sich fortwährend vor Augen halten, daß ein heute achtzigjähriger Japaner noch zehn Jahre Mittelalter erlebt hat. Mit anderen Worten: man muß bedenken, daß Japan, ursprünglich so stark von chinesischen Einflüssen durchdrungen, bis zum Jahre 1866 in völliger Abgeschlossenheit lebte. Jeder Verkehr, jeder Austausch mit anderen Völkern war untersagt. Die verschiedenen Geistesströmungen, die Entwicklung der Wissenschaft, die politischen Umwälzungen — keine einzige der großen Bewegungen, welche die zivilisierte Welt aufrüttelten, drang bis zu den Gestaden der einsamen Insel vor.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrat der Portugiese Mendes Pinto als erster Ausländer die weltfremde Insel und verschaffte jenen

Missionaren Eingang, die einige Jahre darauf in schrecklicher Weise niedergemetzelt wurden. Kaum ein Jahrhundert nach der Ankunft des portugiesischen Entdeckers verjagte Japan die Missionare, verwies die Fremden des Landes und schloß sich auf die Dauer von zweihundert Jahren erneut von der Außenwelt ab.

Diese kurze Anwesenheit von Ausländern hatte Japans Sitten nicht zu ändern vermocht, und die gleiche Dynastie, die zwar keine weltliche Macht mehr besaß, aber eine religiöse Autorität wahrte, bestand bereits seit vierzig Jahrhunderten.

Japan begnügte sich jedoch nicht damit, sich von der gesamten übrigen Welt abzuschließen; seine Bewohner teilten sich ihrerseits wieder in einzelne Kasten, deren Grenzen unübererschreitbar waren. An der Spitze stand, gleichwohl ob er tatsächlich regierte oder nicht, der göttliche Kaiser, der Mikado. Auf ihn folgten seine hohen Beamten, dann die Daimio und die Samurai, die den Militäradel bildeten, darauf das Volk, das die Arbeiter, Kaufleute und die Bauern umfaßte, die alle ihre eigenen Theater, ihre eigene Musik und ihre Vorrechte besaßen, die aber nie auf die Privilegien der höheren Kasten hinübergreifen konnten. Und endlich, zuunterst, die Hefe des Volkes, die Parias, die völlig rechtlos waren und von keinem Gesetz geschützt wurden.

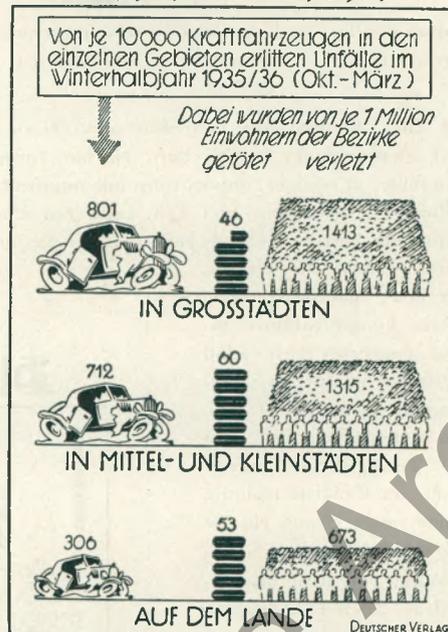
Und dennoch verband ein und derselbe Stolz alle diese Seelen, vom Minister bis zum Bauern, vom Daimio bis zum gänzlich Rechtlosen. Als der Kaiser Meiji vierzig Jahrhunderte alte Überlieferungen umwarf, die Kasten aufhob, das Land unter die Bauern verteilte, die Daimio in Regierungsbeamte, die Krieger in Arbeiter und die Entrechteten in freie Männer verwandelte, als schließlich das ganze alte System zusammenstürzte und Japan unter seinen Trümmern zu begraben drohte, da blieb doch jenes Gefühl unverändert bestehen, das den Aufbau des Vaterlandes und die Zukunft der Rasse rettete, jene geistige Einstellung, die geradezu den Kern der japanischen Volksseele bildet: der Kult der Ehre, der Tapferkeit, der Selbsthingabe, kurz, der japanische Stolz.

Ein Ausländer, der Japan bereist und sich diese jahrtausendealten Überlieferungen und diesen unvermittelten Bruch mit der ganzen Vergangenheit nicht ständig vor Augen hält, kann Japan nie verstehen, und tatsächlich begreift die Mehrzahl der Touristen nicht viel davon. Wirklich viele von denen, die dieses höchst eigenartige Inselreich durchstreifen, bedauern aus tiefster Seele, daß Kioto, die heilige Stadt, sich modernisiert, und ärgern sich aus lauter Vorliebe für eine malerische Romantik darüber, daß sie zwischen den Kimonos so viele europäische Anzüge, so viele Straßenbahnen statt der Jintrikischas und an Stelle der Häuser aus Papier so viele moderne Gebäude sehen. Und doch ist gerade das das Interessanteste, denn trotz allem äußeren Schein darf man hierin nicht zwei entgegengesetzte Strömungen erblicken, sondern gleichsam zwei Arme ein und desselben Stromes; verschieden ist nur das, was sich darin widerspiegelt, das Wasser aber ist das gleiche. Diese Paläste, diese Straßen nach amerikanischem oder europäischem Muster, das alles ist nur eine Fassade. Dahinter steht das alte Japan, stark, trotzig, heroisch und reizvoll.

Kein Volk der Welt, außer vielleicht dem englischen, hält derart hartnäckig an seinen Gepflogenheiten, an den Eigentümlichkeiten seines Komforts, an seiner unabänderlichen Lebensweise fest, die es überallhin mit sich trägt. Es heißt, ein Japaner könne nur in Japan leben und nirgends sonst. Das ist falsch; überall aber, außer in Japan selbst, wird er sich unglücklich fühlen. Und nur in Japan will der Japaner sterben.

Und nun irre ich mitten unter dieser Menschenmenge umher, wo von zehn einer europäisch gekleidet ist. Doch vermag seine Bekleidung mich nicht zu täuschen. Ich weiß, daß dieser Geschäftsmann, Bankier oder Industrielle beim Überschreiten der Schwelle seines Heims, in das ein Ausländer fast nie gelangt, sich der Schuhe und des europäischen Anzuges entledigt, den steifen Kragen wegwirft, und daß diese Handlungen geradezu symbolisch sind: in diesem Augenblick nämlich schüttelt er alles Abendländische von sich ab. Auf der Türschwelle knien seine kleinen Dienerinnen, seine Gattin wirft sich bei seiner Ankunft vor ihm nieder, und seine Abendmahlzeit erwartet ihn in zierlichen Schalen, auf einem lackierten Servierbrett peinlich sorgfältig zusammengestellt. Rasch den Kimono her, in dem er sich wohl fühlt; schnell die Strohmatten, auf der er sich nach den unbequemen Sesseln und Stühlen behaglich ausstrecken kann; seinen Tee und sein Sake nach diesen entsetzlichen importierten Weinen; seine Sprache

Kraftfahrer! Vorsicht!



Die Verkehrsunfälle im Winterhalbjahr 1935/36.

Die Zahl der Verkehrsunfälle in Deutschland ist immer noch erschreckend groß, wenn sie auch im Vergleich zum vergangenen Sommerhalbjahr etwas zurückgegangen ist. Diese Tatsache ist aber darauf zurückzuführen, daß im Winter erfahrungsgemäß der Verkehr immer etwas schwächer wird. Interessant ist dabei, daß in den Städten die Zahl der Unfälle stärker zurückgegangen ist als auf dem Lande, wenn auch die absolute Zahl der Unfälle in den Städten bedeutend höher ist. Die Verkehrsdisziplin scheint also in der Stadt zugenommen zu haben. Wie das Bild zeigt, ist die Zahl der Getöteten merkwürdigerweise in den Großstädten trotz ihres dichten Verkehrs am niedrigsten. Dagegen weist das flache Land die niedrigste Verletztenziffer auf. Die Verkehrssicherheit kann aber auf jeden Fall noch eine beträchtliche Erhöhung erfahren. Darum, Kraftfahrer, mehr Vorsicht!

nach dem furchtbaren Idiom der Barbaren; vor allem aber seine papiernen Fenster- und Türfüllungen, seine zarten Wandschirme und die Klarheit seines kleinen sauberen Hauses nach den Schrecken der modernen Gebäude, die er erbaut hat, um zu beweisen, daß er genau so viel wert ist wie die Weißen, die er von ganzer Seele verachtet. Morgen wird er wieder ihre Livree anziehen, doch nicht, um die Weißen nachzuahmen, sondern um sie zu besiegen.

Denn was den anderen Völkern gelungen ist, jenen, die heute die Erde beherrschen, das will der Japaner auch fertigbringen. Die Barbaren sind stolz auf ihre Flugzeuge, ihre Eisenbahnen, ihre Kraftwagen, ihre Industrien, ihre Städte aus Stein, ihre Untergrundbahnen, ihre Fernsprecher. Das alles schafft der Japaner auch, erst als Nachahmer, dann als Erfinder. Und um die Überlegenheit seiner Rasse zu beweisen, schafft er nicht nur eine Industrie, gründet er eine Börse, modernisiert er eine Armee, legt er Eisenbahnen an, schafft er eine Flotte, sondern er schlägt die Barbaren sogar auch auf ihrem eigenen Gebiet, fabriziert „Schweizer“ Uhren, die weniger kosten und doch gleich gut gehen, webt Baumwollstoffe, die er zu niedrigen Preisen verkauft, ruiniert die europäischen Industrien dadurch, daß er Fahrräder, Spielwaren, Hüte, Kleider, Konserven, Präzisionsapparate, Schuhe und Schmuck billiger herstellt, und erdrückt so die Konkurrenzfirmen beider Kontinente trotz der hohen Transportkosten und Einfuhrzölle der erschrockenen Nationen des Westens.

Alles, was unsere Zivilisation hervorgebracht hat, eignet er sich an, ohne es jedoch ganz in sich aufzunehmen. Er wird zu einem der unbefristetsten Machtfaktoren unserer modernen Welt und absorbiert unsere Kultur doch in nichts. Er bleibt er selber, ganz er selber, und zwar in derart starrem, unverändertem Maße, daß derselbe Japaner von zwanzig Jahren, der im Jackettanzug auf einem Hocker an der Bar sitzt und einen Cocktail trinkt, vielleicht morgen schon in priesterlichem Gewand vor dem Altar seiner Ahnen sich mit einem Schwert den Bauch aufschlitzt, wenn Treue, Ehre oder Vaterland es fordern.

Die Nase.

Aus einem Aufsatz von Dr. med. Saffett Edwards in der von der Amerikanischen Ärztevereinigung herausgegebenen Monatschrift „Hygeia“, Chicago.

Die Nase ist eines der wichtigsten nichtlebensnotwendigen Organe des Körpers. Ihre Hauptaufgabe ist, die Luft, die nur durch sie in die Lunge gelangen sollte, zu reinigen, anzuwärmen und anzufeuchten. Leider atmen viele Menschen, wenigstens zum Teil, durch den Mund. Wenn nicht alle eingeatmete Luft von Staub befreit und in geeigneter Weise vorbereitet wird, besteht die Gefahr, daß man sich eine Lungenentzündung oder eine andere Lungenkrankheit zuzieht. Alle uns umgebende Luft, selbst an den saubersten Örtlichkeiten, führt mehr oder weniger Staub mit sich, von dem man den größten Teil nicht wahrnimmt, und die 54 Prozent unserer Bevölkerung, die in Städten wohnen, atmen sogar noch mehr Staub ein als die auf dem Land Lebenden.

Es kommt hinzu, daß man bei kühlem oder kaltem Wetter unmöglich unangewärmte Luft einatmen kann. Unsere Lungen würden bald in unerträglichem Maße schmerzen. Große körperliche Anstrengung bei kaltem Wetter und das damit verbundene, dem Atemungsbedarf entgegenkommende teilweise Einatmen durch den Mund verursachen einen scharfen Schmerz, ein Stechen in der Lunge. Aus diesem Grunde sind die Eingeborenen der kälteren Gegenden mit langen Nasen ausgestattet, im Vergleich zu den kurzen Nasen der Eingeborenen wärmerer Zonen, wo die Natur die Luft schon bis zu einem gewissen Grade für den menschlichen Gebrauch vorbereitet.

Wenn wir Luft einatmen, die nicht richtig angefeuchtet ist, werden die Lungen infolge des durch seine austrocknende Wirkung erzeugten Schmerzes geschädigt. Die Nase muß die eintretende Luft mit Wasser versorgen. Das zarte Lungengewebe, das dünner ist als das leichteste Papier, muß feucht gehalten werden, damit der Sauerstoff der eingeatmeten Luft hindurchgehen und direkt in den Blutstrom eintreten kann.

Die meisten Menschen stellen von den verschiedenen Funktionen der Nase wohl das Niesen an die Spitze. Der Geruchssinn des Menschen ist im Abnehmen begriffen, dennoch ist es durchaus wahrscheinlich, daß der Mensch ihn noch lange, wenn auch in verkleinertem Umfange, behalten wird, weil er einen großen Teil des Geschmackssinns bildet, der noch nicht zu degenerieren scheint. Der Geschmack ist zu etwa drei Vierteln Geruch. Wenn man daher zeitweilig den Geruchssinn verliert, was bei einer Erkältung oft vorkommt, verliert das Essen viel von seinem gewöhnlichen Wohlgeschmack.

Bei Erwachsenen ist die in der Mitte der Nase befindliche Scheidewand (das Septum) selten ihrer ganzen Länge nach gerade. Von außen gesehen kann eine Nase gut erscheinen, aber man lasse einen in solchen Dingen erfahrenen Arzt die Nase untersuchen, und wahrscheinlich wird er das Innere anomal finden. Gewöhnlich biegt die Scheidewand nach links ab, so daß das rechte Nasenloch übermäßig groß ist. Diese Abbiegung mag in direkter Beziehung zu der Tatsache stehen, daß die meisten Menschen

Rechtshänder sind. Wir sträucheln öfter nach rechts als nach links, und wenn wir bei einem Fall, namentlich in der Jugend, die Nase verletzen, so besteht dies gewöhnlich in einer Verschiebung nach der linken Gesichtseite.

Bei einer solchen behinderten Nase werden die eintretenden Luftströme in ungleicher Menge durch die Nase geführt. Nach dem Durchgang durch die Nasenlöcher vereinigen sie sich im hinteren Teil der Rachenhöhle und gehen dann zu den Lungen hinab. Diese Luftströme haben noch eine andere, sehr wichtige Aufgabe. Die durch die Nasenlöcher nach innen strömende Luft muß die beiden Ohrtrompeten (Eustachischen Röhren) offenhalten, die vom Mittelohr nach dem vorderen Rand des Nasenrachenraumes führen. Der Luftdruck auf beiden Seiten des Trommelfells muß der gleiche sein, sonst gibt es Hörstörungen. Wenn die Luft innerhalb des Ohrs, das heißt hinter dem Trommelfell, auf die Außenluft, die beim Meeresspiegel einen Druck von 1,033 Kilogramm auf den Quadratzentimeter ausübt, kräftig gegen das Trommelfell und hält es ziemlich fest gegen das Knöchelchen, das ihm halbwegs quer vorgelagert ist. Unter diesen Umständen vermag das Ohr nicht so sensitiv zu vibrieren, wie es das ohne diesen behindernden Druck tun würde. Man hört dann nicht so gut wie gewöhnlich und ist häufig von „Kopfgerauschen“ heimgesucht.

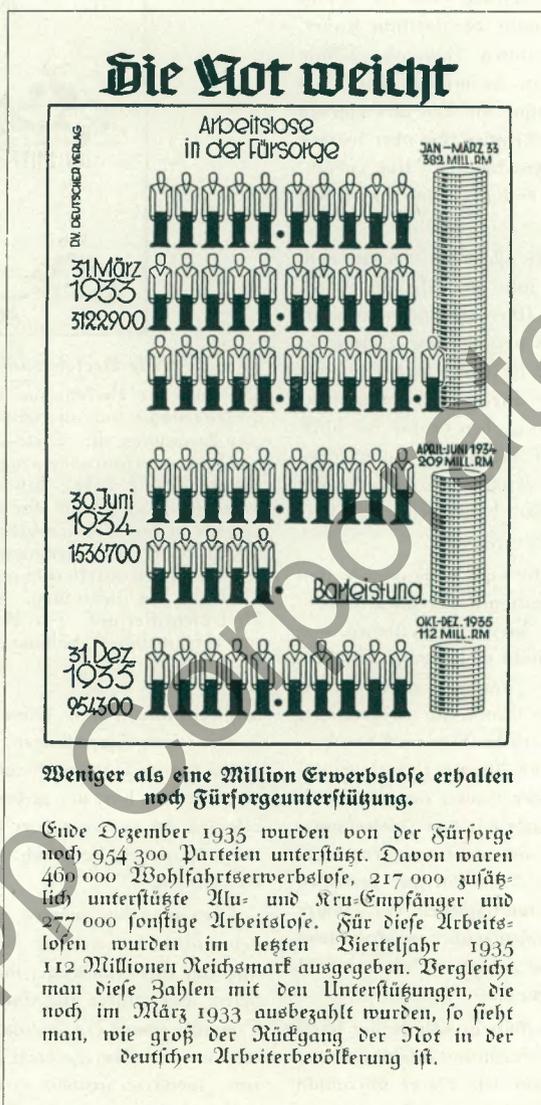
Wenn die Luftströme, die durch die Nasenlöcher in den Rachenraum gelangen, nicht mit gleicher Kraft und in gleichem Umfange an der Rachenöffnung der Ohrtrompeten vorbeistreichen, um die Mittelohren zu ventilieren, so befindet sich diesejenige der beiden Röhren, an deren innerem Ende weniger Luft vorbeiströmt, in einem dauernden teilweisen Vakuum, und dadurch wird die Luft aus dem inneren Ohr entfernt. Verringert sich der Luftdruck innerhalb der Eustachischen Röhre, so klappt sie zusammen, und es treten Störungen ein.

Wenn die beiden Nasenlöcher eine verschieden große Aufnahmefähigkeit für Luft haben, erweist sich das linke Ohr gewöhnlich als mehr oder weniger schwerhörig, nach der Regel, daß die Nasenscheidewand gewöhnlich nach links abgelenkt ist. Es gibt verschiedene

Verfahren, eine abgelenkte Nasenscheidewand wieder in Ordnung zu bringen, doch muß die im Einzelfall beste Methode der Entscheidung des Arztes überlassen bleiben.

Wenn die Nase ihre Aufgabe nur mangelhaft erfüllen kann, leidet schließlich die Schärfe des Gehörs. Es ist unklug, die Nase zu vernachlässigen. Einmal eingetretene Schwerhörigkeit läßt sich nicht leicht wieder beseitigen.

Da bei einer Selbstbehandlung der Nasengänge durch Spülungen leicht zuviel Gewalt angewendet wird, wodurch die Flüssigkeit durch die Eustachischen Röhren in die Mittelohren getrieben werden kann, sollte man hierbei außerordentlich sanft vorgehen. Auch wird den Ohren oft viel Schaden durch gewaltsames und überhäufiges Schnäuzen zugefügt, besonders wenn man erkältet ist. Viele Fälle von Mittelohreiterung entstehen aus zu häufigem und zu kräftigem Gebrauch eines Taschentuchs, namentlich bei akuter Erkältung.



Wissen und Fortschritt.

Von Dipl.-Ing. A. Seiden.

Das erste Flutkraftwerk der Welt.

Dem abwechselnden Spiel der Sonnen- und Mondenergie haben Dichter und Ingenieure zu allen Zeiten reges Interesse entgegengebracht. Bisher aber hat man die von jenem Spiel der Gestirne hervorgerufenen Gezeitenkräfte — Flut und Ebbe — höchstens für Versuchsanlagen ausgenutzt. Nun wird erstmalig ein großes Kraftwerk erbaut, das eine Leistung von 160 000 Kilowatt haben wird! Aber es wird auch dementsprechend viel kosten — 100 Millionen Dollar!

Das gigantische Flutkraftwerk wird in der Fundybay in den Vereinigten Staaten errichtet. Man grenzt hier durch riesige Dämme ein Sammelbecken von fast 100 Quadratkilometer Fläche ab; zur Zeit der Ebbe wird sein Wasserspiegel in gleicher Höhe sein wie der des angrenzenden Meeres, während die Flutwelle 15 bis 16 Meter Höhe erreicht. Das Gefälle der so aufgestauten Wassermengen wird dann im Flutkraftwerk zum Betreiben großer Turbinen ausgenutzt werden. Diese werden täglich zweimal je sieben Stunden arbeiten und dazwischen zweimal je fünf Stunden stillstehen.

Ananas werden in Gips verschickt.

Ananas, die großen, köstlichen Früchte aus Südamerika, sind in Europa sehr teuer. Das hat vor allem seinen Grund darin, daß es sehr schwierig ist, dieses Obst unbeschädigt über viele tausende Kilometer zu verfrachten.

Nun aber wurde eine sehr einfache und nicht besonders teure Methode der Ananasfruchtverpackung gefunden: man hüllt das Obst, sobald es vollkommen ausgereift und gereinigt worden ist, in eine Schicht aus dickem Gipsbrei. Dieser erstarrt und bewahrt nun die Frucht vor Fäulnis und sonstigen Beschädigungen. Erst in Europa, kurz vor dem Verkauf, wird die Gipschicht entfernt, indem man sie einfach zer schlägt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Ananasfrüchte in Zukunft dank dieser einfachen, neuartigen Verpackungsmethode auch in Europa sehr billig zu haben sein werden. In Amerika ist ihr Preis jedenfalls überaus niedrig. Für wenige Cent bekommt man hier die schönsten Früchte. Und da sie sehr vitaminreich und nahrhaft sind, werden sie in großen Mengen verzehrt.

Leuchtgasfabriken und Kokereien in den Tiefen der Erde.

Leuchtgas, das so mannigfache Verwendung findet, vor allem zum Beheizen und Beleuchten von Wohnungen und Industrien, wird bekanntlich in eigenen Fabriken gewonnen, indem man Kohlen unter Luftabschluß — in sogenannten Retorten — erhitzt. Solche Retortenöfen sind sehr teuer. Eben deshalb sind russische Ingenieure vor einiger Zeit auf den Gedanken gekommen, daß man die Kohle gleich an ihrem Fundorte, in der Erde selbst, vergasen könne, wobei man sich nicht nur die Kosten für die Errichtung und ständige Überwachung der Leuchtgasfabrik, sondern auch noch die Kohlenförderungskosten ersparen kann! Die Versuche, Kohlenflöze im Erdinnern zu entzünden, haben tatsächlich sehr schöne Erfolge gezeitigt, und heute schon werden in Rußland — das allerdings überaus reich an Kohlenlagern ist — weite Gebiete mit vorzüglichem Leuchtgas versorgt, das auf diese einfache Weise gewonnen wurde.

In Sorlowka, wo man bisher täglich 22 000 Kubikmeter Leuchtgas durch unterirdische Vergasung von Kohle zur Verfügung hatte, ist man nun einen Schritt weiter gegangen. Man hat hier begonnen, auf ähnliche Weise noch ein anderes, technisch besonders wichtiges Gas zu erzeugen: das sogenannte Wassergas. Dieses Wassergas hat seinen Namen nach seiner Gewinnungsweise; man muß nämlich Wasserdampf auf glühende Kohlen einwirken lassen, um das Gemenge von Wasserstoff und Kohlen säure — als welches sich Wassergas bei der Analyse erweist — in guter Ausbeute zu erhalten. Die Ingenieure von Sorlowka besprizen die von ihnen im Erdinnern entzündeten Kohlenflöze durch einfache Rieselanlagen mit Wasserdampf, indem sie gewöhnliches Wasser ins Erdinnere leiten,

und erhalten nun neben Leuchtgas auch noch das wertvolle Wassergas, und zwar in einer Menge von vorerst 10 000 Kubikmeter täglich. Das Wassergas wird in eigenen Röhrenleitungen zu chemischen Fabriken geführt, wo es als wichtiges Ausgangsmaterial für die Erzeugung von Ammoniak, Alkohol und künstlichem Benzin geschätzt ist.

Der größte Kohlenbagger der Welt.

Im Jahre 1930 hatte der größte Bagger der Welt ein Fassungsvermögen von 15 Kubikmeter bei einem Eigengewicht von kaum 150 Tonnen. Seither sind nur wenig mehr als fünf Jahre vergangen, doch dieser größte Bagger ist beinahe ein Zwerg gegenüber dem neuen Kohlenbagger im Bergwerk von Seelyville in Indiana. Dieser erreicht nämlich die Höhe eines vierzehnstöckigen Wolkenkrägers und ein Gewicht von mehr als 900 Tonnen! Er vermag bis zu 22½ Kubikmeter Kohle aufzuheben, wobei die Riesenschaukel über eine kreisförmige Fläche von etwa 2000 Quadratmeter streichen kann, um die (nahe der Erdoberfläche befindliche) bituminöse Kohle einzusammeln. Vom fast 45 Meter hohen Baggerturm aus kann dann die Schaufel mit der Kohle gehoben und 65 Meter weit entfernt ausgeleert werden.

Der Bagger ist als Raupenfahrzeug ausgebildet, so daß er ohne Schwierigkeit fortbewegt werden kann. Er ist auch imstande, die Rieselastautos und Schlepper, welche bis zu 30 Tonnen Kohle fassen, voll geladen zu heben. Es ist begreiflich, daß solche schwere Verkehrsmittel auf den amerikanischen Straßen nicht Verwendung finden dürfen, doch leisten sie den Bergwerksgesellschaften bei der Fortschaffung des Fördergutes im eigenen Revier sehr gute Dienste. Die Ersparnisse, die durch Verwendung von Rieselbaggern in Gemeinschaft mit Rieselastwagen erzielt werden, sind sehr beträchtlich. Derartige Fördermittel finden daher immer häufiger Eingang in die amerikanischen Bergbaubetriebe.

Starke Magnete durch Zusatz unmagnetischer Metalle zum Eisen.

Die Technik steht vor einem Wunder. Es ist gelungen — in Deutschland und unabhängig davon in Japan —, aus Eisen, Nickel und Aluminium sowie geringen Zusätzen von Magnesium, Kobalt, Titan, Chrom oder Wolfram Magnetlegierungen zu erzeugen, die ebenso starke magnetische Eigenschaften aufweisen wie stromumflossene Weicheisenkerne. Die Magnetkraft der letzteren hängt bekanntlich von der Eisenmasse und vom Durchmesser sowie von der Anzahl der vom elektrischen Strom durchflossenen Wicklungen ab. Alle anderen Magnete haben bisher in der Elektrotechnik keine Bedeutung erlangen können, weil sie meist viel zu schwach sind.

Nun ist es aber oft schwierig, solche stromumflossene Weicheisenkernmagnete einzubauen. Man hat darum in letzter Zeit Versuche angestellt, neue Legierungen von hoher Magnetkraft zu erzeugen, und hat tatsächlich schöne Erfolge erzielt, ohne sich allerdings wissenschaftlich eine Erklärung dafür geben zu können, wieso die magnetischen Eigenschaften des Eisens beim Zusatz von nichtmagnetischen und magnetisch nur schwach empfindlichen Metallen so vervielfacht werden können.

Es ist unter anderem für den Bau von Großlautsprecher-Anlagen von Bedeutung, solche Legierungen von höchster Magnetisierbarkeit zu besitzen. Sie ermöglichen eine wesentliche Tonveredlung ohne große Mehrkosten. Aber auch für Anlasser, Zündvorrichtungen usw. wird man die neuen Legierungen an Stelle der viel Raum erfordernden bisherigen Magnete verwenden können, zumal erwiesen ist, daß die Magnetlegierungen (ohne jede Stromzufuhr) ihre magnetischen Eigenschaften dauernd beibehalten.

Die Geschichte des Fleischextraktes.

Es dürfte vielen nicht bekannt sein, daß schon unsere Urgroßeltern ihre Kraftbrühen aus Fleischextrakt bereiteten wie wir.

Schon im 18. Jahrhundert existierte eine Vorschrift, welche die Herstellung von Fleischbrühe aus Läfelchen lehrte. Da dieses Rezept in einem damals weitverbreiteten Buche (Wiegels natürliche Magie) Aufnahme fand, ist anzunehmen, daß es auch praktisch in großem Maße Verwendung fand. Zur Herstellung dieser Läfelchen nahm man ein Viertel von einem fetten Ochsen, ein nicht zu großes Kalb, zwei Mandel (30 Stück) alte Hühner und junge Hähne oder ein Duzend „Kalefusch-Hühner“ und kochte das in einem Kessel mit 15 Pfund Hirschhorn zusammen. Den Deckel beschwerte man mit einem Gewicht von 60 Pfund. Nach Verlauf von 6 bis 7 Stunden nahm man das Fleisch heraus, zerschnitt es und presste in einer „mit eisern heiß gemachten Blechen“ versehenen Presse die Brühe heraus, die dann mit der im Kessel zurückgebliebenen durch ein „häres Sieb“ gegossen wurde. Nachdem die Masse kalt geworden war, schöpfte man das Fett ab, tat Salz, weißen Pfeffer und gepulverte Nelken hinein. Später erwärmte man alles wieder und rührte so lange mit einem hölzernen Löffel, bis man die Masse auf einen kalten Teller schütten konnte, wo sie zu einer dicken, braunen Gallerte gerann. Darauf ließ man den Extrakt in einem Backofen eintrocknen und zerteilte ihn dann zu Läfelchen.

„Diese Läfelchen“, heißt es wörtlich in dem alten Kochbuch, „hebt man in wohlverwahrten Gläsern zum Gebrauch oder in Kästchen, die trocken stehen, auf. Sie haben einen guten Geschmack und können zu gewöhnlichen Fleischbrühen und Suppen gebraucht werden. Will man Brühe haben, so läßt man 2 oder 4 Loth in ein Maß Wasser, je nachdem man die Brühe stark haben will, zergehen, und braucht sie, wozu man frisch Fleisch nimmt.“

Wie man sieht, gab es also schon lange vor Liebig den Fleischextrakt.

Elektrizität schützt Schiffe.

Beträchtlichen Schaden an Schiffsrümpfen und Wasserbauten richten die Wasserpflanzen und Schalentiere an, indem sie sich an jenen in großer Anzahl ansiedeln. Nun hat ein Däne, Richard Jensen in Kopenhagen, auf Grund langjähriger Untersuchungen gefunden, daß auf sehr einfache Weise diese Gefahr beziehungsweise Schädigung vermieden werden kann: wenn man nämlich im Seewasser Stromfelder erzeugt — durch niedrig gespannten, kontinuierlichen Gleichstrom von weniger als zehn Volt — und diese Stromfelder so anordnet, daß sie den ganzen Schiffskörper oder etwa ein im Wasser befindliches Bollwerk bedecken. Dieses elektrische Sperrfeld soll das Ansetzen von Tieren oder Pflanzen, ohne nennenswerte Kosten zu verursachen, verhindern.

Zucker aus Dahlien statt aus Zuckerrohr und Zuckerrüben!

Die beiden amerikanischen Agrilkulturchemiker Nieger und Weatherby haben eine überraschende Feststellung gemacht, die vielleicht bald allgemein ausgenutzt werden wird. Die Knollen der Dahlien — dieser so prächtigen Zierblumen — sind besonders reich an Dävulose, also Fruchtzucker. Fruchtzucker wieder zeichnet sich durch seine Verwandtschaft mit dem Insulin aus und darf, so wie dieses, von Zuckerkranken trotz seines hohen Süßwertes genossen werden. Man kann den Fruchtzucker aus den Dahlien am einfachsten durch (hydraulisches) Auspressen des Castes gewinnen, indem man diesen dann verkocht; der Ertrag an Zucker ist je Hektar Bodenfläche fast gleich groß, ob man sie nun mit Dahlien oder mit Zuckerrüben bebaut. Und weil Dahlienfelder doch schöner aussehen als Rübenäcker, hat man in Kalifornien bereits begonnen, im großen Dahlienkulturen für die Zuckerverzehrung anzubauen!

Elektrische Narkose.

Gewöhnlich wird eine Narkose — die vorübergehende Herabsetzung von Lebensvorgängen, was zur Empfindungslosigkeit und aktiven Unbeweglichkeit führt — mit Hilfe chemischer Substanzen hervorgerufen. Seit kurzem weiß man aber auch Wärme und vor allem den elektrischen Strom

als Narkosemittel anzuwenden. Insbesondere sind es die Arbeiten von Professor Dr. S. Scheminzyk im Physiologischen Institut der Universität in Wien, die hier wichtige Erkenntnisse gebracht haben. Darüber berichtete der Gelehrte in der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien anfangs 1936. Es ist ihm gelungen, zum ersten Male das Wesen und den Wirkungsmechanismus der Elektronarkose befriedigend aufzuklären.

Eingehende Versuche, die Professor Scheminzyk mit seinen Schülern Dr. P. Adler, Dr. H. Kraus und Dr. W. Reiffenstühl ausführte, ergaben, daß der sogenannte „absteigende galvanische Strom“ (bei welchem die Anode dem Kopf, die Kathode dem Schwanz des Versuchstieres zugekehrt ist) so wie (chemische) Narkotika wirkt. Der „sinusförmige Wechselstrom“ — der heute schon häufig zur Betäubung von Schlachtieren verwendet wird — wirkt dagegen so wie erregende (chemische) Stoffe, also so wie Koffein oder Strychnin, die alle den üblichen Narkotika entgegenwirken. Ein beispielsweise mit Koffein vergifteter Fisch überlebt die Betäubung, in die er infolge Gerinnung des Muskelweißes gerät, falls man ihn einem (absteigenden) galvanischen Strom aussetzt. Wendet man hingegen in diesem Falle Wechselstrom an, so geht der Fisch unter Auftreten von Muskelstarre zugrunde. Es treten nämlich im Wechselstrom zu kräftige Muskelspannungen auf, die beim (absteigenden) galvanischen Strom fehlen. Ähnliche Wechselstromwirkungen sind auch bei den Säugtieren festzustellen. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß lediglich der (absteigende) galvanische Strom vorübergehende Lähmungserscheinungen hervorzurufen vermag, die man mit der Wirkung der chemischen Narkose vergleichen kann. Professor Scheminzyk bezeichnet jene als „Galvanonarkose“.

Bemerkenswert ist, daß kleine Mengen eines chemischen Narkotikums bei gleichzeitiger Anwendung der Galvanonarkose die für letztere normalerweise (das heißt ohne Benutzung chemischer Narkotika) erforderliche Stromdosis auf 40 bis 60 % herabsenken. Da bei länger dauernder Anwendung der Galvanonarkose eine Stromschädigung auftreten kann, ist die gleichzeitige Anwendung chemischer Narkotika in geringer Menge oft von großer Bedeutung.

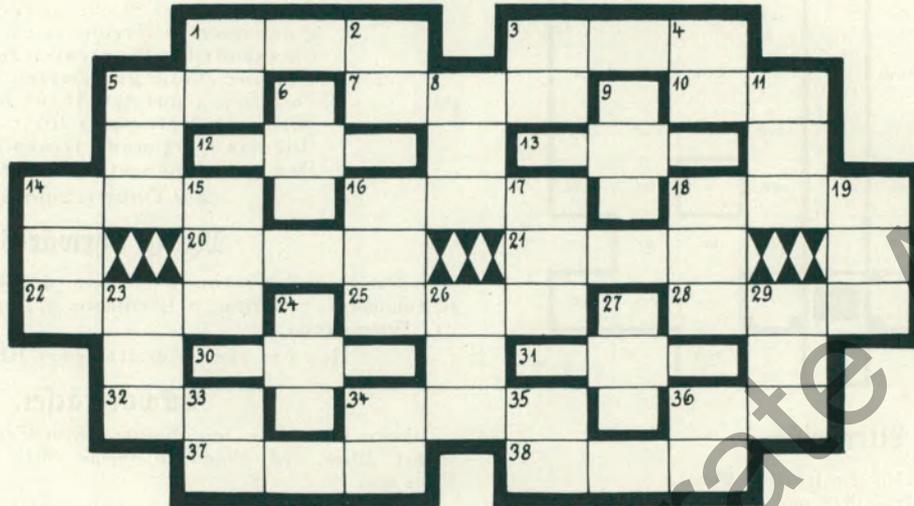
Größer als der Vatikan.

Das Schloß des Negerkönigs Henry in Haiti.

Die phantastischen Leistungen abseits der Geschichte liegender Völker und Staaten geraten, selbst wenn sie fast an Wahnsinn grenzen, schnell und leicht in Vergessenheit. Auf der Insel Haiti, die bald wieder wie früher Hispaniola heißen wird, baute 1811 der schwarze König Henry Christophe eine Festung mitten im Urwald, 850 Meter über dem Meeresspiegel, 20 Kilometer von der Küste entfernt. 20 000 Neger sind nachweisbar beim Bau dieser Festung zugrunde gegangen, deren Pläne ein Mulatte, der in Frankreich studiert hatte, und ein Schotte entworfen hatten. Die Festung enthielt allein in einem 90 Meter langen und 10 Meter breiten Geschützstand 40 Geschütze, von denen das größte 5000 Kilogramm schwer war. Jedes Geschütz mußte zerlegt, von Menschen 20 Kilometer weit und 850 Meter hoch getragen werden. Die ganze Festung enthielt 100 Kanonen. Die Wälle der Festung (1811!) waren 45 Meter hoch, die Gräben fielen von der Wallkante 230 Meter tief herab. Der Mulatte, der die Festung erbaut hatte, wurde vom Negerkönig persönlich in die Tiefe gestürzt, damit er die Geheimnisse des Baues nicht verraten konnte; der Schotte ließ das Honorar im Stich, um diesem Schicksal zu entgehen. Als einmal ein englischer Admiral die Festung in Begleitung des Königs besichtigte, ließ dieser eine Kompanie Neger in voller Ausrüstung durch eine Geschützspforte ins Nichts, in den Wallgraben, 230 Meter tief abstürzen, marschieren, um dem vollkommen sprachlosen Engländer die Disziplin seiner Leute zu beweisen. Die Citadelle la Ferrière, wie die heute noch im Urwald liegende, vollkommen verlassene Festung heißt, ist auf einer Briefmarke von Haiti zu sehen. Wegen der ungeheuerlichen Tragleistung der Erbauer — jedes Stück Holz, Stein, Eisen oder Glas mußte in einem tagelangen Marsch herangebracht werden — stellen die Amerikaner dieses Bauwerk ebenbürtig neben die Pyramiden. Ab und zu steht die Citadelle la Ferrière auf dem Plan einer amerikanischen Gesellschaftsreise, Europäer kennen sie fast gar nicht. Sie ist größer als der Vatikan, St. Peter und der Petersplatz zusammen.

Der Nussknocker

Silben-Kreuzworträtsel.



Bedeutung der Wörter:

Waagrecht: 1. Weltmeer. 3. Getränk. 5. Komponist. 7. Hauptstadt von Albanien. 10. Großstadt an der Wolga. 12. Zwei Könige von Ägypten. 13. Deutscher Dichter. 14. Titelheld bei Shakespeare. 16. Stadt und Freistaat in Mittelamerika. 18. Sumpfpflanze. 20. Afrikanische Wüste. 21. Russisches Dreigespann. 22. Halbinsel Hinterindiens. 25. Wahlspruch, Auslandswechsel. 28. Staatsgut. 30. Mundart. 31. Sinngedicht. 32. Chemischer Grundstoff. 34. Bittgesang. 36. Teil des Hauses. 37. Griechische Göttin des Ackerbaus. 38. Stadt und Provinz in Nordwestitalien.

Senkrecht: 1. Menschenfressender Riese. 2. Regen, griechisch. 3. Ort in Galiläa (Hochzeit). 4. Nebenfluß der Wolga. 5. Empfehlung durch Anzeigen. 6. Berühmte italienische Geigenbauersfamilie. 8. Stadt und Provinz in Nordostitalien. 9. Schwäbisches Meer. 11. Kurort am Golf von Genua. 14. Fluß in Ostafrika. 15. Das japanische Manchester. 16. Truppenschau. 17. Seemann. 18. Japanischer Kaiser. 19. Griechische Mondgöttin. 23. Milchsüßholz. 24. Zwiegespräch. 26. Untergegangene Stadt auf Wollin. 27. Landschaft in Nordwestgriechenland. 29. Bacchantinnen. 33. Teil des menschlichen Körpers. 34. Flüssigkeitsmaß. 35. Rest. 36. Riesenschlange.

Ohne Fleiß kein Preis.

Sicher bist du es nicht klein,
Wenn des Rätsels Lösung dein Bestreben.
Umgestellt und groß ist es Gebein
Mancher Tiere, die da fußlos leben.

Silbenrätsel.

Aus den Silben a - all - beth - bruck - cer - chau - che - chen - chi - chim - däm - de - del - der - di - dwin - e - e - e - eh - ei - eib - fel - fisch - ga - ger - ger - göt - guß - ha - i - il - inns - jau - jo - ki - kin - kop - li - mann - me - me - men - men - na - nen - nor - o - o - pal - pe - ra - rak - re - re - ri - rie - ring - rung - sa - sa - schnee - schnee - see - see - sem - sen - ser - sla - son - sper - tal - te - ter - teu - ti - ti - tis - to - wald - was - weiß - wen - wi - witt sind 32 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Auspruch Wilhelm von Humboldts ergeben (ch = i Buchstabe, j = i).

Die Wörter bedeuten: 1. Oper von Richard Wagner. 2. Amerikanischer Erfinder. 3. Nordische Seefahrer. 4. Stadt in Oesterreich. 5. Deutsche Märchengestalt. 6. Höchster Berg im Riesengebirge. 7. Marderart. 8. Indogermanischer Volksstamm. 9. Künstlicher See. 10. Alpenpflanze. 11. Größte Wüste der Erde. 12. Deutscher Philosoph. 13. Gemeindegut. 14. Alpenpaß. 15. Schwarzwaldsee. 16. Nordische Schicksalsgöttinnen. 17. Edelstein. 18. Ostasiatischer Staat. 19. Sternbild des Tierkreises. 20. Arabisches Königreich. 21. Englischer Novellist des 14. Jahrhunderts. 22. Ostasiatische Hauptstadt. 23. Männlicher Vorname. 24. Roheisen. 25. Bayerischer Alpensee. 26. Stadt im Baltikum. 27. Walzerkomponist. 28. Natürlicher Dünger. 29. Weiblicher Vorname. 30. Zeitgenössischer deutscher Dichter. 31. Höchstes Gut des Menschen. 32. Spätgotischer Bildhauer.

Buchstabenzusammenstellrätsel.

1.	A A I L O R S S U	
2.	A B D E N O P R R	
3.	A I L M M T T U U	
4.	A A C G H I L N T	
5.	A C D E H I N S T	
6.	A D E E L N R S W	
7.	A B I M O R S S U	
8.	A E E G N N I U U	
9.	A A D E I L M N T	
10.	A C E E K M N R R	
11.	A F I I L N N O T	
12.	A A D E L N R S U	
13.	A E E I N P S S T	
14.	A E E G L N I R U	

Die Buchstaben jeder waagerechten Reihe sind zu einem Worte zusammenzustellen. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter, von oben nach unten gelesen, sollen ein in der ganzen Welt bewährtes Hafens- und Wasserbaumaterial der Dortmunder Union nennen.

Bedeutung der Wörter: 1. Stadt im Saargebiete. 2. Stadt im Regierungsbezirk Minden. 3. Letzte Aufforderung. 4. Afrikareisender. 5. Berg im Salzammergut. 6. Reformatorische Sekte des Mittelalters. 7. Heiliger, Kirchenlehrer. 8. Größte australische Insel. 9. Südslawisches Gebirge. 10. Goethes Privatsekretär. 11. Aufblähung der Zahlungsmittel. 12. Teil von Westfalen. 13. Wichtiges Eisenerz. 14. Nervenschmerz.

Rösselsprung.

		ger	dräng	denn	erd	für		
ra	te	band	nung		be	im	der	will
len	gent	schen	drän		fürch	die	der	mer
menſch	ner	auch			ſind's	ter	weg	
er	wil	men	ſei		lich	ge	war	die
er	an	die	durch		te	nun	der	re
uns	krüm	ler	kein		ſchäſ	ring	wich	gen
ſchil	iſt		al		erd		ba	nicht
	laß	um	rich		ten	un	ge	
weg	von	ten			gen	ach	lich	
		fried		en		röſt		C. A. J.

Literariſch.

Die Erſte mit „del“ iſt ein ſportlich Gerät,
Die Zweite mit „del“ ſtets aus fünfzehn beſteht,
Das Ganze hat Seiten, oft hundert und mehr,
Darinnen die Liebe iſt meiſtens Begehr.

Denkaufgabe.

In einem Geſchäft werden an einen Kunden ein Hut und eine Mütze verkauft, die zuſammen 10 RM. koſten. Die Mütze koſtet 6 RM. weniger als der Hut. Wie teuer war der Hut?

Silbenrätsel.

Aus nachſtehenden 64 Silben ſind 21 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben: 1. Deutſche Großfunkſtation. 2. Monatsname. 3. Aus dem Weltkrieg bekannte franzöſiſche Landſchaft. 4. Name eines Minneſängers. 5. Deutſcher Badeort. 6. Seemannsruf. 7. Teil des Luftmantels der Erde. 8. Religion. 9. Wollſtoff. 10. Europäiſche Hauptſtadt. 11. Wiefen- und Zierpflanze. 12. Gedichtart. 13. Schauſpieler des 18. Jahrhunderts. 14. Deutſcher Freiheitsdichter. 15. Konſtanzort in Kanada. 16. Stadt in England. 17. Geſtalt aus Schillers Jungfrau von Orléans. 18. Stadt in Thüringen. 19. Schifffahrtsgellſchaft. 20. Politische Bewegung. 21. Das Jenſeits der germaniſchen Sage.

Die erſten und lezten Buchſtaben, leztere von unten nach oben geſehen, ergeben einen Ausſpruch von Carlyle (H = ein Buchſtabe).

a - a - a - bal - cham - che - de - de - deich - dorf - du - dun - ei - ek - fors - gen - hal - häu - hel - hof - hoi - is - is - ju - ke - ken - la - la - lam - lei - li - lis - mus - na - nach - nal - ne - no - nor - nord - o - ot - ot - pag - re - ree - rei - ſchen - ſe - ſer - ſing - ſo - sphä - ſtra - ta - tann - ti - to - vi - wa - wal - wich - wil - zi.

Lösungen aus dem Juni/Juli-Heft.

Befchränkung und Entfaltung.

Geheimſchrift.

Ein Meiſter iſt, der einſieht, daß Befchränkung auch für den größten Geiſt eine notwendige Stufe zur höchſten Entfaltung darſtellt. Goethe.

Schlüſſelwörter: 1. Öſterreich 2. Baden 3. Würzburg. 4. Nebelkrähe. 5. Flamingo.

Steigerungsrätsel.

Meile - Meiler, Wunde - Wunder, Silber - Silber, Lage - Lager.

Silbenrätsel.

1. Dreieck. 2. Iſolde. 3. Eden. 4. Brutus. 5. Eifenach. 6. Sachſenſpiegel. 7. Thoma. 8. Egge. 9. Nanking. 10. Rilke. 11. Asgard. 12. Türkei. 13. Sippe. 14. Chevreau. 15. Laurin. 16. Amazonas. 17. Eberhard. 18. Ganda. 19. Edelweiß. 20. Spargel. 21. Iphigenie. 22. Nabob. 23. Darré. 24. Dardanellen. 25. Johannisburg. 26. Eifengießerei. 27. Newcomb. 28. Arbeitsdienſt.

Die beſten Ratſchläge ſind die Nackenſchläge,
die uns das Leben gibt.

Rösselsprung.

Sonnengrüner Roſengarten,
Sonnengeweihe Stromesflut,
Sonnentilller Morgenfriede,
Der auf Baum und Beeten ruht. —
Langſam graut der Abend nieder,
Milde wird die harte Welt,
Und das Herz macht ſeinen Frieden,
Und zum Kinde wird der Held.

(Aus Detlev v. Siliencron: Schöne Junitage.)

Mutig vorwärts!

1. Nurni. 2. Paderborn. 3. Erlangen. 4. Oſterode. 5. Schrittmacher. 6. Kolumbien. 7. Stettin. 8. Ueberlingen. 9. Oberſchleſien. 10. Winnipeg. 11. Berleumdung.

Nur der erſte Schritt koſtet Überwindung.

Etworträtsel.

Wunde, Elbe, Gule, acht, Walter, warm, Seine, Kanne, Sonne, Eiche, Eichel, Wein, Veil, Emmerich, Geige, Ger, Rebe, Mus, und, Rum, Sen, neu.

Wie glücklich werde mancher leben, wenn er ſich um anderer Leute Sachen ſo wenig bekümmerte als um ſeine eigenen.

Heilkräftig.

Sonnabend, Sonnenbad.

Wortketten/Silbenrätsel.

Marſchner. Nervenſchock. Echoweife. Serie. Emil. Million. Onkel. Kelbra. Braſilien. Ente. Telemark. Markwart. Wartburg. Burghof. Hofheim. Heimkehr. Kehraus. Ausmarſch.

Berſchieberätsel.

Bereinigte Stahlwerke.

Geographiſches Formenträtsel.

Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.

Die Quelle.

Der Leitspruch „Dienst und Haltung“ ſowie „Das Vermächtnis“ (S. 2) ſind den im Inſelverlag erſchienenen „Nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten“ entnommen. Otto Braun, aus deſſen Nachlaß Auszüge aus Tagebüchern und Briefen ſowie eine kleine Auswahl ſeiner Gedichte in dieſem Buche als erſte Leſe zuſammengestellt ſind, ſiel als Zwanzigjähriger im Frühling 1918. Wir halten die „Nachgelassenen Schriften“ neben den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“, aus denen wir im Jahrgang 1929 unſerer Zeitschrift (S. 517 bis 521) Auszüge brachten, für das wertvollſte Vermächtnis unſerer gefallenen Kriegsjugend.

Die „Deutſchen Soldatenbriefe“ entſtammen dem von unſerem Mitarbeiter Otto Heuſchle herausgegebenen, im Verlage von H. Schauſuß, Leipzig, erſchienenen Auswahlband „Deutſche Soldatenbriefe aus zwei Jahrhunderten“.

Die Genehmigung zur Veröffentlichung der (gekürzten) Erzählung „Die Pflicht“ von Wilhelm von Scholz verdanken wir dem Entgegenkommen des Paul-Liſt-Verlages, Leipzig, bei dem die gleiche Erzählung in zwei Ausführungen erſchienen iſt: einmal in der Bücherei „Lebendige Worte“ (60 Seiten, geb. 75 Pf.), ſodann in japaniſcher Blockbuchart gebunden (45 Seiten, 2,80 RM.).

„Das Werk“

im Spiegel der deutschen . . .

Rölnische Zeitung, 16. Februar 1936:

„Das Werk“, die Monatschrift der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf, ist aus dem Gemeinschaftsgedanken der Angestellten des großen Unternehmens geboren. Heute zählt „Das Werk“ zu den anerkannten deutschen Kulturzeitschriften, die einen breiten Leserkreis in der Welt erobert haben. Jedes Heft wächst aus der Geschichte und der Gegenwartspolitik, aus den Kräften des Volkstums und des persönlichen Erlebens, aus der Verbundenheit von Wirtschaft und Industrie, Technik und Kunst zu einer Einheit unter weitgespanntem Horizont . . .“

Hamburger Nachrichten, 25. Februar 1936:

„Wir haben schon früher auf diese ausgezeichnete Schrift hingewiesen, die sich aus einer zweckbetonten Werkzeitschrift zu einer der hervorragendsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums der Gegenwart entwickelt hat . . . Jeder Kenner verfolgt die Arbeit der Herausgeber und der Schriftleitung mit Spannung.“

Schleswiger Nachrichten, 7. Mai 1936:

„Es gibt in Deutschland wohl keine zweite Monatschrift, die von einem Industriewerk herausgegeben, von einer derartigen Tiefe und Reife der Kulturauffassung ist . . .“

Rölnische Volkszeitung, 3. Januar 1936:

„Deutsche Zeitschriftenkunst. Es muß noch einmal gesagt werden, daß eine unserer schönsten und repräsentativsten deutschen Zeitschriften „Das Werk“ ist, eine Monatschrift, welche die Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft herausgibt. Aus einer echt neuzeitlichen Idee entstand diese Zeitschrift als geistiges Bindeglied zwischen den Angestellten dieses größten deutschen Hüttenkonzerns, wuchs sich aber — das Gute empfiehlt sich über seinen Kreis hinaus selbst! — aus zu einer deutschen Kulturzeitschrift, die auch außerhalb Deutschlands würdig Kenntnis von deutschem Wesen und deutschem Interesse vermittelt.“

. . . und ausländischen Tagespresse.

Water, Amsterdam:

„. . . Für uns als Ausländer hat die Zeitschrift vielleicht noch ganz besonders ihren Wert, weil sie zu einer objektiveren Beurteilung des Strebens nach neuen Möglichkeiten, Zielen und Wegen, die sich bei unseren östlichen Nachbarn ergeben, beitragen kann . . .“

Maatschappij-Belangen, Amsterdam:

„. . . Diese Zeitschrift zeigt Deutschland von der besten Seite; sie ist ein Zeugnis kulturellen Bewußtseins, das weit über den Kreis der direkten Interessen hinausgeht. Sie zeugt für den weiten Blick der Herausgeber, des besten deutschen Geistes.“

Freie Presse, Lodz (Polen), 23. März 1936:

„. . . Was uns besonders an dieser Zeitschrift gefangennimmt, ist ihre Vielseitigkeit, die sich ebensowenig erschöpft in fachwissenschaftlichen Aufsätzen wie in bloßer Unterhaltung, sondern darüber hinaus einen Einblick gewährt in deutsches Forschen und Schaffen — in neues deutsches Wesen schlechthin.“

Deutsche La-Plata-Zeitung, Buenos Aires, 9. Dezember 1935:

„. . . Eine so vornehm aufgemachte, mit erlesenem Geschmack geschmückte Werbezeitschrift einer der großen deutschen Stahlunternehmen spricht für die Höhe der deutschen Kultur . . .“

Der Werker, Österreichische Blätter für technische Volksbildung, Wien, 3. Februarheft 1936:

„. . . Eine Zeitschrift allerersten Ranges, sowohl in der Ausstattung als auch im Inhalt! In musterergültiger Weise ist der vorwiegend aus den weiten Gebieten technischen Schaffens entnommene Inhalt aus der fachlichen Ebene in jene kultureller und geistiger Erziehungsarbeit emporgehoben: eine kulturelle Leistung, die im Werkstum wurzelt.“

Zeitgeschichte, Österreichische Monatsblätter, Wien, Februar 1936:

„Diese Zeitschrift ist wohl die an Güte und Leistung höchststehende in Deutschland. Sie findet immer die besten Mitarbeiter, die Ausstattung an Lichtbildern und Abdrucken von Kunstwerken ist musterhaft . . .“

Abendpost, Chicago (USA.), 11. Februar 1936:

„. . . Das Werk hat sich seinen festen Leserkreis allenthalben in der Welt erobert, und hat es können, weil es nur wenige Zeitschriften deutscher Sprache gibt, die so gut redigiert sind und einen so reichen Inhalt zu bieten vermögen . . . An der Spitze jedes Heftes pflegt als Leitwort der Gedanke eines großen, bedeutenden Mannes zu stehen, deren Auswahl das hohe Niveau kennzeichnet, von dem aus die Zeitschrift geleitet wird.“

Deutsches Volksblatt, Porto Alegre (Brasilien), 25. Februar 1936:

„Diese Zeitschrift . . . gilt heute . . . als eine der besten deutschen Kulturzeitschriften . . . Stets wird hier ein hoher künstlerischer Maßstab angelegt, so daß die letzten Ansprüche kunstfreudiger Leser in allen Teilen befriedigt werden . . . Alles in allem wird hier eine Kunstzeitschrift vorgelegt, die ihr eigenes bestimmtes Gepräge hat und in jeder Nummer mit besonders ausgewählten Kostbarkeiten aufwarten kann . . .“

Neue Deutsche Zeitung, Porto Alegre (Brasilien), 7. Februar 1936:

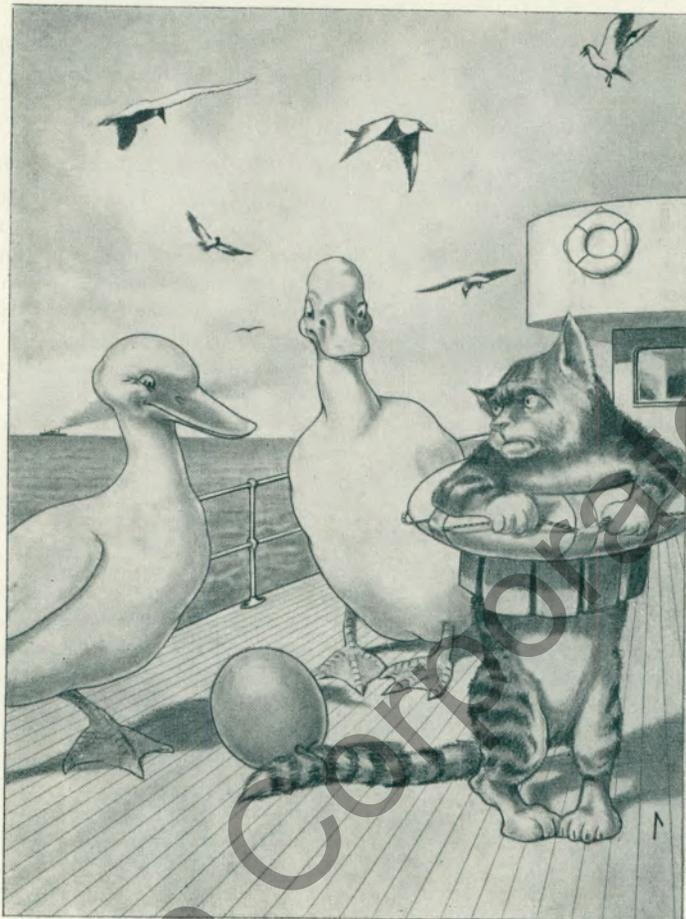
„. . . „Das Werk“ . . . hat sich im Laufe der Jahre zu einer Zeitschrift entwickelt, die man, wenn man einmal Bekanntschaft mit ihr gemacht hat, nicht mehr missen will . . . Sie ist . . . ein Spiegelbild des regsamen deutschen Geistes . . .“

Der Landbote, Temesvar (Rumänien), 29. September 1935:

„Das Werk“ . . . Die Monatschrift, die sich, wie das vor uns liegende Heft es zur Genüge beweist, intensiv mit dem Auslandsdeutschtum befaßt, sprüht eine Fülle von aufrichtigem Volkstumsgeist aus. Der Inhalt des Heftes ist Leben, ist Begeisterung und anregend, um sein eigenes Volkstum lieb zu gewinnen und insbesondere, damit jeder deutsche Volksgenosse mit vollem Recht auf den Umstand stolz sein könne, sich als Glied der großen deutschen Nation zu bekennen. Es greift dem unerschrockenen Kämpfer im Auslande in sein Tief-Inneres, wenn er seine völkische Aufbauarbeit, die er entfernt vom Mutterlande im Interesse der großen deutschen Volksgemeinschaft leistet, richtig gewertet und gewürdigt sieht . . . Die Monatschrift „Das Werk“ leistet dem volksdeutschen Gedanken vorzügliche Dienste . . .“

Die Botanikertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spaltwürmer



Die Landratte.
Zeichnung von J. v. Lampe.

Besucher: „Darf ich mir erlauben, Gnädigste, Ihnen diese paar Blumen zu überreichen?“

Hausfrau: „Aber das war doch wirklich nicht nötig, Herr Müller!“

Besucher: „Sehen Sie, das habe ich auch gesagt; aber meine Frau meinte, das gehört sich nun mal so!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Trost.

„So eine Frau kostet eigentlich viel Geld!“

„Dafür hat man sie auch lange!“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Hans und Eise spielen Vater und Mutter. Eine Weile lang geht alles gut. Plötzlich sagt Eise: „Jetzt mag ich aber nicht mehr — wir wollen uns doch lieber wieder vertragen und wie vorher gute Freunde sein.“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Zwei Referendare debattieren im Gasthaus heftig über eine Prozeßsache. Jeder möchte recht haben. Schließlich ruft der eine: „Herr Ober, bringen Sie mir schnell das Strafgesetzbuch, Teil 2!“

Nach einer Weile kommt der Ober zurück und flüstert: „Der Chef nimmt den Wein auch so zurück.“

(Die Woche.)

„War die Straßenbahn sehr besetzt?“
„Kolossal, sogar die Herren mußten stehen.“

(Die Woche.)

*

Der Lehrer nahm die Zeiten durch: Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft.
„Wenn ich sage: Der Knabe gab — welche Zeit ist das, Fritz?“

„Vergangenheit.“

„Schön. Und wenn ich sage: Dein Vater hat Geld! Welche Zeit ist das, Willi?“

„So um den Ersten herum, Herr Lehrer!“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Ein riesiger Bernhardiner fiel einen Bauern an, der in der Notwehr zur Mistgabel griff, so daß der wütende Hund schließlich tot auf dem Plage blieb.

Der Hundebesitzer verklagte den Landwirt auf Schadenersatz.

„Sie hätten doch“, meinte in der Verhandlung der Richter, „zunächst einmal das andere Ende der Gabel nehmen können und nicht gleich das scharfe!“

Der Bauer erwiderte seelenruhig: „Gewiß, das hätte ich können, Herr Richter, wenn der Hund mir auch mit dem stumpfen Ende entgegengekommen wäre.“

Er wurde freigesprochen.

(Die Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. —

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31. —

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.